A 825,674

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin. Wiersbitzki Otto

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Dritter Band.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

DD
205
.C83
A3
v.3

Druck von Gebrüder Binger in Amſterdam.

Digitized by Google

Inhalt.

V. Die Revolution.

Seite

Erſtes Capitel. Paris im Februar 1848. — Die drei Tage. — Brief an Herrn von Lamartine. — Die Deutſchen in Paris. — Georg Herwegh. — Die deutſche Legion. — Adalbert von Bornſtedt. — Reinhardt von Schimmelpfennig. — Löwenfels. — Verhandlungen mit der proviſoriſchen Regierung. — Lebru-Rollin. — Flocon. — Abmarſch des erſten, — des zweiten Bataillons. — Abſchied in Vincennes. — Meine Wirthin als Sybille. — Abreiſe nach Straßburg 3

Zweites Capitel. Die republikaniſche Legion in Straßburg. — Unordnungen. — Das Dekret gegen Bornſtedt. — Wahl der Befehlshaber. — Feldmarſchall Börnſtein. — Corvin, Chef des Generalſtabes. — Löwenfels in Verzweiflung. — Frau Herwegh macht eine Kundſchaftsreiſe nach Baden. — Aufſtand in Offenburg. — Veranlaſſung deſſelben. — Meine Kundſchaftsreiſe nach Baden. — Freiburg. — Hecker bei Kandern. — Rückkehr nach Straßburg. — Neue Wahl. — Recognoscirung zum Uebergang über den Rhein. — Der Abgeſandte von Philip Becker. — Abmarſch von Straßburg. — Banzenheim. — Schalampe. — Alarmirung der badiſchen Vorpoſten bei Neuenburg. — Austheilung der Waffen. — Abſendung des Oberſten Rango von Weſterburg. — Uebergang über den Rhein bei Großkembs 56

Drittes Capitel. Eintheilung der Legion. — A—. — Delaporte. — Frau Herwegh als Freiſchärler. — Betrübende Nachrichten von Kandern. — Verrätherei. — Die Avantgarde. — Gräfe. — Frühſtück in Tannenkirchen. — Würtembergiſche Reiter. — Regen. — Kandern. — Aufnahme dort. — Erſtes Nachtquartier in Vogelbach und Marzell — Oberſt Löwenfels. — Abmarſch. — Einmarſch ins Münſterthal. — Mutten. — Furcht der Einwohner. — Der Feind zeigt ſich. — Alarm. — Barrikaden. — Nachrichten von der Niederlage bei Freiburg. — Marſch nach Wieden. — Zweites Nachtquartier. — Der Morgen. — Ueberſteigung des Belchen-

Seite

berges. — Feinde ringsum. — Zell im Wieſenthale. — Ein Nachtmarſch. — Niederboſſenbach 79

Viertes Capitel. Das Gefecht bei Niederboſſenbach. — Mangel an Munition. — Reinhardt von Schimmelpfennig's Heldentod. — Feldmarſchall Börnſteins Heldenlauf. — Flucht. — Abenteuer in Karſau. — Würtembergiſche Reiter. — Die Schlucht. — Zuſammentreffen. — Der brave Schmied von Karſau. — Erſchöpfung. — Seltſames Erwachen. — Große Gefahr. — Ich werde Schmiedegeſell. — Gehe auf Arbeit. — An einem Tiſch mit dem Feinde. — Ueber den Rhein. — Gerettet. — Rheinfelden. — Herwegh's Abenteuer. — Ich gelte für todt. — Ankunft meiner Frau . 117

Fünftes Capitel. Rheinfelden. — Zu nahe der Grenze. — Fahrt nach Muttenz. — Friedrich Hecker. — Theodor Mögling. — Schöninger. — Philipp Reuter. — Rückkehr nach Rheinfelden. — Abſchied. — Stadt Baſel muß man meiden. — Louisville. — Ein Beſenſtielheld. — Straßburg. — Die Schuſterhelden. — Der Centralausſchuß. — Guſtav von Struve. — Carl Heinzen. — Ausweiſung des Centralausſchuſſes. — Erklärung Heckers. — Wahl eines Unterſtützungscomités. — Der Präſident deſſelben. — Schisma. — Der Rebſtock. — Demokratenportraits. — Oberſt Wurſtenberger. — Die Gräfin Paninska. — Polizeiroman. — Herr Dr. Krätzer. — Zeiler von Ladenburg. — Hiob Daniel Backfiſch. — Falſtaff. — Ausweiſung. — Le chef de bande Corvin. — Alfred Meiſter. — Böning. — Janſen. — Ausſöhnung. — Definitive Abreiſe. — Aufenthalt in Weißenburg. — Der Frankfurter Putſch. — Eſſelen. — Der Struveſche Aufſtand. — Abreiſe nach Berlin 143

Sechstes Capitel. Veränderungen in Berlin. — Held. — Arbeiterkrawall. — Die Maſchinenbauer. — Berliner Demokraten. — Die Clubs. — Der Social-Verein. — Berlin muß ſofort verproviantirt werden. — Die Volksſchutzcommiſſion. — Der Demokratencongreß. — Sturmpetition. — Volksverſammlung. — Arnold Ruge. — Scene vor der Deputirtenkammer. — Der permanente Ausſchuß des Demokratencongreſſes. — General Wrangel. — Belagerungszuſtand. — Ausweiſungen. — Journalverbote. — Miniſter von Manteuffel. — Held's politiſche Weihnachtsſtube. — Satyren. — Louiſe Aſton. — Loyale Renommiſten. — Die vereitelte Volksverſammlung. — Ueberall Aufſtände. — Revolution in der Pfalz und in Baden. — Briefe an Ravaux und an Blind. — Meine Ausweiſung aus Berlin. — Abreiſe nach Baden 186

Siebentes Capitel. Reiſe. — Auf dem Dampfſchiff. — Mainz. — Der erſte Freiheitskämpfer an der Flohhütte. — Worms. — Oberſt Blenker. — Morgengruß. — Mannheim. — Franz Ravaux. — Sigel. — Carlsruhe. — Philipp Becker. — Dortu. — Carl Heinzen. — Der alte Böning. — Die Flüchtlingslegion. — Der Kriegsminiſter-Stellvertreter. — Das Geniebataillon. — Anneke. — Julius Fröbel. — An der Table d'Hote. — Gefecht bei Hemsbach. — Die Dragoner. — Thörichte Bekanntmachung. — Der Sicherheitsausſchuß. — Sigel, die Vollmacht und Carl Heinzen. — Auf dem Kriegsminiſterium. — Guſtav von Struve. — Der

Seite

alte Schlöffel. — Mögling. — Fickler arretirt. — Abſchied von Sigel. — Oberſt Türr. — Viſite bei Struve. — Rückkehr nach Mannheim. — Janſen aus Cöln. — Willich. — von Trützſchler. — Der neue Oberſt der Volkswehr. — Abmarſch des erſten Bataillons. — Vertheidigungsmaßregeln. — Oberſtlieutenant Mercy. — Requiſition von Pferden. — Botſchaft von Friedrich Doll. — Der Bürgermeiſter von Neckarau. — Das Hauptquartier. — Major Tiedemann. — Germain Metternich. — Abermals Schlöffel. — Hauptmann Stöck 219

Achtes Capitel. General Mieroslawski. — Generaladjutant, Oberſt Sigel. — Revüe bei Mannheim. — Adam Mieroslawski. — Barrikaden in Ludwigshafen. — Gefecht bei Käferthal. — Die Heſſen geſchlagen. — Angriff der Preußen. — Ich übernehme das Commando gegen ſie. — Unannehmlichkeit mit dem General. — Verſuch die Brücke abzuführen. — Ludwigshafen in Brand geſchoſſen. — Sehr lebhaftes Gefecht am 17. Juni. — Das Gefecht am Abend von den Preußen erneuert. — Ihre Geſchütze demontirt. — Alarm in der Nacht. — Der aus dem Rhein gefiſchte Ungar. — Lieutenant Bär und vierundzwanzig Kameraden. — Brand der Batterieen. — Die Preußen ziehen ab. — Die Baiern. — Waffenruhe. — Gefährlicher Sturz mit dem Pferde. — Vorbereitungen an der Neckarſeite. — Das verdächtige Schiff. — Nachricht von dem Unglück von Waaghäuſel. — Befehl zur Räumung Mannheims. — Contrerevolution. — Ich und andere Oberſten werden am Bahnhof arretirt. — Gefährliche Lage. — Lieutenant Hauf und die Volkswehr. — Befreiung. — Die gefangene Locomotive. — Abfahrt. — Janſen. — Trützſchler und Stöck gefangen. — Ankunft in Heidelberg. — Pferdehandel. — Theodor Mögling. — Nächtlicher Ritt nach Neckargemünd . 260

Neuntes Capitel. Neckargemünd. — Aufbruch. — Der Mieroslawskiſche Flankenmarſch. — Sinsheim. — Fataler Verluſt. — Marſch nach Eppingen. — Waldangelloch. — Der Spion. — Butterſeelen. — Bretten. — Endlich im Hauptquartier. — Mieroslawski. — Die Hanauer Turner. — Durlach. — Die Pfälzer Truppen nach dem Gefecht bei Ubſtadt. — Snayda. — Anneke und Frau. — Oberſt Becker. — Carlsruhe. — Oberſt Blenker. — Mercy und die erhaltenen Befehle. — Diktator Gögg. — Ettlingen. — Willich. — Der neue Chriſtus mit Johannes — Nach Raſtatt. — Einquartirt. — Ausflug nach Gernsbach. — Die Murglinie. — Blenker. — Pferdehandel. — Rückkehr nach Raſtatt. — Der gelynchte Spion. — Unfreiwillige Muße. — Der Peter- und Paulstag. — Gefecht im Hirſchgrund und an der Murglinie. — Siegesfreude. — Bitteres Deſſert. — Gernsbach verloren. — Ein Abenteuer um Mitternacht. — Sigel. — Rundſchau. — Der Kriegsminiſter. — Nach Tiſche. — Lieutenant Hauf. — Niederbühl. — Die preußiſche Armee. — Scharmützel. — Der Paſſirſchein. — Am Thore. — Belagert 296

Zehntes Capitel. Chef des Generalſtabes. — Beſetzung der Stellen. — Die Garniſon. — Der Generalſtab. — Lieutenant Hain. — Enno Sander. — Ernſt Elſenhans. — Major Lang. — Major Mahler. — Oberſt von Biebenfeld. — Major Heilig. — Der alte Böning. — Der Gouver-

Seite

neur, Oberſt Tiedemann. — Mein Quartier im Schloß. — Der Paſcha von Janina. — Aufforderungen zur Uebergabe. — Antwort. — Lumpereien. — Eine Verſchwörung gegen den Gouverneur. — Tiedemann arretirt. — Ich befreie ihn. — Eine Kriſis. — Meuterei. — Sieg der Rede. — Ausſöhnung. — Seltſame Parlamentäre. — Der Kundſchafter. — Neue Thorheit. — Abermals ein innerer Sturm. — Ich beſchwöre ihn nochmals. — Das dritte Regiment zieht eigenmächtig nach Fort A. — Alarm 331

Elftes Capitel. Das Gefecht bei Rheinau am 6. Juli. — Das erſte Bombardement. — Preußiſche Sonntagsfeier. — Bomben und glühende Kugeln. — Ich verlange Entlaſſung von meinem Poſten. — Ausfall nach Rauenthal. — Ich als Zuſchauer. — Scharfes Gefecht. — Tiedemann verwundet. — Beſchießung von Niederbühl. — Ausfall dorthin. — Major Leiner und Hauptmann Peter. — Die Preußen zurückgeſchlagen. — Gerüchte von Sigel. — Major Fach. — Todte und Verwundete. — Lieutenant Hauf's Tod und Begräbniß 372

V.

Die Revolution.

»No libel is so galling as the truth.«

Erstes Capitel.

Paris im Februar 1848. — Die drei Tage. — Brief an Herrn von Lamartine. — Die Deutschen in Paris. — Georg Herwegh. — Die deutsche Legion. — Adalbert von Bornstedt. — Reinhardt von Schimmelpfennig. — Löwenfels. — Verhandlungen mit der provisorischen Regierung. — Ledru-Rollin. — Flocon. — Abmarsch des ersten, — des zweiten Bataillons. — Abschied in Vincennes. — Meine Wirthin als Sybille. — Abreise nach Straßburg.

Durch die im vorigen Buche näher erläuterten Geschäfte nach Paris geführt und dort festgehalten, wurde mir für meine Bemühungen für den Fortschritt und die Freiheit die Belohnung zu Theil, Augenzeuge und Theilnehmer des großen Ereignisses zu werden, welches der Anfang einer Kette von politischen Handlungen wurde, welche seit jener Zeit Europa, ja die ganze Welt, in fortwährender Aufregung erhalten haben.

Auf Dienstag den 22. Februar 1848 war in den Champs-Elysés ein „Reformbanquet" festgesetzt worden und die Regierung hielt es für zweckmäßig, einige zu diesem Ende getroffene Anordnungen zu untersagen. In den Straßen hörte man einzelne Rufe: „A bas Guizot!" und „Vive la reforme!"

Ich sprach gegen meinen Quasi-Schwager — einen Conservativen, weil er etwas zu conserviren hatte — die Absicht aus, den Ort zu besuchen, wo das Banquet stattfinden

ſollte, da dort ſicherlich Intereſſantes zu ſehen ſein werde; er rieth mir jedoch dringend davon ab, indem er ſagte: „Es wird dort ein von Taſchendieben verurſachter Auflauf ſtattfinden, wobei Sie Ihre Uhr los werden und dafür vielleicht eine Kugel in den Leib bekommen können; glauben Sie mir, dieſe ganze Geſchichte wird gar keine Folgen haben, wir ſind an ſolche Dinge gewöhnt.“

Meine junge, hübſche Wirthin, eine lebhafte Bretagnerin, hatte darüber andere Anſichten; ſie ſagte: „Ich bin überzeugt, es giebt in den nächſten Tagen Etwas; es wird wieder ſo viel in den Straßen geſungen.“ Ich war von der Bemerkung überraſcht, denn ich hatte ſie ebenfalls gemacht. Am 21. Februar rief ſie mir, als ich nach Hauſe kam, eifrig zu: „Nun bin ich gewiß, daß es eine Revolution giebt, denn ich habe meinen Waſſerträger fünf ganze Laibe Brot nach Hauſe tragen ſehen.“

„Was um des Himmels Willen haben die Brote Ihres Waſſerträgers mit der Revolution zu thun?“ rief ich lachend.

„Comme vous êtes bé bé!“ — eine freundliche Abkürzung für bête. — rief ſie ungeduldig; „ſehen Sie denn nicht, daß ſich der Mann für die drei Tage proviantirt?“

„Warum denn für die drei Tage?“ —

„Ach, weil ſie dieſe dummen Dinge hier immer in drei Tagen abmachen!“

Meine hübſche Wirthin verſtand ſich auf die Straßenpolitik und hatte überhaupt viel Diplomatie im Kopfe, denn ſie war einige Jahre lang die proviſoriſche Gemalin eines Geſandten geweſen und nur mit Diplomaten umgegangen, ſeit welcher Zeit ſie ſich Madame nannte, „weil das reſpectabler klinge.“ Später hatte ſie einer Marquiſe die Laſten des Eheſtandes tragen helfen und von dieſer Zeit, verlebt in der

Vorſtadt St. Germain, ariſtokratiſche Ideen beibehalten, obwohl ſie eine Tochter des Volks war. Jetzt hatte ſie eine Etage am Place du Havre möblirt und hoffte die einzelnen Zimmer an gut bezahlende Herren zu vermiethen. Ich war ihr erſter und vorläufig einziger Miether, daher der Gegenſtand ihrer beſondern Sorgfalt und Zärtlichkeit. Herr S., der meine Wohnung und Wirthin inſpicirte und in Paris ergraut war, ſagte: „Vous êtes très bien ici.“ Und ſo war es auch; Madam Hériſſé verwöhnte und pflegte mich und kochte mir Tiſane, wenn ich mich erkältet hatte, kurz, that Alles was man von einer hübſchen Pariſer Wirthin wünſchen und verlangen konnte.

Der Dritte in unſerm häuslichen Bunde war Pompejus, ein alter Neger, der uns bediente. Er hatte mit ſeinem römiſchen Namensvetter nicht das Allergeringſte gemein, trug graue Wolle auf dem Kopf, wie ein engliſcher Advocat, hatte die Waden ſeitwärts von ſeinen ſchön geſchweiften Schienbeinen und war ſtolzer auf ſeine Hinterfront als auf ſein Geſicht. Letzteres ſah aus wie ein ſehr gebrauchter, ſchwarzer Lederkoffer, und wenn man Pompejus von hinten betrachtete, ſo meinte man, er trage einen Keſſel als Harniſch unter den Hoſen. Auf dieſes hintere Vorgebirge war er ſo ſtolz, daß er ſtets eine Jacke trug und es faſt als eine Beleidigung anſah, wenn man ihm einen Rock ſchenkte. Pompejus mein Zimmer bohnen zu ſehen, würde Minos zum Lachen gebracht haben. Dies Bohnen geſchieht vermittelſt zweier Bürſten, welche der Arbeiter ſich wie Schlittſchuh unter die Füße befeſtigt und auf denen er die merkwürdigſten Bewegungen ausführt. Pompejus' Augen funkelten und ſein Wurſtmaul dehnte ſich bis an die Ohren aus, wenn es an's Bohnen ging. Er gerieth dabei förmlich in Extaſe, ſchnippte mit den Fingern und lachte, und der unter den Hoſen verborgene

Fleiſchkeſſel zitterte ſo ſchnell, daß man faſt ſchwindelig wurde; er ſchlug förmlich Triller vor Entzücken. —

Es war höchſt intereſſant zu beobachten, wie die Aufregung in der großen Stadt von Stunde zu Stunde ſtieg; der Aufſtand wurde auf bewundernswürdige Weiſe von den Führern der Demokratie geleitet, denen auch keine einzige günſtige Chance entging.

Dichte Maſſen von Geſtalten, die den Gräbern entſtiegen ſchienen und die man ſonſt niemals am Tage zu ſehen bekömmt, zogen unbewaffnet, in drohendem Schweigen über die Boulevarts. Die Blouſe deckte die Lumpen, mit denen dieſe Männer bekleidet ſein mochten; allein die bleichen, abgehungerten Geſichter ließen ſich nicht verbergen und manchem reichen Krämer zog ſich das Herz zuſammen, wenn er hineinſah.

Allmählig erſchienen Waffen in dieſen Colonnen, zuerſt Stöcke, dann einzelne Gewehre. Einer dieſer Haufen, die wie Gewitterwolken über den leichtſinnigen Pariſer Straßenhimmel zogen, ward von einem alten Mann in bloßem Kopf und mit langem, grauem Barte angeführt, aus deſſen Augen Fanatismus hervorglühte. Ihm zur Seite ſchritt eine lange, humoriſtiſche Geſtalt, die eine Kindertrommel um den Hals bis nur auf die Bruſt herabhängen hatte, auf welcher der komiſche Mann aus Leibeskräften trommelte.

Ich konnte nicht über dieſe grotesken Erſcheinungen lachen, denn der Humor überdeckte hier einen entſetzlichen Ernſt, todtesmuthige Entſchloſſenheit, und immer und immer drängte ſich mir der Vers des unſterblichen Dichters auf:

These signs forerun the death or fall of kings.
(Dieſe Zeichen gehen dem Tode oder Falle von Königen voran.)

Neckereien mit den gardes municipaux begannen, die oft Chargen im Galop die Boulevarts entlang machten,

wenn Niemand auf dem Fahrweg war, zum großen Amüſement der dichtgedrängten Spaziergänger auf dem Trottoir.

Unter meinem Fenſter vorbei marſchirte ein Infanterie-Regiment, an ſeiner Spitze ein General. Dieſer drehte verlegen ſeinen Bart und ſah auf den Hals ſeines Pferdes; die ſonſt ſo heitern franzöſiſchen Soldaten, die lachend und ſingend gegen einen Feind des Landes anſtürmten, ſahen bleich und mißmuthig aus; für ſie war es keine heitere Ausſicht, kein Feſt, zum Morde ihrer Mitbürger berufen zu ſein. „Dieſe Soldaten werden ſich nicht gegen das Volk ſchlagen," ſagte ich."

Die Ereigniſſe dieſer Tage ſind ſo oft beſchrieben worden, daß ich den Umfang dieſer Blätter nicht durch eine neue Beſchreibung vermehren will. Ich war bald hier bald dort in den Straßen und obwohl das, was ich ſah, ſeine aufregende Wirkung auf mich nicht verfehlte und mich als Erfüllung einer vor längerer Zeit von mir gemachten Prophezeihung höchlich freute, ſo bot ſich doch in den beiden erſten Tagen keine directe Veranlaſſung für mich dar, an dem Kampfe perſönlich Theil zu nehmen.

Meine Wirthin that Alles was ſie konnte, mich von ſolcher Thorheit, wie ſie es nannte, abzuhalten, und wenn ich ihren Gründen kein Gehör ſchenken wollte, konnte ſie ſehr böſe werden und ſchloß ihre Rede mit einem zornigen: „Comme vous étes bé bé!" — wozu Pompejus ſo entſetzlich nickte, als wolle er ſich ins Knie beißen.

Am Abend des 23. Februar war auf dem Boulevart des capucins vor dem Hotel des Miniſters Guizot eine große Menge von Menſchen, Männern und Frauen, verſammelt, die ruhige Zuſchauer deſſen waren, was auf der Mitte der Straße vorging. Municipalgarden und berittene Jäger patrouillirten auf derſelben hin und her und vor dem Hotel

ſtand ein Bataillon eines eben in Paris eingerückten Linien-Regiments. Louis Philipp hatte bereits abgedankt, das Volk ſchien zufrieden und die Revolution zu Ende; ich ging alſo ruhig nach Hauſe, wo mich meine argliſtige Wirthin durch ein beſonders gutes Abendeſſen feſtzuhalten wußte. Der Kanonendonner und das Gewehrgeknatter dieſer ereignißreichen Nacht drangen nicht in mein friedliches Zimmer am Place du Havre und ich verſchlief ſie, nichts ahnend von den wichtigen Vorgängen, deren Folgen noch heute die Welt durchzittern.

Gegen Morgen ergriff mich jedoch eine eigenthümliche Unruhe, eine Art von Ahnung, gemiſcht mit Scham, und es litt mich nicht länger im Bette. Es war noch dunkel als ich aufſtand, und als meine emſige Wirthin den Kaffee bereitete, nahm ich meinen Hut und ging ihr förmlich durch. Es war noch nicht ganz hell, als ich auf die Boulevarts kam. Die dort herrſchende Stille war mir auffallend und außer einer Abtheilung Linienmilitär, welche mit Gewehr beim Fuß niedergeſchlagen vor dem Hotel Guizot ſtand, ſah ich faſt keinen Menſchen. In der tiefer gelegenen Straße, wo ſich kleine Gärten vor den Häuſern befanden, ſah ich in einem derſelben einen Mann, welcher bei dem unſicheren Lichte emſig die Spur eines Maulwurfes zu verfolgen ſchien; eine Beſchäftigung, welche zu der faſt ländlichen Ruhe der Scene paßte. Der Mann folgte jedoch dem Wege einer Kugel.

Bei dem dämmernden Lichte bemerkte ich mit Befremden, daß der Platz vor dem Hotel mit Beſen gekehrt war, und hie und da große, dunkle Flecken, deren Urſprung ich mir nicht erklären konnte, da es, ſo viel ich wußte, während dieſer Nacht nicht geregnet hatte. Während ich, in einem dieſer Flecke ſtehend, verwundert den Boden zu meinen Füßen

betrachtete, trat der Gartenliebhaber zu mir heran und ſagte mit großer Emphaſe: „Ja mein Herr, das iſt Franzoſenblut!“ — Nun erſt erfuhr ich, daß etwa zehn Minuten, nachdem ich dieſen Platz am Abende vorher verlaſſen hatte, der verhängnißvolle Schuß aus dem Garten des Miniſters gefallen war und den Mord von gegen fünfzig unſchuldigen Spaziergängern zur Folge gehabt hatte.

„Blut iſt ein ganz beſonderer Saft!“

Rachegeiſter ſchienen über den Lachen zu ſchweben, in denen ich ahnungslos watete; die Ruhe der Scene gewann nun eine andere Bedeutung; ſie konnte nur die ſein, welche dem Ausbruche eines heftigen Gewitters vorherzugehen pflegt. Ich ſelbſt fühlte mich ſeltſam bewegt und aufgeregt, aber empfand mehr Mitleid als Haß gegen die armen Mörder, deren niedergeſchlagene Mienen mir deutlich anzeigten, daß ſie ſich ihres blutigen Werkes nicht freuten.

Als ich den Weg zur Porte St. Martin einſchlug, fand ich die Scene belebter. An der Ecke der Straße du Helder, vor dem Laden des Waffenhändlers Devîmes, war eine aufgeregte Volksmenge verſammelt, mit welcher ich in den Waffenladen eindrang. Er war ſchon am Tage vorher heimgeſucht worden und bot einen eigenthümlichen Anblick. Tiſche und Stühle in demſelben waren von der eifrig nach Waffen verlangenden Volksmenge umgeſtülpt und ohne Muthwillen, nur durch das Gedränge in Stücke getreten worden.

Man fand einige künſtlich verborgene Wandſchränke und in ihnen Maſſen von Säbelklingen, nach welchen ſich Hunderte von Händen begierig ausſtreckten. Die Klingen wurden am Heftende mit Tüchern umwunden und mit Rachegeſchrei geſchwungen. Mir genügte eine ſolche Waffe nicht, allein die Arbeiter des Waffenhändlers, die mich dringend aufforderten, die lärmende Menge zum Verlaſſen des Ladens

zu veranlaſſen, ſagten mir, daß kein einziges Gewehr mehr vorhanden ſei. Ich gab jedoch meine Nachforſchungen nicht auf und trat in die anſtoßende Werkſtatt, in der ſich eine Art von Hängeboden befand, zu welchem ich auf einer vorgefundenen Leiter hinaufſtieg. Ich fand hier einen bedeutenden Vorrath von Patronen und ganze Säcke mit Kugeln, die ich den über den koſtbaren Fund jubelnden Leuten hinunterwarf; ich ſagte jedoch nichts von den zahlreichen, eleganten Käſtchen, die umherſtanden, und welche ſämmtlich koſtbare Gewehre und Piſtolen enthielten, die meiſtens von einer neuen Conſtruction waren und deren Gebrauch das Volk ſicher noch nicht kannte. Ich wollte dem Waffenhändler einen Schaden erſparen, der nur Plünderern zu gut gekommen wäre und man ließ ſich auch beſchwichtigen; ich ſelbſt nahm mir jedoch ein köſtliches, doppelläufiges Gewehr mit ſchwarzem Schaft.

Als ich mit demſelben das Haus verließ, um es in einem benachbarten Weinhauſe in Ruhe zuſammenzuſetzen, folgte mir einer der Arbeiter von Devîmes. Wiſſen Sie wohl," ſagte er, „daß dies Gewehr über 2000 Franken werth iſt? ich kenne es, denn ich habe ſelbſt daran gearbeitet." Ich gab dem Manne die Verſicherung, daß ich es nach gemachtem Gebrauche wiederbringen würde; allein er lächelte ungläubig und half mir das Gewehr zuſammenſetzen, da mir die Conſtruction noch unbekannt war. Es war nach dem Syſtem Lefaucher gebaut und wurde von hinten geladen mit einer eigenthümlichen Patrone. Dieſe beſtand aus einer Hülſe von dünner Pappe, deren eines Ende durch eine kupferne Kapſel geſchloſſen war, aus welcher ein Stift hervorragte, der in einen Einſchnitt an dem untern Theil des Laufes paßte. Dieſer Stift ſtand in einem Zündhütchen, welches ſich im Innern der Patrone befand. Die Kugel war am andern

Ende der Patrone feſt aufgeleimt. Durch einen gewöhnlichen Hahn, der auf den Stift wirkte, wurde das Pulver in der Patrone ſehr ſchnell und wirkſam entzündet. Gewehre dieſer Art ſchießen außerordentlich ſicher und weit. Als ich mit meinem Gewehr wieder auf die Straße trat, fand ich dort einen Mann, der eine große Maſſe von Patronenpacketen trug, die er nicht los werden konnte, da ſie zu den gewöhnlichen Soldatengewehren nicht paßten; es waren ſolche zu meinem Gewehr und ich nahm ihm, höchlich erfreut, einige Päckchen ab.

So bewaffnet ſetzte ich meinen Weg fort. Die Ruhe hatte dem regſten Leben Platz gemacht und Tauſende waren damit beſchäftigt, Bäume zu fällen und ſowohl die zu den Boulevarts führenden Straßen als dieſe ſelbſt zu verbarrikadiren. Von der Porte St. Martin her wälzte ſich eine kampferhitzte Maſſe; man hörte Geſchrei und Schüſſe und dazwiſchen den Geſang der Marſeillaiſe und noch häufiger den aus den Girondiſten: „Mourir pour la patrie! etc.“ —

Ich ward in den kurzen Kampf verwickelt, welcher an der Barrikade der rue du faubourg Montmatre ſtatt fand und verſchoß hier zehn Kugeln, welche in der Entfernung von höchſtens fünfundzwanzig Schritt große Wirkung thaten. Ein Arbeiter wurde an meiner Seite erſchoſſen, ſo daß ſein Blut meinen ſandfarbigen Ueberrock befleckte. Eine Spitzkugel war durch den Munitionskaſten gedrungen, den man oben auf die Barrikade gelegt hatte.

An enthuſiaſtiſchen Franzoſen fehlte es nicht, welche den deutſchen „frère“ umarmten und prieſen, ſo daß ich froh war, ihren gut gemeinten ſtürmiſchen Liebkoſungen entgehen zu können. Der Kampf ſchien nun vorläufig vorüber und ich dachte die Pauſe zum Frühſtücken zu benutzen. Auf dem Wege nach meiner Wohnung begegnete ich einem Bataillon

Nationalgarde, welches mich mit Erſtaunen betrachtete, denn mein Geſicht war vom Kampfe geröthet und die blutigen Zeichen auf meinem Rocke bewieſen, daß ich daran Theil genommen. Man rief mir zu: „es ſei ja Alles vorüber, ich mögte doch nach Hauſe gehen, ich würde meine Waffe nicht mehr nöthig haben u. ſ. w.“ Ich lachte, zeigte auf die friſchen Blutflecken und ſtürmte vorüber, Entſetzen in dem Herzen manches der uniformirten Epiciers zurücklaſſend.

Der Place du Havre, an welchem ich wohnte, wurde ebenfalls verbarrikadirt, denn man erwartete den Angriff des Militärs von der rue St. Lazare her, da in dieſer, oder vielmehr in der rue de la Pépinière eine Caſerne lag. Eine Barrikade erhob ſich dicht unter meinem Fenſter und begann der Kampf, ſo hatte ich in meinem Zimmer eine treffliche, die rue St. Lazare dominirende Stellung. Ich blieb daher zu Hauſe und ging nur manchmal auf die Straße, um den Leuten mit Rath und That beizuſtehen.

Man hatte ſehr ſchöne, neue Omnibus zu den Barrikaden benutzt und ein Gamin amüſirte ſich, dieſelben muthwillig zu zerſtören. Da er meinem Abmahnen gar kein Gehör ſchenkte, ſo fand ich für gut, ihm ein wenig die Ohren zu zauſen, wofür ich mit einem grimmigen: „Arrrriſtocrate!“ angeſchnarrt wurde, worüber ich und all die rings verſammelten Arbeiter in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Unſere Erwartungen erfüllten ſich nicht, obwohl wir durch Gerüchte von anrückenden Truppen bis zum Nachmittage fortwährend alarmirt wurden. Ich ſchrieb bei offenem Fenſter, das Gewehr zwiſchen den Knieen, Briefe nach Deutſchland, die ich vor Schluß der Poſt in den Briefkaſten an der Börſe werfen wollte. Als ich zu dieſem Ende die Boulevarts durchſchnitt, ſah ich hier einen Volkshaufen von etwa tauſend Mann nach dem Baſtillenplatze zu marſchiren; an der Spitze

ritt, in sehr lächerlicher Haltung, ein bebrillter polytechnischer Schüler. Die meisten der Leute hatten Fetzen rothen Sammets in den Knopflöchern oder an den Blousen, und einige von ihnen trugen hoch über ihren Köpfen einen vergoldeten Sessel. Man sagte mir, es sei dies der Thron der Könige von Frankreich und man wolle ihn unter der Julisäule verbrennen. Ich hielt dies für einen sinnreichen, symbolischen Einfall und den Sessel für einen Theaterthron, war daher nicht wenig überrascht und ärgerlich zu hören, daß ich die Einnahme der Tuilerien durch das Volk versäumt hatte und daß der zum Scheiterhaufen bestimmte Sessel der wirkliche Thron des Papiermäklers war, welcher seit achtzehn Jahren das französische Volk beherrschte, das Revolutionen so gut zu machen und so schlecht zu benutzen versteht. Louis Philipp schlich davon wie ein Dieb, wie es hieß, zweihundert Millionen in seinem Portefeuille mit sich nehmend. Die Kugeln des Fieschi und anderer zum Mord mißleiteter Menschen hatten ihn gefehlt, da ihm das Schicksal dieses besser verdiente, schmachvollere Ende bereiten wollte.

Am andern Vormittage war das Wetter schön und ich beschloß eine Reise nach der rue de la Perle zu machen, um mich nach dem Schicksal meines conservativen Freundes zu erkundigen, um den ich besorgt war, da es während der Nacht in dem Marais genannten Stadttheile scharf hergegangen sein sollte.

Der Kampf war nun vollständig zu Ende, der Sieg des Volkes entschieden. Das Aussehen der Stadt an diesem glorreichen Morgen wird mir unvergeßlich sein. Die Boulevarts boten von der Höhe herab einen merkwürdigen Anblick dar; es war, als ob ein Tornado darüber hinweggefegt sei und jeden hervorragenden Gegenstand der Erde gleich gemacht habe. Man sah nichts Aufrechtes als einige Barrikaden;

die Bäume waren gefällt worden, die Gaslaternen und ihre Träger zerbrochen, die runden, hohlen Säulen, welche als pissoirs und Ankündigungshalter benutzt wurden, umgestürzt, wie auch die Wachthäuschen. Eiserne Geländer von halber Armsdicke waren zerbrochen und hin und wieder gewunden wie Draht, so daß ich nicht begreifen konnte, durch welche Kräfte und Mittel dies zu Stande gebracht sein mochte.

Ich überkletterte auf meinem Wege zahllose Barrikaden, welche meistens von regelmäßigen Volkswachen gehütet wurden. Die an der faubourg Montmartre erregte manches Lächeln; auf ihr flatterte eine große Fahne mit der Inschrift: „vive la république!“ und neben ihr hatten sich in höchst theatralischen Stellungen junge, hübsche Männer gruppirt, welche bis an die Zähne bewaffnet waren. Die meisten Leute dachten gar nicht an die Möglichkeit einer Republik.

Auf der Straße wogte eine bunte, fröhliche Menge; es war, als würde ein großes Fest gefeiert, und in der That feierte ja das Volk den allerhöchsten Feiertag, den Geburtstag der Freiheit. Mit großer Galanterie wurden die Damen von den Wächtern über die Barrikaden geleitet und überall war Jubel und Gelächter, welche nur für den Augenblick schwiegen und stummen Ehrenbezeugungen Platz machten, wenn einer der verwundeten Volkskämpfer vorüber getragen wurde.

Die Männer waren fast sämmtlich bewaffnet, selbst die Spaziergänger, und man sah unter ihnen die abenteuerlichsten Gestalten. Ein Arbeiter fiel mir wegen der seltsamen Ausrüstung auf; er trug einen wunderschön ciselirten Helm aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dazu einen Küraſſierharnisch aus dem vorigen, ein Commisgewehr über der Achsel und Patrontasche und Säbel an Bandeliren über der Brust. Graue Leinwandhosen und Filzschuhe paßten hierzu prächtig!

Einen ſehr ſtutzerhaft gekleideten Herrn ſah ich mit einem Köcher voll Pfeilen auf dem Rücken und einem indianiſchen Bogen in der Hand. Luſtige Mädchen empfingen ihn mit dem Ruf: „Es lebe Amor!“

Die Aufregung in der Stadt legte ſich mit der Erreichung des Sieges keineswegs; ſie wurde mehr freudiger Art, allein ſtieg mit jedem Tage; ein Schwindel ſchien die ganze Bevölkerung ergriffen zu haben. Die unterbrochene Communication wurde bald wieder hergeſtellt und überall ſah man ungeheure Züge — oft gegen zwanzig tauſend Menſchen — mit Fahnen an der Spitze, irgend einem Volksmanne eine Ovation zu bereiten, oder der proviſoriſchen Regierung eine Bitte dringend an's Herz zu legen; Freiheitsbäume wurden gepflanzt und Jedermann wurde „Bürger“ genannt; allein auf ſolche Dinge legten nur junge und alte Narren Werth; die verſtändigen Führer der Demokratie ärgerten ſich mehr über dieſe Nachäffung alter Abgeſchmacktheiten, die zur Zeit der erſten Revolution einige Bedeutung haben mochten, im Jahr 1848 aber einfach lächerlich waren.

Mein Gewehr ſchickte ich, wie verſprochen, durch Pompejus an Herrn Devîmes; war aber nicht wenig erſtaunt, mich am andern Tage überall wegen dieſer Wiedererſtattung und meiner thätigen Theilnahme am Kampfe becomplimentirt zu ſehen; der Waffenhändler hatte das Billet, welches das Gewehr begleitete — im National abdrucken laſſen! Es ſcheint demnach nicht, daß viele Perſonen die Waffen zurückerſtatteten und Manche meinten, ich hätte das Gewehr beſſer verdient wie Herr Devîmes, dem es doch von der Regierung bezahlt würde. Selbſt anſtändige Franzoſen thun Manches ganz ungenirt, was einem Deutſchen faſt unmöglich iſt; ſie ſtecken zum Beiſpiel in den Kaffeehäuſern ganz unbefangen

den übrig bleibenden Zucker in die Tasche, worüber ich mich oft entsetzt habe.

Da mir die deutschen Zustände und besonders die Stimmung des Volkes sehr wohl bekannt waren, so konnte ich darüber gar nicht im Zweifel sein, daß auch in Deutschland Revolutionen ausbrechen würden. Ich wußte aber auch sehr wohl, welche Schwierigkeiten sich dort der Erreichung des Revolutionszweckes entgegensetzten, und daß es mit einer dreitägigen Straßenschlacht nicht abgethan sein würde. Unter den damaligen Verhältnissen konnte eine Revolution in Deutschland nur vollständig gelingen, wenn die in der ersten Ueberraschung und Begeisterung errungenen Erfolge durch einen mächtigen Rückhalt für einige Zeit wenigstens festgehalten wurden.

Obwohl Frankreich genug mit sich selbst zu thun hatte, so schien es mir doch außerordentlich nothwendig und natürlich, daß es revolutionäre Bewegungen in den Nachbarländern so viel als möglich unterstützte, was auf die leichteste Weise und ohne große Opfer dadurch geschehen konnte, daß es von den ungeheuern Massen von Waffen, die es besitzt, einen Theil dem deutschen Volke abließ und sich öffentlich als Protectorin der Revolutionen in Europa erklärte.

Mir brannte in Paris der Boden unter den Füßen; ich wollte jedoch nicht mit leeren Händen nach Deutschland zurückkehren und wenigstens bestimmte Nachrichten über die Gesinnungen der neuen französischen Regierung dorthin mitbringen. Um Kenntniß davon zu erlangen, schrieb ich am 28. Februar an Herrn von Lamartine, setzte ihm die Zustände in Deutschland auseinander und kündigte ihm mit Bestimmtheit den Ausbruch von Revolutionen dort an, zugleich bat ich ihn, mich die Versicherung von der Theilnahme Frankreichs dorthin tragen zu lassen. Ich brachte den Brief selbst in

das Hotel Guizot, wo Herr von Lamartine seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und man noch immer den Zettel mit: »Apartements à louer“ am Thore sah, den Witzlinge hier angeklebt hatten.

Ob der Brief in Lamartines Hände gekommen ist weiß ich nicht, da ich nie eine Antwort erhielt. Unter dem Warten darauf schmolzen meine Geldmittel immer mehr zusammen und das Anschaffen neuer war mit großen Schwierigkeiten verbunden, selbst für reiche Pariser.

Mein Schwager, der große Kapitalien bei seinem Bankier stehen und mehrere Häuser hatte, mußte sein Silberzeug in das Pfandhaus schicken, um nur baares Geld zur Bestreitung seines Haushaltes zu bekommen!

Während ich mich in solchem unbehaglichen Zustande befand, hörte ich, daß sich in Paris eine „deutsche demokratische Gesellschaft“ unter dem Präsidium Herwegh's gebildet und beschlossen habe, die Deutschen in Paris zu einem Truppencorps zu vereinigen, welches man nach Deutschland schicken wolle, um dem sich erhebenden Volk als Anhaltpunkt und Stütze zu dienen. — Obgleich ich schon andere Verbindungen zu ähnlichem Zweck angeknüpft hatte, entschloß ich mich doch, mich dem Näherliegenden anzuschließen, und ging zu Herwegh. Dieser theilte mir mit, daß die Mitglieder der deutschen demokratischen Gesellschaft sich am Nachmittag an der Magdalenenkirche vereinigen und von dort auf die Ebene Monceau marschiren würden.

Ich fand mich zur bestimmten Zeit ein und traf am Sammelplatze etwa achthundert Arbeiter aus allen möglichen deutschen Vaterländern. Die meisten hatten auf den Barrikaden mitgekämpft und Alle schienen von dem besten Geiste beseelt; daß heißt sie waren, wenn man sie hörte, vollständig davon überzeugt, daß für Deutschland nur Heil zu erwarten

ſei, wenn man ſeine ſechsunddreißig Fürſten verjagte; zu dieſem Zwecke Gut und Blut daran zu wagen, ſagten ſie, war ihr feſter Entſchluß.

Als Herwegh auf dem Platze erſchien, brachte er die ſo eben eingetroffene Nachricht, daß in Wien eine Revolution ausgebrochen und Fürſt Metternich verjagt ſei. Dieſe wichtige Neuigkeit wurde mit dem größeſten Jubel aufgenommen; ſogleich miſchte ſich aber einiges Mißtrauen in die Freude, da eine Revolution in der Hauptſtadt Oeſterreichs ſelbſt die kühnſten Hoffnungen übertraf.

Der Abmarſch nach der Ebene Monçeau wurde verzögert, da man eine Fahne erwartete, welche der Redacteur der „lithopraphirten Correſpondenz“ Herr Heinrich Börnſtein ſchicken und auf welche die eben erwähnte freudige Nachricht geſchrieben ſein ſollte, damit ſie ſofort ganz Paris mitgetheilt würde. Sie kam endlich und man las darauf mit großen Buchſtaben: „Révolution à Vienne! Prince Metternich chassé!“ — Eine andere ſchöne, ſchwarz-roth-goldene Fahne wurde von einem in Paris anſäſſigen Deutſchen, Dr. Krätzer aus Mainz, der im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten unter Guizot eine Anſtellung hatte, der Geſellſchaft geſchenkt. Ich werde ſpäter noch Gelegenheit haben, von dieſem Manne zu reden.

Endlich ſetzte ſich der Zug unter Trommelſchlag in Bewegung, um nach der Ebene Monçeau zu marſchiren. Dort angekommen, wurden die bereits in „Sectionen“ eingetheilten Leute mit großer Mühe in Ordnung geſtellt; ein ehemaliger preußiſcher Officier, Herr Reinhardt von Schimmelpfennig, hatte den militäriſchen Oberbefehl.

Die Uebungen ſollten angefangen werden und ich begann die mir zugetheilte Section zu ordnen und ihr die Anfangsgründe der edlen Waffenkunſt beizubringen, als es

den Führern einfiel, daß es zweckmäßig sein dürfte, die Leute noch einmal zu fragen, ob sie auch fest entschlossen seien, Paris zu verlassen und zur Unterstützung der deutschen Brüder nach Deutschland zu ziehen. Wer diesen Entschluß nicht theile, wurde aufgefordert, zurückzutreten. Zu meinem großen Erstaunen blieben mir von meiner Section nur sechszehn Mann, mit welchen ich indessen meine Exercitien fortsetzte.

Die Stimmung der Leute war ganz vortrefflich. Sie waren ruhig, bescheiden und vollkommen geneigt, sich jeder militärischen Anordnung zu fügen, und hätte man von vornherein die nöthige Festigkeit gezeigt, hätte Einigkeit unter den Comitémitgliedern geherrscht, so hätte man aus den vorhandenen Elementen eine Truppe bilden können, welche den Vergleich mit den besten der Welt aushielt. — Reinhardt von Schimmelpfennigs Fähigkeiten reichten indessen nicht aus, ein solches Corps zu organisiren, und da dies sogleich Jedem einleuchtete, so wollten sämmtliche Comitémitglieder ihm beistehen, wodurch er nur noch verwirrter wurde und eine heillose Confusion entstand.

Als wir von dem Exercierplatze abmarschirten, nahmen wir unsere Richtung nach den Boulevarts, um die erstaunten Pariser mit der neuen deutschen Fahne und unsern republikanischen Gesinnungen bekannt zu machen, über welche die meisten von uns jedoch keineswegs mit sich selbst einig waren, so daß eine von Herwegh geschenkte Fahne mit: „Deutsche Republik," ziemlich allgemeines Gelächter erregte. Unterwegs schlossen sich unserem Zuge noch viele Deutsche an, und derselbe erreichte eine bedeutende Länge.

Vor dem Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Lamartine residirte, wurde Halt gemacht. Adalbert von Borustedt, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, unterrichtete die Leute von dem Zwecke

dieſes Anhaltens, und alsbald erſchallten aus unſeren Reihen die lauten Rufe: „Vive la république allemande! vive la république universelle! vive Lamartine!“ welche Bornſtedt in der Weiſe eines Kapellmeiſters dirigirte.

Wer Paris kennt, weiß, daß es von der Ebene Monçeau, an der Madaleine vorbei, die Boulevarts entlang bis zur rue du Temple und von dort nach dem Hotel de Ville ein ſehr weiter Marſch iſt. Das Hotel de Ville war für dieſen Tag unſer Endziel; wir wollten hier in Maſſe die Regierung um Waffen bitten, damit wir im Stande wären, für die Freiheit unſerer Landsleute mitzukämpfen.

Unſere Promenade dauerte ſehr lange; denn alle dreihundert Schritte machte man Halt, um einen der durch die Revolution befreiten April-Angeklagten anzuhören, welcher mit beneidenswerther Stentorſtimme und Ausdauer ſehr feurige Reden hielt über das Thema: „Das Zeitalter der Könige iſt vorüber, das Zeitalter der Volksherrſchaft hat begonnen.“ Er fand ein zahlreiches Auditorium, denn es war, glaube ich, Sonntag — wie eigentlich alle Tage in jener Zeit — und die Boulevarts wimmelten von Spaziergängern.

Es war finſter, als der zu ungeheuerer Stärke angeſchwollene Zug vor dem Hôtel de Ville anlangte. Der Franzoſe mit der Stentorſtimme hielt ſeine letzte Rede und forderte darin das franzöſiſche Volk auf, uns Waffen zu geben, welche Bitte von Allen mit lautem Ruf wiederholt wurde.

Da viele der Führer noch für denſelben Abend eine Zuſammenkunft im Café Mühlhouſe verabredet hatten, ſo fand ich mich auch dort ein und erfuhr hier das Nähere über die Entſtehung der deutſchen demokratiſchen Geſellſchaft.

Adalbert von Bornſtedt, der bekannte Redakteur der Brüſſler deutſchen Zeitung, war kurz nach der Pariſer Re-

volution nach Paris gekommen. Da die dort anwesenden Repräsentanten aller Nationen sich vereinigten, der provisorischen Regierung eine glückwünschende Adresse zu überreichen, so brachte Bornstedt eine solche auch von Seiten der Deutschen in Vorschlag; dieselbe fand Anklang. Zwei Entwürfe zu dieser Adresse, einer von Georg Herwegh, der andere von Venedy, wurden vorgelegt und in einer kleinen Versammlung discutirt. Venedys Adresse wurde verworfen, die Herweghs angenommen.

Die damals in den Journalen mitgetheilte Adresse wurde überreicht und von dem Justizminister Herrn Cremieux beantwortet. Bei der Ueberreichung waren unter andern auch drei Abgesandte der Londoner Communisten, und Friedrich Doll, der im Jahre 1842 in Koblenz arretirt und festgesetzt worden, weil er zum Bunde der Geächteten gehört hatte. Dieser „Bund" war zu jener Zeit von Venedy gestiftet worden, welcher damals einer der wüthendsten Fürstenfresser war. Seitdem lebte er als „Märtyrer" im Hotel Violet in Paris, indem er sich mit Schriftstellerei beschäftigte. Durch das Verwerfen seiner Adresse war seine Eitelkeit gekränkt; er zog sich von der Gesellschaft zurück und schrieb Artikel gegen dieselbe für die Kölner Zeitung, deren Correspondent er war. Später ging er nach Frankfurt und wurde in das deutsche Parlament gewählt.

Zugleich mit dieser Adreßcommission, oder schon etwas früher, hatte sich eine andere kleine Gesellschaft von Deutschen gebildet, zu der jener Doll gehörte. Beide Gesellschaften vereinigten sich und man beschloß, „die deutsche demokratische Gesellschaft" zu bilden, zu deren Leitung sogleich ein Comité gewählt wurde, und da man einen bekannten, in Deutschland gut klingenden Namen an der Spitze zu sehen wünschte, so trug man Georg Herwegh die Präsidentschaft auf.

Dieſer neigte ſich damals zu den Communiſten — doch nur in der Theorie — und war, wenn ich nicht irre, Mitglied ihres Clubs in Paris. Was ihn beſonders zur Annahme beſtimmte, war der Umſtand, daß ihm daran lag, die Präſidentſchaft den Händen Bornſtedts zu entreißen, deſſen Name ſowohl in Paris als in Deutſchland einen ſehr zweideutigen Ruf hatte.

Das Comité, welches ich bei meinem Eintritt in die Geſellſchaft vorfand, beſtand erſtlich aus dem Präſidenten Herwegh und den Vicepräſidenten Bornſtedt und Löwenfels. — Letzterer war ebenfalls, wie auch Bornſtedt, preußiſcher Lieutenant in einem Infanterie-Regiment und Lehrer der franzöſiſchen Sprache und Mathematik bei einer Diviſionsſchule geweſen. Aus Liebe zum Lehrfache, ſagte er, hatte er nach kurzer Dienſtzeit ſeinen Abſchied genommen und war Schullehrer geworden, wozu er ſich beſſer paßte als zum Soldaten. Nach der Revolution kam er nach Paris und zeichnete ſich unter den dortigen Deutſchen durch ſeine Begeiſterung wie durch ſeinen Ehrgeiz aus. Das Ziel ſeines Strebens war es, als Befehlshaber eines Volksheeres ſein Vaterland in Erſtaunen zu ſetzen. Uebrigens war er damals noch nicht Republikaner, ſondern ſchwärmte für die Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſerthums.

Unter den andern Comitémitgliedern nenne ich nur Karl Börnſtein, Doll, Fuhrmann, Schimmelpfennig und Sturmfels; ich muß ehrlich geſtehen, daß ich die Namen der anderen Mitglieder nicht kannte. Karl Börnſtein, der jüngere Bruder Heinrichs, mit dem er das „Geſchäft" gemeinſchaftlich hatte, diente früher in der öſterreichiſchen Artillerie und ſchwang ſich bis zum Feldwebel in einem Infanterie-Regimente empor. Als in Gallizien Unruhen ausbrachen, wurde er, damals noch Artilleriſt, mit

seinem Regimente dorthin geschickt. Zum Schlagen ist es zu jener Zeit nicht gekommen; allein in Paris war es unter den Deutschen allgemein bekannt, daß Karl Börnstein, der wegen Rechnungsdifferenzen sein Regiment in Ungarn verlassen mußte, „den Feldzug in Polen", oder „den polnischen Krieg" mitgemacht habe. Welchen polnischen Krieg und ob als General oder als Corporal, darüber waren nur sehr Wenige unterrichtet, ich nicht. Fuhrmann und Sturmfels waren recht brave Leute, aber der Welt und mir bisher unbekannt geblieben.

Reinhard v. Schimmelpfennig war ein herzensguter, braver junger Mann, der wohl fühlte, daß er dem übernommenen Posten als Befehlshaber der zu bildenden Legion nicht gewachsen sei. An jenem Abend im Café Mühlhouse nahm er mich auf die Seite, klagte mir sein Leid und sagte mir, er wolle seine Stelle aufgeben, wenn ich mich bewegen ließe, sie zu übernehmen. Ich hatte noch viel zu wenig von dem Ganzen gesehen, um so ohne Umstände auf seinen Vorschlag einzugehen. Ich antwortete daher, daß die Sache wohl von der Entscheidung des Comité's abhängig gemacht werden müsse und daß es meiner Ansicht nach unserm Unternehmen am förderlichsten sein würde, wenn wir irgend einen kriegserfahrenen älteren Officier zur Uebernahme des Commandos gewinnen könnten. Da ich in Bezug hierauf keine Schritte thun wollte, so blieb die Angelegenheit einstweilen auf sich beruhen.

Bornstedt war von allen Mitgliedern des Comité's das thätigste; er hatte in der Straße Montmartre 64 sein Quartier aufgeschlagen und hier ein „Central-Büreau" eingerichtet. Jeden Abend besuchte er die verschiedenen Pariser Clubs und sprach unaufhörlich, um die Franzosen für unsere Sache zu interessiren und sie geneigt zu machen, uns Geld

und Waffen zu geben. Die Reden, welche er hielt, hatten wenig Inhalt und bestanden größtentheils aus den beliebten Redensarten jener Zeit, in welchen einige zündende Stichworte beständig wiederkehrten und in den heftigsten und gemeinsten Schimpfereien gegen die Fürsten, die er oft als „Ungeziefer" zu bezeichnen pflegte, was selbst die Republikaner unter den Franzosen anekelte.

Borustedts rastlose Bemühungen hatten indessen Erfolg; wir bekamen gegen 150 Gewehre geschenkt und es ging Geld genug ein, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Plakate mit Aufforderungen zur Unterstützung waren an allen Straßenecken zu finden und das „Central-Büreau" war von Morgen bis zum Abend von Leuten voll, welche sich in die Listen der Gesellschaft eintragen ließen.

Die Comitésitzungen fanden in einem Wirthshaus in der Straße Montorgueil statt. Man hatte die Führer der Sectionen, welche von nun an Compagnien genannt wurden, mit hineingezogen, und in dieser Eigenschaft fand auch ich dort Eingang.

Diese Sitzungen mißfielen mir gründlich; sie waren die Musterbilder fast sämmtlicher Demokraten-Sitzungen, denen ich überhaupt beiwohnte, und in ihnen wurde nichts früher und häufiger vergessen, als eben das demokratische Princip. Von einer Discussion war fast nie die Rede, denn jede dem Comité mißliebige Bemerkung wurde von den Leitern desselben mit verletzender Heftigkeit abgewiesen, und Herwegh war in dieser Hinsicht fast noch dictatorischer als Borustedt. Der Unwille gegen die Tyrannei und die im Ganzen herrschende Unordnung war allgemein. Mich machte dies so mißmuthig, daß ich mich zurückzuziehen beschloß, wenn diesem gewaltthätigen und dabei kindischen Treiben nicht ein Ende gemacht würde.

Während die Thätigkeit des Comité's sich hauptsächlich darauf erstreckte, Geld zusammen zu bringen, waren die Leute der Legion sehr unzufrieden. Die meisten von ihnen hatten, um sich der beabsichtigten Expedition nach Deutschland anzuschließen, ihre Arbeit aufgegeben und wollten ihr erspartes Geld nicht nutzlos in Paris aufzehren. Sie trieben daher zum Abmarsch; allein man hielt sie von einem Tage zum andern hin und machte sie endlich so böse, daß sie förmlich rebellirten. — Ihr Charakter hatte sich überhaupt in der letzten Zeit merklich zu ihrem Nachtheile geändert, und daran waren Louis Blanc, Bornstedt und das Comité Schuld; Louis Blanc machte die französischen, Bornstedt die deutschen Arbeiter verrückt. Man schmeichelte ihnen auf die unverschämteste Weise, so daß sie endlich glauben mußten, die ganze Revolution sei nur durch sie und nur für sie gemacht worden und ihre Fäuste hätten viel mehr zu bedeuten als die gescheutesten Köpfe. Mancher bisher fleißige und bescheidene Arbeiter wurde dadurch ein aufgeblasener fauler Narr, der verlangte, die Regierung solle dafür sorgen, daß er faulenzen und gut leben könne. Es versteht sich von selbst, daß es auch vernünftige Leute unter den Arbeitern gab, welche über die Theorie der sich populär machen wollenden Phantasten lachten; allein ihre Zahl war in jener Zeit sehr klein.

Bornstedt war unser Louis Blanc, nur trieb er die Sache noch weiter als dieser, indem er die Kleidung und die Manieren der Arbeiter annahm, sie Du nannte und sich von ihnen Du nennen ließ. Er wußte es zu veranstalten, daß Arbeiter im Comité aufgenommen wurden, wodurch er der Eitelkeit derselben schmeichelte und seinen Einfluß verstärkte, indem die von ihm gewählten Leute seine Creaturen waren, die ohne zu denken nachbeteten wie er vorbetete.

Durch die auf ſolche Weiſe erzeugten falſchen Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde ein Geiſt in der Legion hervorgerufen, der aller Ordnung und Disciplin ſchnurſtracks entgegen war. Bei einer militäriſchen Expedition iſt es noch mehr als bei jeder andern nöthig, daß die Anführer von den Leuten als etwas Beſonderes betrachtet werden; dies iſt aber unmöglich, wenn man ihnen tagtäglich predigt: „die Anführer ſind nichts Beſſeres als ihr, ſie ſind nur Diener, und diejenigen, welche ſich durch ihre Handlungen und ihr Benehmen vor euch auszeichnen wollen, ſind Ariſtokraten.“

Man kann den Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ſehr ernſt und warm im Herzen tragen, ohne dieſe Gleichheit darin zu ſuchen, daß die Gebildeten die Sprache und die Manieren der Ungebildeten nachahmen, und die Brüderlichkeit beſteht ſchwerlich darin, mit jedem Lump Schnaps zu trinken und ſich zu duzen. Dieſe abgeſchmackten Ideen von Freiheit und Gleichheit haben der Sache der Freiheit und Gleichheit unendlich geſchadet und die Revolution iſt daran geſcheitert.

Herwegh machte durch ſeine Anſichten das Uebel noch ärger. Drang ich auf Einführung militäriſcher Ordnung, ſo bekam er beinahe die „Gichter“ und ſchrie mit den Füßen trappelnd: „Ich will keine Kamaſchenknechte!“ — Ich war genöthigt, die Sache gehen zu laſſen wie ſie ging, und ſie ging herzlich ſchlecht.

Um die Ungeduldigſten der Legion aus Paris fortzuſchaffen, wurde in einer Comitéſitzung beſchloſſen, daß an einem der nächſten Tage 500 Mann abmarſchiren ſollten. Vergebens machte ich auf die Unmöglichkeit aufmerkſam, in dieſer Friſt die nöthigen Mittel herbeizuſchaffen, wozu in der That noch nicht das Geringſte geſchehen war. Die Folge

davon war, daß man den Beſchluß nicht ausführen konnte und ſich damit begnügen mußte, nur die Hälfte unter Reinhard Schimmelpfennigs Führung faſt ohne Geld und ohne Marſchroute nach Straßburg abzuſchicken, wo ſich die ganze Legion verſammeln und von wo aus ſie, wie es hieß, ihre Operationen gegen die „ſechsunddreißig Tyrannen“ beginnen ſollte.

Da einem Geſetz gemäß jeder deutſche Arbeiter, der in ſeine Heimath zurückkehren wollte, eine Marſchroute mit Geldunterſtützung bis an die Grenze erhielt, ſo gaben ſich Herwegh und Bornſtedt Mühe, dies auch für unſere Leute von der proviſoriſchen Regierung zu erwirken, mit der Hoffnung, daß dieſe ſich geneigt zeigen möchte, uns zugleich mit Waffen, Munition und Geld zur Ausführung revolutionärer Zwecke zu unterſtützen. Man verhandelte mit Ledru-Rollin und Flocon, die ſehr geneigt waren, unſere Wünſche zu erfüllen, obgleich es lange dauerte, ehe dieſe praktiſchen Leute die unpraktiſchen, unklaren Ideen Herweghs in Bezug auf die beabſichtigte Expedition begriffen. Endlich rief Ledru-Rollin: „Ah, nun verſtehe ich, Sie wollen gewiſſermaßen ein Corps Barrikadenprofeſſoren nach Deutſchland bringen!“ — Auf einige Aeußerungen dieſer ungünſtig geſinnten Herren wurden ſanguiniſche Hoffnungen gegründet, welche man unvorſichtiger Weiſe unſern Leuten als Gewißheit auftiſchte. Beſcheidener Zweifel wurde mit der größten Heftigkeit zurückgewieſen.

Es war Niemand ein Geheimniß, daß die Anſichten der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung durchaus nicht übereinſtimmten, und dies war hauptſächlich in Bezug auf die Stellung der Fall, welche Frankreich dem Auslande gegenüber annehmen ſolle. Die furchtſame Partei in der Regierung wollte ängſtlich jede Handlung vermeiden, welche ſie mit

einer der benachbarten Mächte in Colliſion bringen konnte, und die Unterſtützung revolutionärer Schaaren würde ſicher ein guter Grund zur Beſchwerde, wo nicht zum Kriege geweſen ſein. Wenn man von Seiten der Regierung für uns Geldmittel anwies, ſo geſchah dies nur, weil man die deutſchen Arbeiter los ſein wollte, und wenn man unſern Bewaffnungen und Verſammlungen nichts weiter in den Weg legte, ſo geſchah dies theils weil man ſie nicht verhindern wollte, theils nicht konnte, ohne vielleicht einen Sturm heraufzubeſchwören, welcher von der determinirten Partei in der Regierung zum Sturz der andern benutzt worden ſein würde.

Die uns günſtig geſinnten Männer in der proviſoriſchen Regierung durch Volksmanifeſtationen in ihren uns förderlichen Abſichten zu unterſtützen, war nun eine unſerer Aufgaben und wir ließen keine Gelegenheit unbenützt. Es verging kein Tag, an welchem nicht Tauſende von Pariſern in geordneten Zügen, mit Fahnen an der Spitze, zu dieſem oder jenem ſpeciellen Zwecke durch die Straßen zogen. Unter dieſer Menge hatten wir faſt immer Freunde, welche die Veranlaſſung ergriffen, unſere Bitte um Waffen und Unterſtützung in ihre kräftigen Rufe mit einzuflechten. Dadurch und durch die Nachrichten von dem Fortgange der Revolution in Deutſchland gelang es, den Pariſern großes Intereſſe an unſerm Unternehmen einzuflößen, was, wie wir gehofft, nicht ohne Einfluß auf das Benehmen der Regierung gegen uns war.

Als unſern aufrichtigſten Freund in derſelben betrachteten wir nicht ohne Grund Flocon und wünſchten uns Glück, daß grade ihm die Unterhandlungen mit den fremden Republikanern übertragen waren; in beſſere Hände konnten wir nicht fallen; hätte es von ihm allein abgehangen, ſo würden wir Alles erhalten haben, was wir wünſchten und bedurften.

Wir würden dies in noch bei Weitem größeren Maße als es geschah von den Parisern selbst erhalten haben; allein das Geld war niemals dort so selten und Waffen gab man auch nur ungern her, da man dem Frieden keineswegs traute und nicht wissen konnte, wie bald die Intriguen der antirevolutionären und lauwarmen Partei das Volk wieder auf die Barrikaden rufen konnte.

Den Polen ging es nicht besser als uns und das gleiche Schicksal brachte uns näher zusammen, als es in den letzten Jahren der Fall gewesen war; die Vorgänge in Posen und das Benehmen der Polen gegen die Deutschen dort und umgekehrt, hatte auch eine gewisse Kälte zwischen den Angehörigen beider Nationen im Auslande hervorgebracht. Gleichheit der Absichten und Politik führten nun zu einem freundlicheren Verhältniß. Wollten die Polen in ihr Vaterland zurückkehren, so mußten sie Deutschland durchziehen und die Sympathien des Volkes waren ihnen zu diesem Ende nothwendig; wir dagegen hofften an ihnen nicht allein tapfere Verbündete zu finden, sondern auch von der engeren Verbindung mit ihnen in Bezug auf die Pariser Vortheil zu ziehen, denn für sie hatte das französische Volk schon langjährige Sympathien, während die für unsere Sache noch von sehr jungem Datum war. Es entstand demnach zwischen uns ein Art von Schutz- und Trutzbündniß.

Unsern gemeinschaftlichen Bemühungen, in Verbindung mit dem Interesse, welches selbst die laue Regierungspartei in der Entfernung der Fremden aus Paris hatte, gelang es endlich, von der provisorischen Regierung die Zusicherung zu erhalten, daß man uns und den Polen die Marschunterstützung bis an die Grenze bewilligte, ja die vielfachen Manifestationen zu unsern Gunsten erfüllten uns immer mehr mit der Hoff-

nung, trotz aller entgegenstehenden Gründe, vielleicht doch noch Waffen zu erhalten.

Zur Unterstützung dieses Zweckes und zur Ermuthigung unserer Freunde in der Regierung beschlossen wir daher nochmals, durch eine große, gemeinschaftliche Manifestation auf das Pariser Volk zu wirken, und dasselbe zu entschiedenem Aussprechen seiner uns günstigen Wünsche zu veranlassen.

Die Veranlassung fand sich bald. Die Polen, welche Paris verließen, wollten nämlich Sonntag den 25. März der Stadt ihren Dank für die lange genossene Gastfreundschaft überbringen, und die Republikaner aller Nationen schlossen sich an diesem Tage ihrem Zuge an, der dadurch und durch die Theilnahme aller möglichen Pariser Corporationen zu einem der großartigsten dieser ganzen Zeit wurde.

Der Platz vor dem Hotel de Ville war so dicht mit Menschen besetzt, daß buchstäblich zwischen ihnen kein Apfel zur Erde fallen konnte. Hunderte von Fahnen von allen möglichen Farben und mit den verschiedensten Inschriften flatterten und unter ihnen auch die zwei schwarz-roth-goldenen an der Spitze eines unermeßlichen Zuges.

Die Deputationen wurden im Stadthause empfangen und die Behörden hörten ihre Wünsche an und beantworteten sie in günstiger Weise, wie das Angesichts einer so großartigen Theilnahme von Seiten der Pariser wohl nicht anders sein konnte. Wir waren eigentlich nur so mitgelaufen, ohne eine Adresse zu beabsichtigen; als daher Sobrier (ich weiß nicht ob ich mich im Namen irre), der zu Pferde war und bei dieser colossalen Visite als Ceremonienmeister fungirte, die Deutschen aufforderte, ihre Deputation nun ebenfalls in das Hotel de Ville zu schicken, war man darauf durchaus nicht vorbereitet. Herwegh, stets ein schlechter Redner und immer

in Verlegenheit, mußte faſt gezwungen werden in das Hotel de Ville zu gehen, und was er dort improviſirte war ſchwach.

Als das gegenſeitige Andeclamiren vorüber war und die einzelnen Züge wieder abmarſchiren wollten, führte uns der Zufall an die Seite eines Zuges franzöſiſcher Handwerker. Die Rufe: vive la république! vive l'Allemagne! wurden ausgetauſcht und bald vermiſchten ſich beide Züge und der Umarmungen und des frères-Geſchreies war kein Ende.

Ein langer Franzoſe, der mit lächelndem Blick die Verwirrung überſchaut hatte, die keine Löſung finden konnte, nahm die franzöſiſchen und deutſchen Fahnenträger am Arm und brachte ſie zuſammen in der Weiſe, als führe er eine Cotillontour auf. Ich bin überzeugt, der Mann gehörte zum Theater und war es gewohnt, widerſpenſtige Statiſten in Ordnung zu bringen. Sein Gedanke war ein glücklicher und wurde mit ungeheurer Acclamation aufgenommen. Deutſche und Franzoſen miſchten ſich Arm in Arm hinter den vereinten Fahnen und unter Jubel und Trommelſchlag ſetzte ſich der große Zug nach dem Baſtilleplatz in Bewegung.

Als wir bei der Juliſäule ankamen, nahm Alles die Hüte ab und die Fahnen ſenkten ſich tief vor dem Grabmal der Juli- und Februarhelden, während wir drei Mal in feierlichem Schweigen daſſelbe umzogen. Ein Regierungscommiſſair mit der dreifarbigen Schärpe haranguirte uns und wurde wieder haranguirt, und nachdem das überſtanden war, zogen wir die Boulevarts entlang, durch die Rue de la Paix auf den Vendômeplatz, wo von den Franzoſen dem Juſtizminiſter, Bürger Cremieux, ein Lebehoch gebracht wurde, der vom Balcon herab dankte und dabei ſich über unſere „ſchönen Fahnen“ freute.

Herwegh und Bornstedt hatten bisher mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung unterhandelt und hauptsächlich mit Ledru-Rollin und Flocon. Letzterer äußerte den Wunsch, die militairischen Führer der Legion zu sprechen, und eines Vormittags gingen Löwenfels und ich mit Herwegh zu ihm.

Flocon wohnte damals Rue Thevenot 14 oder 16 au quatrième. Durch eine dralle Bäuerin wurde man in ein langes mit Ziegeln gepflastertes Zimmer geführt, wo gewöhnlich eine Menge Leute auf Audienz warteten. In der Mitte dieses Zimmers — eine Art salle à manger — stand ein mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch mit Schreibzeug und Papieren und an ihm saß Flocons Amenuensis, Herr Gregoire, ein angenehmer Mann, der unter der Republik einen guten Ruf genoß. Waren nicht zu viel Leute im Zimmer, dann rauchte er seine kurze Thonpfeife, die sich Flocon selbst auch manchmal anstecke, wenn er nicht grade eine ceremoniöse Audienz gab, sondern mit uns verhandelte. Als Einführer fungirte besagtes hübsches Bauermädchen oder Madame Flocon selbst, eine kleine, untersetzte Dame von gegen vierzig, die an der wichtigen Stellung ihres Mannes besonderes Vergnügen zu haben schien.

Es erschien damals eine große Lithographie mit den Portraits sämmtlicher Mitglieder der provisorischen Regierung; das Flocon's gab mir von ihm einen ganz falschen Eindruck, da es ihn als einen ganz jungen Mann darstellte, während er im Gegentheil ziemlich alt, fast wie ein Fünfziger und durch seine gebückte Haltung noch älter erschien. Er hatte in jener Zeit außerordentlich viel zu arbeiten, und da seine Gesundheit schwach war, so griff ihn das sehr an und er sah abgespannt und krank aus. Sein Gesicht, wie seine ganze Art und Weise gefielen mir sehr und flößten Achtung

und Zutrauen ein. Er hatte nicht das fahrige, kindiſche Weſen ſo mancher Democraten, ſondern war überlegt, ruhig und würdevoll; er machte mir den Eindruck eines Staatsmannes, der Wichtiges zu bedenken und auszuführen hat.

Er empfing uns in ſeinem Arbeitszimmer, reichte uns die Hand und bot uns Strohſtühle an, wobei er lächelnd die Armuth der neuen Republik entſchuldigte, die ihn noch nicht in den Stand geſetzt habe, ſein Empfangszimmer mit Seſſeln zu verſehen. Die Wohnung ſah in der That einfach genug aus für ein Mitglied der Regierung des mächtigen Frankreich.

Nachdem wir mit ihm an einem runden Tiſche Platz genommen hatten rief er „causons la guerre“ und verlangte Näheres über unſere Pläne zu wiſſen. Herwegh und Löwenfels drehten und wanden ſich in unbeſtimmten Phraſen, die ihn ungeduldig machten; er wandte ſich endlich mit der Frage um meine Anſicht nach mir. Ich hatte ihn ſcharf beobachtet und das Reſultat meiner Forſchungen war, daß wir ihm unbedingt trauen konnten. Ich erwiederte ihm lächelnd: „ob er eine Antwort für das Mitglied der proviſoriſchen Regierung oder für ſich perſönlich wünſche?“ Die Unterſcheidung ſchien ihm zu gefallen und ſeine Antwort befeſtigte mich in meinem Vertrauen. Ich ſagte ihm, daß ich es für zweckmäßig halten würde, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, nach Heidelberg zu marſchiren, in den Odenwald vorzudringen, hier die Gegend zu revolutioniren und die Armee zu vergrößern, mit welcher ich zum Schutz des deutſchen Parlaments nach Frankfurt zu marſchiren gedächte. Ein anderer, ausführbarer Plan wäre vielleicht der, die Legion in Metz zuſammen zu ziehen, um von hier unverhofft nach Preußen einzurücken, wo es mir vielleicht durch meine Bekanntſchaft in jener Gegend und mit der Feſtung

ſelbſt gelingen möchte, die kleine, ſtarke Feſtung Saarlouis zu überrumpeln, die nur eine halbe Stunde von der Grenze entfernt liegt. Der Beſitz einer ſolchen Feſtung würde uns das Sammeln einer Armee außerordentlich erleichtern.

Flocon hörte mir mit großer Aufmerkſamkeit zu und fragte dann: „Allein wenn Sie an der Grenze, oder am Rhein Widerſtand finden?“ Herwegh machte mir alle möglichen Pantomimen und Löwenfels trat mir heimlich auf den Fuß; ich ließ mich jedoch nicht ſtören, ſondern antwortete mit großer Beſtimmtheit: „Dann begegnen wir der Gewalt mit Gewalt!“ Mir ſchien dieſe Offenheit die allerbeſte Politik; ſtellten wir uns auf einen ſolchen Fuß mit Flocon, ſo wurden die Unterhandlungen ſehr erleichtert und wir erfuhren von ihm ohne Mühe, welche Bedenken von Seiten der Regierung unſerm Vorhaben im Wege ſtanden.

Während unſerer Berathung brachte Madame Flocon ihrem Manne ein Portefeuille, auf welchem ministère de l'interieur ſtand und welches eben gebracht worden war. Flocon nahm während der Unterredung ein Packet Bankbillets, jedes von tauſend Francs, heraus und hielt ſie, während er mit uns redete, zwiſchen Daumen und Zeigefinger, ſo daß wir das Geld beinahe zählen konnten; es mochten etwa fünfzig Billets in dem Päckchen enthalten ſein.

Endlich ſagte Herr Flocon zu Herwegh: „Ich habe eben Geld vom Miniſterium bekommen; wie viel brauchen Sie, für die erſten, dringendſten Ausgaben zur Ausrüſtung der Legion? ich meine nur für den Augenblick.“ — Dabei wog er die Banknoten in der Hand vor unſeren Augen, als wolle er ſagen: Die Summe, die ich hier habe, iſt für dieſen augenblicklichen Zweck beſtimmt. — Herwegh drehte und wandte ſich auf ſeinem Stuhl, während ihn Flocon ruhig anſah, geduldig das Reſultat dieſer Contorſionen abwar-

tend. Endlich ſtotterte er: „Zweitauſend Francs!“ — Ich vergeſſe niemals Flocon's Geſicht; die Miene, die er machte, drückte ſo viel aus, daß ich es nicht auf einer Seite erſchöpfend wiedergeben, aber abgekürzt in das Wort: „Dummkopf“ zuſammenziehen kann.

Meine Miene und ſelbſt die von Löwenfels veranlaßte Herwegh, noch fünfhundert Francs hinzuzufügen; Flocon gab ihm das Geld; allein ich ſah, daß er eine geringe Meinung von Herwegh gewonnen hatte. Dieſer mußte den Empfang quittiren, was er that, ohne den Inhalt der Quittung zu leſen. Als wir auf die Straße kamen, machte ich Herwegh über ſeine lächerliche Forderung Vorwürfe; denn das Geld reichte nicht einmal hin, die zerriſſenen Schuhe unſerer Leute zu flicken und wir brauchten Hemden, neue Schuhe, Blouſen und Hüte für mehr als tauſend Mann. Herwegh, der ſtets unentſchloſſen, wenn er nicht übereilt war, hatte eine große Abneigung dagegen, überhaupt Geld von der franzöſiſchen Regierung zu nehmen, ein Gefühl, welches in einer ehrenhaften Regung ſeinen Grund fand; allein da er ſich einmal entſchloß, überhaupt etwas zu nehmen, ſo mußte es doch dem Zwecke entſprechen.

Als ich ihm im Laufe des Tages die Bedürfniſſe der Legion vorrechnete, ſchien Herwegh ſeinen Fehler einzuſehen; allein er konnte ſich nicht entſchließen. Um ein Ende zu machen, ging ich am anderen Vormittage allein zu Flocon und klagte ihm meine Noth; ich ſagte ihm, daß Herwegh ein unpractiſcher Poet ſei, der nicht wiſſe, was militäriſche Ausrüſtung koſte und daß das erhaltene Geld ſo gut wie nichts nütze. Flocon zuckte mit den Achſeln, erwiederte, daß er das gleich gedacht habe, gab mir 5000 Francs und bat mich, ihm auf das Hotel de Ville, wohin er eben fahre, eine

Quittung von Herwegh zu bringen, da dieser einmal die erste unterschrieben habe.

Ich suchte diesen sogleich auf und nachdem ich das Papier erhalten hatte, eilte ich Flocon nach. Ich fand ihn im Bürcau des Polizeichefs, Caussidière, der ihm eben seine Geldnoth klagte. „Sehen Sie," sagte der Polizeipräfect, auf zwei kleine Säcke weisend, „diese zweitausend Francs sind alles baare Geld, welches ich besitze und jeder Mensch, der hereintritt, will Geld von mir haben; es ist eine wahre Schande!" Flocon zuckte lächelnd mit den Achseln, Caussidière war ein großer, ziemlich starker, noch junger Mann, blond wenn ich nicht irre, der in seinem schwarzen Frack etwas ungeschickt aussah.

Als ich Flocon die Quittung von Herwegh gab, die ich in der Eile gar nicht angesehen hatte, schlug er ärgerlich mit der Hand dagegen und sagte: „Das taugt gar nichts, das ist Unsinn!" Herwegh quittirte: „Von der französischen Regierung aus den Händen des Bürgers Corvin von Seiten des Bürgers Flocon 5000 Francs erhalten zu haben u. s. w. Ich bat Flocon, die Quittung selbst aufzusetzen, damit nicht ein neuer Irrthum vorkomme. Er that es und schrieb: „Von Herrn Flocon als ein Darlehn (sous titre de prêt) 5000 Francs u. s. w." Er wollte durchaus nicht, daß die französische Regierung erwähnt würde, wovon die Gründe leicht ersichtlich sind. *)

Ich war später noch einige Mal bei Flocon, den ich vergeblich zu dem Versprechen, uns Waffen zu liefern, bewegen wollte, sei es nun heimlich oder öffentlich. Die Hauptschwie-

*) In einem im August 1848 im „Morgenblatt" abgedruckten Artikel habe ich die Sache anders dargestellt, da die provisorische Regierung, als ich den Aufsatz schrieb, noch existirte und ich den wahren Verlauf nicht veröffentlichen konnte. Der Verfasser.

rigkeit und das größte Bedenken erregte unsere Absicht, von Frankreich direct in Deutschland bewaffnet einrücken zu wollen. Als ich das gewahr wurde, sann ich über ein Mittel nach, die französische Regierung zu sichern und als ich eines Morgens zu Flocon kam, den ich an seinem Schreibtische sitzend fand, sagte ich ihm, daß wir aus Frankreich in die Schweiz marschiren und von dort aus die deutsche Grenze überschreiten wollten. Flocon sprang überrascht auf, gab mir die Hand und rief: „In diesem Falle sollen Sie auch Waffen haben!“ Die anderen Mitglieder der Regierung mußten indessen wohl andere Ansichten haben, denn man hielt uns mit leeren Redensarten von Tag zu Tage hin; selbst für das zunächst abmarschiren sollende Bataillon konnten wir nicht einmal die längst versprochene Marschroute nach Straßburg erhalten.

Die Comitésitzungen, in denen wenig geschah, hatten unterdessen ihren ungestörten Fortgang, ebenso die Versammlungen der ganzen Legion, wozu eine große Reitbahn auf der Chaussee d'Antin gemiethet wurde. Der Zweck dieser Versammlungen war hauptsächlich, die Leute zu organisiren; allein dazu blieb meistens sehr wenig Zeit übrig, weil man den zahlreichen theilnehmenden Franzosen um so weniger den Zutritt versagen konnte, als sie meist nicht mit leeren Händen kamen, sondern Beiträge an Waffen und oft nicht unbeträchtliche Geldunterstützungen brachten. Die Franzosen hatten aber eine unbesiegbare Redelust, die indessen von den meisten Mitgliedern des Comités getheilt wurde. Ein paar Tische wurden zu einer Rednerbühne umgeformt, von welcher herab Franzosen und Deutsche ihren Empfindungen und ihren Verwünschungen gegen die Fürsten Luft machten. Bornstedt, Börnstein (Heinrich) und Andere sprachen um die Wette und Jeder bemühte sich, die Leute immermehr aufzuregen, welche schon durch die Nachrichten aus Deutschland und

durch das aufregende Straßenleben der damaligen Zeit wie berauſcht waren. Ich hielt daher dieſe Reden für überflüſſig und zeitraubend, und da ſtets dieſelben banalen Redensarten wiederholt wurden, ſo bekam ich förmlich einen Ekel davor und konnte mich nicht entſchließen, ebenfalls das Wort zu nehmen.

Herwegh, wie ſchon geſagt, kein Redner, war vernünftig genug, ſeinen Mangel einzuſehen und ſprach ſelten; allein wenn er es that, geſchah es meiſtens nur, die zu ſanguiniſchen Hoffnungen der Leute zu dämpfen und ihnen den richtigen Geſichtspunkt anzugeben, von welchem aus ſie unſere Expedition zu betrachten hätten. Er ſagte ihnen, „daß man ſie keineswegs dazu werben oder überreden wolle. Wer ſich nicht dazu von ſelbſt getrieben fühle, ſolle entweder in Paris bleiben, oder ſich ſeine Marſchroute holen, um allein nach Deutſchland zu wandern. Jeder ziehe dorthin auf ſeine eigene Hand und Verantwortung. Man möge ja nicht glauben, daß uns, wenn wir nach Deutſchland kämen, Wohlleben und Bequemlichkeit erwarteten; im Gegentheil, es erwarte uns nichts als Hunger und Kanonen. Wer darauf nicht gefaßt ſei, der möge zurückbleiben.“ Das wurde den Leuten nicht einmal, ſondern bei jeder Gelegenheit geſagt, was ich zu erklären mich gegenüber Herwegh um ſo mehr verpflichtet halte, als ich mich ſo häufig über ſein Benehmen tadelnd ausſprechen muß. Ich thue das im Intereſſe der Wahrheit und aus Ueberzeugung, ſo ſchwer es mir auch eigentlich wird, da ich Herwegh perſönlich lieb habe und ihn als Dichter hochſchätze.

Außer den Deutſchen meldeten ſich auch eine Menge Franzoſen, welche den Zug mitmachen wollten; ja ganze Bataillone der Garde mobile erklärten ſich hierzu bereit, wenn man es ihnen geſtatte; ſie wollten unſere Schickſale und unſere Ent-

behrungen theilen, wie wir mit ihnen die Gefahren der drei Tage getheilt hätten. Da wir jedoch den beſchränkten Patriotismus unſerer Landsleute kannten, ſo wieſen wir alle dergleichen Anerbietungen zurück. Die Deutſchen wollten ſich die Freiheit allein erkämpfen, oder — vielmehr im Frankfurter Parlament erreden. Man war ja für dieſes Parlament in Deutſchland ſo fanatiſirt und überſchätzte die Macht desſelben ſo ſehr, daß man förmlich empört war bei dem Ausſprechen des Gedankens, daß daſſelbe ohne eine Volksarmee ohnmächtig ſei, ſo daß es ſogar als eine Art Verrath an der guten Sache betrachtet wurde, die Bemühungen deſſelben durch Waffen zu unterſtützen. Als ich in dieſem Sinne an einen meiner beſten und zuverläſſigſten Freunde ſchrieb, einen durchaus tüchtigen und ſehr verſtändigen Mann, antwortete er mir: „Meine Büchſe und die manches anderen Ehrenmannes iſt für Sie geladen! Wollen wir die Fürſten abſetzen, ſo können wir es noch immer thun, wenn wir es für nothwendig halten.“ So verblendet über die Bedeutung dieſer Parlamentsſeifenblaſe waren ſelbſt ruhige, verſtändige Männer!

Da faſt ſämmtliche Angehörige der Legion ebenſo gut Franzöſiſch als Deutſch ſprachen, ſo geſchah es, daß trotz aller Vorſicht ſich eine Anzahl Franzoſen in unſere Reihen ſchmuggelten, was ich erſt in Deutſchland gewahr wurde; es mochten einige Dreißig ſein.

Wir hatten, wie ich bereits früher erzählte, die Abſicht, mit den Polen zuſammen in Deutſchland aufzutreten; allein man rieth ihnen wie uns lebhaft von dieſem Vorhaben ab, und zwar aus folgenden Gründen: Die deutſchen Regierungen, ſagte man, könnten und würden unter den waltenden Umſtänden den Polen den Durchzug durch ihre Gebiete, vielleicht ſelbſt bewaffnet, nicht verwehren; anders ſei es mit uns und wir müßten erwarten, beim erſten Schritt über die

Grenze angegriffen zu werden. Zögen die Polen mit uns, so müßten sie mit uns gemeinschaftliche Sache machen und sich mit und für uns schlagen; dadurch geriethen sie in eine feindliche Stellung zu den deutschen Regierungen, und der Marsch nach Polen, wo man sie mit Sehnsucht erwarte, würde verzögert oder gar unmöglich gemacht werden. Diese Gründe bewogen uns von unserm Vorhaben abzustehen. Dazu kam noch, daß wir überhaupt wenig mit den Polen harmonirten, woran Geldzänkereien mit Schuld waren. Kamen Gelder an, so wollten diese stets mit uns theilen, während sie zum Theilen nie bereit waren; sie waren einseitige Communisten.

Endlich nach einer langen Zwischenfrist waren wieder vierhundert Mann bereit nach Straßburg abzumarschiren. Ich hatte mir viel Mühe gegeben, sie etwas besser auszurüsten als die erste Abtheilung; die Leute sahen ganz stattlich aus und waren ziemlich gleich gekleidet. Sie trugen eine graue Leinwandblouse mit einem Gürtel und einen grauen „Freischärlerhut", der mit der deutschen Kokarde und einer kleinen dreifarbigen Feder geschmückt war. Einzelne Stutzer hatten einen ganzen Federwald auf dem Kopfe, so sehr ich auch gegen solche Narrheit eiferte. Ich hatte Unrecht; wer eine große Narrheit ausführen will, muß tolerant sein gegen kleinere, wogegen jedoch meistens gefehlt wird. Die Officiere, ähnlich gekleidet, trugen auf besonderes Verlangen Flocons Degen an der Seite und an der Spitze der Colonnen marschirten die Fahnenträger. Jeder Mann erhielt außer freiem Quartier noch einen Franc für den Tag.

Da die Polen an demselben Tage abzogen, so war ein großer Zusammenfluß von Menschen zu erwarten und ich beschloß, die Colonne selbst bis nach Vincennes zu führen,

um grobe Unordnungen zu verhüten, da ich mir wohl denken konnte, daß beim Abſchiede viel getrunken werden würde.

Morgens ſieben Uhr waren unſere Leute an der Barrière du Trône verſammelt. Wir mußten lange warten, denn Herwegh kam nicht, welcher verſprochen hatte die Marſchroute zu bringen. Da er ſie am Abend noch nicht erhalten, ſo war er mitten in der Nacht bei Ledru-Rollin geweſen und dieſer hatte ſogleich alle Beamte auf die Beine gebracht. Gegen neun Uhr kam Herwegh mit der Marſchroute; allein wir konnten noch nicht abmarſchiren, da die der Polen nicht fertig war und die mit ihren Fahnen uns das Geleite gebenden Pariſer Corporationen es gern ſahen, wenn wir mit dieſen vereinigt uns in Bewegung ſetzten.

Die Leute unſerer Legion waren durch die langen Zögerungen ſo ärgerlich geworden, daß die ganze Geſchichte darüber aus dem Leim zu gehen drohte, und da man ſie mehrmals mit Feſtſetzung des Abmarſchtages angeführt hatte, was mich faſt noch mehr als ſie verdroß, ſo hatte ich ihnen bei dem letzten Apell auf dem Platz de la Concorde auf mein Ehrenwort verſprochen, daß ſie an dem Tage, den ich ihnen nannte, jedenfalls abmarſchiren ſollten, gleichviel ob mit ob ohne Marſchroute.

Als ich an der Juliſäule hielt, um einige Nachzügler zu ſammeln, kam ein bekannter Demokrat zu mir, deſſen Name ich vergeſſen habe; er hielt einen kleinen Knaben an der Hand, den er mir als den Sohn eines Freiheitsmärtyrers vorſtellte, der in Folge einer der zahlreichen Verſchwörungen gegen Louis Philipp ſein Leben auf dem Schaffot verloren hatte; doch auch dieſer Name iſt mir entfallen. Der Mann bat mich, dem Knaben meine Hände auf den Kopf zu legen und ihn dann zu küſſen; es würde dies eine Erinnerung für

ſein Leben ſein. Solche poetiſche, ſentimentale Regungen findet man bei den Franzoſen ſehr häufig und wenn ſie ſich auch oft auf eine etwas theatraliſche Weiſe äußern, ſo gehen ſie nichtsdeſtoweniger aus ihrer innerſten Natur hervor.

Die Zeit, welche mit Warten auf die Polen verging, wurde mit Reden ausgefüllt. Der Prinz von der Moskwa, Edgar Ney, beſtieg mein Pferd und hielt von hier eine Rede an unſere Leute. Nach ihm beſtieg Herwegh dieſelbe Tribüne. Von dieſen Reden wurde indeſſen die Mannſchaft nicht berauſcht, ſie war dergleichen nun vollkommen gewohnt; allein deſto mehr war dies der Fall von dem Wein, den ſie mit ihren Pariſer Freunden zum Abſchied ſchon ſo früh am Morgen trinken mußte. Die Leute waren nicht aus den Wirthshäuſern zu bringen, und mir ging die Ahnung auf, daß die Handwerksburſchenneigungen unſerer Republikaner, beim Mangel an aller militairiſchen Ordnung, eine reiche Quelle des Kummers und Verdruſſes für mich ſein würde.

Eine ungeheure Menge Volkes begleitete uns bis Vincennes. Der Kommandant der Feſtung ſtand in Uniform mit ſeinen Officieren unter dem Thore derſelben. Ich ſtieg vom Pferde und machte ihm meine militairiſche Meldung, die mit großer Artigkeit aufgenommen wurde. In der Stadt empfing man uns mit Muſik und auf einer Wieſe ließ ich Halt machen, um eine halbe Stunde zu ruhen und den Leuten Zeit zu laſſen, von ihren Pariſer Freunden Abſchied zu nehmen. — Es ging etwas bunt durcheinander; endlich aber kam die Kolonne in Marſch. Im Walde hinter Vincennes wurde ſie von den Polen eingeholt, auf die wir wegen der zu großen Zögerung nicht hatten warten können. Man machte beiderſeits Halt und trank Brüderſchaft, bei welcher Trinkſchlacht es von beiden Seiten einige Todte gab. —

Abends fünf Uhr kehrte ich endlich todtmüde und völlig stimmlos nach Paris zurück, noch weniger lüstern nach dem Kommando als früher. Seit einigen Tagen hatte ich dasselbe übernommen, da Herwegh mich dazu aufgefordert, und Löwenfels, der abwesend war, mich durch seinen verzehrenden Ehrgeiz nicht ennuyirte.

Während wir bemüht gewesen, die Legion so gut als möglich zu organisiren und Waffen und Geld herbeizuschaffen, war die Wirksamkeit nach Außen hin auch nicht außer Acht gelassen worden. Wir waren mit den deutschen Republikanern in der Schweiz und in den andern Hauptstädten Frankreichs in Verbindung getreten. Die Nachrichten von dorther lauteten sehr günstig und wir durften hoffen, wenn wir zusammenstießen, ein Truppencorps von 5—6000 Mann zur Verfügung zu haben.

Doll und Fuhrmann wurden als Emissäre nach Frankfurt und Baden geschickt, Bakunin nahm Aufträge in andere Gegenden mit und ein Pole ging voraus nach Straßburg, dort ein Hülfsbüreau zu errichten. Wir schrieben an unsere Freunde und an demokratische Gesellschaften in Deutschland, wie auch an verschiedene Journale, hauptsächlich um die Gerüchte zu widerlegen, welche die deutschen Regierungen absichtlich in Bezug auf uns verbreitet hatten. Zahlreiche Spione, welche all unsern Versammlungen beiwohnten, unterrichteten diese Regierungen von jedem unserer Schritte. Geheimniß wurde indessen so wenig für nöthig gehalten, daß sogar Bornstedt einst die Herrn Spione bat, ganz ungenirt ihre Notizbücher hervorzuziehen und unsere Reden aufzuzeichnen, damit keine Unwahrheiten in den Journalen abgedruckt würden.

Die Nachrichten, die wir aus Baden erhielten, machten uns besondere Freude und wir durften erwarten, bei unserer

Ankunft am Rhein mit Jubel von der Bevölkerung empfangen zu werden. Wir waren freilich entschlossen, die uns gegenüberstehenden Truppen zu bekämpfen; allein so weit ging unsere Verblendung nicht, daß wir dem Volk mit Gewalt unsere republikanischen Ansichten octroyiren wollten; unsere Devise war: Mit dem Volke für das Volk.

Die Nothwendigkeit eines erfahrenen, militärischen Oberbefehlshabers leuchtete endlich dem Comité ein und Borustedt veranlaßte einen alten Offizier, Oberst Suarec (er war ein Elsasser und mochte wohl ursprünglich Schwarz heißen) sich um diese Stelle zu bewerben. Der Oberst hatte viele Feldzüge mitgemacht und zuletzt ein Freicorps in Spanien oder Portugal befehligt. Viele Leute, die unter ihm gedient hatten und in Paris lebten, bezeichneten ihn als einen sehr tüchtigen, feurigen und energischen Offizier, der sich ganz besonders gut zur Leitung einer etwas abenteuerlichen Expedition eigne.

In der Reitbahn der Chaussée d'Antin wurde der Oberst eines Abends den Leuten als unser General von Borustedt vorgestellt. Niemand von uns hatte ihn vorher gesehen; ich glaube nicht einmal Herwegh! Da die Ernennung eines erfahrenen Befehlshabers mein liebster Wunsch gewesen, so war ich natürlich sehr begierig, seine Bekanntschaft zu machen. Zu meiner großen Freude sah ich, daß er ganz unser Mann war und daß ich ebenfalls seinen Beifall hatte. Für zwei Soldaten bedarf es nur einer kurzen Unterhaltung, um gegenseitig zu erkennen, was, in militärischer Hinsicht, aneinander ist; Muth und Geistesgegenwart lassen sich allerdings erst auf dem Schlachtfelde erproben. Ich besuchte den Obersten noch einige Mal und da wir über Organisation, den beabsichtigten Feldzug und andere

rein militärische Dinge sprachen, so hatte er Gelegenheit, auch meine Kenntnisse näher kennen zu lernen.

Als ihn Bornstedt und Löwenfels besuchten, hatte er ihnen erklärt, er werde nur das Obercommando übernehmen, wenn ich ihm als Chef des Generalstabes zur Seite stünde; rückten wir nach Baden ein, dann sollte ich zum General ernannt werden. In allen militärischen Dingen wolle er einzig mit mir verhandeln. Beide Herren riefen aber — so erzählte mir der Oberst selbst — „Nur Corvin nicht!" Darauf fragte er, ob man mich denn nicht für einen fähigen Offizier halte? worauf beide Herren sich günstig über meine militärischen Fähigkeiten aussprachen. Den Fragen des Obersten, ob man meinen politischen Gesinnungen mißtraue? konnten sie gleichfalls nichts entgegensetzen; allein ihr Refrain war: „Nur Corvin nicht"! Der Oberst wußte nicht, was er von einem solchen Benehmen halten sollte; allein ich wußte es sehr wohl; der Grund desselben waren Ehrgeiz und Eifersucht.

Da ich dem Obersten versprochen hatte, von seinen Mittheilungen keinen Gebrauch zu machen, so that ich, als wisse ich von den üblen Gesinnungen jener Herren gegen mich nichts, schlug aber Herwegh in einem Briefe vor — ich hatte den Obersten davon unterrichtet — sämmtliche Offiziere der Legion durch eine aus französischen Generälen zusammengesetzte Commission in Bezug auf ihre militärischen Kenntnisse prüfen zu lassen und Jedem eine seinen dabei bewiesenen Fähigkeiten angemessene Stellung zu geben. Dieser Vorschlag erregte höchst lächerliche Bestürzung und wurde heftig bekämpft.

Als ich am anderen Tage zum Obersten kam, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß er von dem Commando zu-

rückgetreten sei. Herr Julius Faber, der mit allen Regierungsverhältnissen sehr genau bekannt war, war ein Freund des Obersten und ich vermuthe, daß dieser ihm einen Wink davon gab, wie man mit uns zu handeln gedenke und daß es nur darauf ankomme, die überflüssigen Arbeiter aus Frankreich zu entfernen. Der Oberst konnte mir im Vertrauen gemachte Mittheilungen natürlich nicht verrathen; allein er mahnte mich freundschaftlich dringend davon ab, mich an dem Unternehmen zu betheiligen, welches gar kein Resultat haben werde. Der von dem Obersten angegebene Grund seines Rücktritts war die Art und Weise, wie Herwegh und Bornstedt ihn behandelten. Ein alter, hoher Offizier wie er, konnte weder an den communistischen Formen des letzteren noch an der durchaus unmilitärischen des ersteren Gefallen finden und mußte sich unaufhörlich in seiner Würde verletzt fühlen. Herwegh und Bornstedt dagegen entsetzten sich über die Forderung des Obersten von 5000 Francs zu seiner Equipirung für den Feldzug, eine Forderung, die in der That eine sehr mäßige war. Man hatte ganz naiv gemeint, der Mann solle es sich zur großen Ehre schätzen, ein undisciplinirtes Corps deutscher Handwerksburschen zu organisiren, zu commandiren und Leben und militärischen Ruf für eine Sache zu gefährden, die ihn als Franzosen doch nur wenig interessiren konnte.

All die Unordnungen und Kleinlichkeiten, wie die Eigenthümlichkeit Herweghs, hatten mir schon oft den Gedanken eingegeben, mich von dem Unternehmen zurückzuziehen, und einst als Herwegh abermals meine dringenden Vorstellungen in Bezug auf militärische Ordnung mit seinem: „Ich will keine Kamaschenknechte!“ beantwortete, verließ ich ihn mit dieser Erklärung. Als ich jedoch in meine Wohnung kam, fand ich folgenden Brief von Herwegh:

Societé
des
Démocrates Allemands
à Paris.
Bureau Central
54 Rue Montmartre.

Lieber Corvin!

Ich hoffe nicht, daß Achilles in ſeinem Zelte ſchmollt und in einem Augenblicke ſich zurückzieht, wo Alles ſich zu unſern Gunſten zu geſtalten anfängt. Wenn Sie mit dem Comité unzufrieden ſind, ſo geht es Ihnen wie mir ſelbſt; was unſere heutige Discuſſion betrifft, ſo werden Sie nicht empfindlich ſein. Sie wiſſen, daß ich Ihnen gut bin, und wir werden zuſammen ſchon was zu Stande bringen.

Freundlich grüßend
Ihr ergebener
Herwegh.

Monsieur
Corvin
134 rue St. Lazare
aux bains de Havre.

Ich hatte Herwegh trotz ſeiner Ungeeigenheit zu der von ihm bekleideten Stelle wegen ſeiner anderen liebenswürdigen Eigenſchaften lieb gewonnen, und ließ mich durch ihn um ſo eher zum Bleiben beſtimmen, als ich hoffen durfte, der guten Sache einſt nöthig zu ſein.

Herwegh iſt ein Dichter und hat alle Fehler eines ſolchen; Fehler, die eben Dichtertugenden ſind. Sein Leben iſt ein Leben in der Phantaſie; ſeine Handlungen ſind Gedichte. Solche geiſtige Thaten ſind für die Vorbereitung eines Volkes zu materiellen Thaten ſehr wichtig; allein es iſt ein Mißgriff, einen Dichter an die Spitze von Unternehmungen zu ſtellen, die eine andere Art des Handelns nöthig machen. Truppen kommandirt man nicht in Verſen, auch werden ſie

mit denſelben weder gefüttert noch bekleidet. Stellt einen wirklichen Dichter an die Spitze einer politiſchen Partei und er wird dieſelbe ruiniren; ſie kann gar nicht in ſchlechtere Hände fallen.

Herwegh nahm den regſten Antheil an allen politiſchen Bewegungen, auf deren Hervorrufung er durch ſeine kräftigen Gedichte einen nicht zu verachtenden Einfluß ausgeübt hatte; allein ſeine Gedanken ſchwebten, eben weil ſie poetiſche waren, über der gemeinen Wirklichkeit, die ihn überall anekelte und zornig machte, und der er keine Berechtigung zugeſtehen wollte. Details haßte er; allein dennoch liebte er es oft, ſich um das Kleinſte zu kümmern und dann wurde er kleinlich. Dabei war er ein Egoiſt; weniger in materiellen Dingen; er konnte entbehren und Anſtrengungen, welche ſeinen nicht kräftigen Körper mehr als den eines Andern angriffen, ohne Murren ertragen; allein er konnte wüthend werden, wenn man ihn mit Dingen plagte, die ein Anderer beſorgen konnte; er handelte überhaupt nur, wenn er dazu gezwungen wurde, niemals aus freiem, innerem Antrieb. Dabei fehlte ihm durchaus jede Gegenwart des Geiſtes; war der Moment vorüber, dann arbeitete ſeine Phantaſie die Situation deſſelben aus und er wußte ſehr gut, was er hätte thun ſollen. Solche Grübeleien trugen indeſſen keine Frucht; das nächſte unvorhergeſehene Ereigniß traf ihn gleich unvorbereitet.

Dabei waren Herwegs Neigungen deſpotiſch, wie ich dies bei den meiſten Demokraten gefunden habe; vernünftigen Vorſtellungen ſetzte er förmlich gehäſſige Heftigkeit entgegen. Auch liebte er es niemals, Auseinanderſetzungen zu geben, eben weil ſeine Gedanken keine beſtimmten Umriſſe hatten; er wollte errathen ſein, und war froh, wenn irgend Jemand dieſelben in eine wenn auch nur annähernd entſprechende

Form brachte. Zwang man Herwegh durch bestimmt gestellte Fragen aus seinem träumerischen Schweigen heraus, so gab er, was er zu sagen hatte, eilig, in kurzen Sätzen, als läge ihm daran, die Sache nur bald vom Halse zu haben; dabei redete er mit außerordentlicher Heftigkeit, und je länger er sprach, desto hitziger wurde er, wenn ihm auch Niemand opponirte. Praktische Menschenkenner, die ihn lange beobachteten und für seinen Werth als Dichter keinen Maßstab in sich fanden, waren mit dem Urtheil über ihn schnell fertig: ein Poet, ein träumerischer, ehrgeiziger, dabei charakterschwacher Mensch, der zu nichts zu gebrauchen ist!

So ungeeignet Herwegh für die Stelle war, an welcher er stand, so würden unsere Angelegenheiten doch immer noch erträglich gegangen sein, wenn er nur dazu hätte gebracht werden können, seinen Ideen zu folgen, die Praxis würde das Ueberschwengliche derselben schon modifizirt haben. Da waren aber Bornstedt, da Löwenfels, die vor Begierde brannten, alle Geschäfte an sich zu reißen, um ihrem Ehrgeiz Genüge zu leisten, selbst wenn diese Geschäfte weit über ihre Fähigkeiten hinausgingen. Der Ehrgeiz der Mittelmäßigkeit tritt stets am heftigsten auf, eben weil er seine innere Unberechtigtkeit fühlt oder doch wenigstens von einer Ahnung derselben gequält wird. Fing Herwegh an zu handeln, so hinderten diese Leute ihn dadurch, daß sie ihm helfen wollten. Herwegh fühlte dies sehr wohl und sah, daß bei all der zappeligen Thätigkeit eigentlich nichts geschah; allein da er sich nicht zu der Energie aufschwingen konnte, dem Dinge ein Ende zu machen und das Bewußtsein seiner Schwäche hatte, so war er beständig ärgerlich und mißmuthig. Häufig war er auf dem Punkte loszubrechen und dazwischen zu fahren; allein immer siegte wieder seine Abneigung gegen entschiedenes

Auftreten, gegen jede ihm nicht absolut nöthig scheinende geistige Aufregung.

So blieb Alles im alten Schlendrian; Jeder that, was ihm gefiel und Jeder ärgerte sich im Stillen über den Andern und schwieg, um Uneinigkeit zu verhüten, da die Comitémitglieder — mit wenigen Ausnahmen — ebenso empfindlich als unfähig waren. Ich selbst war noch nicht so erfahren, als ich es jetzt bin und namentlich hatte ich noch nicht die verschiedenen Charaktertypen der Demokraten kennen gelernt; ich hatte noch keinen Begriff von der ehrgeizigen, gewissenlosen Frechheit mittelmäßiger Menschen, von der schmachvollen Feigheit mancher Redner, deren heldenmüthige Worte ich anstaunte und für baare Münze nahm und war vor allen Dingen über mich selbst noch nicht im Klaren; ich hatte mich noch nicht erprobt und wußte nicht, ob meine Fähigkeit im Handeln groß genug war, das auszuführen, was ich träumte. Selbst wahr, hielt ich jeden Anderen dafür und fühlte mich den großen Worten gegenüber befangen und klein. Daher kam es, daß ich nicht entschieden auftrat.

Nachdem ich eine Skizze von Herweghs Charakter gegeben habe, muß ich auch nothwendig von seiner Frau reden. Emma Herwegh ist die Tochter des Berliner Bankiers Siegmund. Bei der ersten Bekanntschaft machte sie auf mich keinen besonders günstigen Eindruck. Ich hielt sie für affectirt in ihrem Wesen und für berlinisch naseweis und absprechend. Das war indessen rein zufällig; bei längerer Bekanntschaft gewöhnte ich mich an ihre Art und Weise und lernte sie wegen ihrer vielen trefflichen Eigenschaften hochachten. Sie war nicht so poetisch und träumerisch wie ihr Mann, sondern bei Weitem praktischer als dieser. Dabei war sie energisch, entschlossen und unerschrocken; in den schwierigsten Lagen verlor sie den Muth nicht und die größte

Gefahr vermochte sie nicht zu erschrecken. Für sich fürchtete, für sich sorgte sie nie, nur für ihren Mann, den sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte und auf dessen Talent und Ruf sie mit Recht stolz war.

Trotz der Entschiedenheit im Handeln, trotz des männlichen Muthes fehlte es ihr nicht an den sanfteren Tugenden des Weibes; sie war eine treffliche Gattin und zärtliche Mutter, wenn sie auch alle Philisterei, wenigstens in der Theorie, abgestreift hatte. Herwegh und seine Frau ergänzten sich vollkommen; sie gehörten zusammen, wie Schwertgriff und Klinge. Sie kannte seinen Werth, aber auch seine Schwächen und war stets mit ächtem Liebeseifer bemüht, diese letzteren zu verhehlen, oder als Tugenden darzustellen, da es ihr nicht gelang, ihren eigensinnigen Poeten zu ändern; er seinerseits war gleichfalls von ihrem Werthe überzeugt, sie war ihm unentbehrlich; ohne sie fühlte er sich elend und bildete sich ein, kein Glück zu haben. Frau Herwegh war damals eine Frau in den Zwanzigern von nicht grad' schönem, doch angenehmem Aeußern. Sie war von mittlerer Größe und hübsch gewachsen, bräunlich blond mit hellblauen Augen, doch mögen sie auch grau gewesen sein, worauf ich nicht schwören will.

Sie hatte sich entschlossen, den Zug nach Deutschland an der Seite ihres Mannes mitzumachen und beschäftigte sich sehr viel mit dem Gedanken an die Männerkleidung, welche sie dabei tragen wollte. Sie konnte sehr lange Zeit nicht über die Form des Hutes und über die Art einig werden, wie sie ihr Haar tragen wollte; allein endlich wurde diese Angelegenheit zur Zufriedenheit beendigt, nachdem wir Alle unsere Meinung über diesen wichtigen Gegenstand abgegeben hatten.

Bornstedt, Löwenfels, Karl Börnstein und die meisten andern Mitglieder des Comités waren den Colonnen nachgereist, von denen in kurzen Zeiträumen noch einige abmarschirten, und Herwegh und ich blieben in Paris zurück, da wir noch immer nicht die Hoffnung aufgaben, die provisorische Regierung zu bewegen, uns wenigstens heimlich auf irgend eine Weise Waffen zukommen zu lassen.

Ich war fast jeden Tag bei Flocon; konnte aber nichts als vague Versprechungen von ihm erlangen; Ledru-Rollin bekam man gar nicht mehr zu sehen; er wurde von seinen, wahrscheinlich von der Gegenpartei gewonnenen, Leuten förmlich gefangen gehalten und von der Verbindung mit Gewalt sinnenden Menschen abgeschnitten. Herwegh dachte unsere Freunde würden in Straßburg Gelegenheit bieten, uns mit Waffen zu versehen; allein das Benehmen der provisorischen Regierung in der letzten Zeit rechtfertigte diese Hoffnung keineswegs.

Es ist möglich, daß die wirklich revolutionäre Partei in der provisorischen Regierung es durchgesetzt haben würde, uns heimlich mit Waffen zu unterstützen, wenn sie allen Mitgliedern unsers Comités getraut hätte; allein es waren Leute dabei, bei deren Namen jene Herren die Köpfe schüttelten. Daß Spione fremder Mächte im Comité waren, wußten sie damals wohl eben so wenig als wir; allein Bornstedt war bekannt und sein Ruf rechtfertigte alle mögliche Voraussetzungen. Ich habe, wie schon bemerkt, nichts Schlechtes an ihm bemerkt, wenn mir auch seine communistische Art und Weise mißfiel, und ich seine Methode auf die Leute zu wirken, nicht billigte und seine ganze Begeisterung mir eine durchaus künstliche schien; allein es ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß sein schlechter Namen uns sowohl bei der provisorischen Regierung Frankreichs wie

in Deutschland sehr viel schadete. Andererseits konnten wir uns nicht verbergen, daß er uns bisher in materieller Hinsicht mehr als irgend Jemand anderes genutzt und eine große Gewalt über die Leute der Legion gewonnen hatte.

So erkenntlich wir nun auch für diese wesentlichen Leistungen Bornstedts waren, so sahen wir doch ein, daß das Unternehmen, durch seinen zu großen Einfluß auf den Fortgang desselben, gefährdet werden würde und nach Berathung zwischen Herwegh, mir und anderen in Paris zurückgebliebenen Deutschen wurde der Entschluß gefaßt, Bornstedt von seiner Stellung zu entfernen.

Herr Bernays kam Herweghs Unentschlossenheit zu Hülfe. Ein redigirte ohne Aufforderung ein Decret, durch welches Bornstedt, weil er mit Gesellschaftsgeldern eigenmächtig verfahren, weil man die Redlichkeit seiner republikanischen Gesinnungen zu bezweifeln Gründe habe, weil sein schlechter Ruf unserer Sache nur schaden könne, weil jetzt nur dieses Faktum und nicht das Verdientsein dieses Rufes zu berücksichtigen sei, — seines Amtes als Vicepräsident der Gesellschaft enthoben und von seiner Mission (nach Straßburg) zurückgerufen wird.

Dieses Papier legte Bernays Herwegh und mir zur Unterschrift vor. Wir waren mit dem Inhalt um so mehr einverstanden, als von allen Seiten Klagen gegen Bornstedt kamen. Wir unterschrieben das Papier und uns folgten darin die anderen in Paris anwesenden Comitémitglieder. Ich unternahm es, in Straßburg dies Decret zur Ausführung zu bringen und wenn ich auf Widerstand stoßen sollte, dies nöthigenfalls mit Gewalt zu thun; Herwegh versprach dazu als Präsident seine kräftigste Unterstützung.

Als Herwegh und seine Frau nach Straßburg abreisten, blieb ich noch in Paris, um die unmittelbare Verbindung

mit unſern dortigen Freunden und der proviſoriſchen Regierung ſo lange als möglich zu unterhalten. Meine Unterhandlungen hatten indeſſen keinen beſſeren Erfolg als früher und Flocon, der ſich wahrſcheinlich ſchämte, da er mir früher andere Hoffnungen gemacht hatte, ſagte mir, daß bereits Inſtructionen nach Straßburg geſchickt wären, wo wir das Nöthige erfahren und erhalten ſollten. Beim Abſchied umarmte er mich freundlich und wünſchte uns alles Glück; ich bin überzeugt, es that ihm leid, nicht mehr für uns thun zu können.

Man hat in Deutſchland oftmals die Frage an mich gerichtet, warum die Legion nicht früher hierher kam und zögerte, bis der erſte Enthuſiasmus vorüber war. Die Gründe dieſes Zögerns erklären ſich zum Theil ſchon aus dem Erzählten; allein noch mehr durch den ſtets vergeſſenen Umſtand, daß Straßburg (und überhaupt die deutſche Grenze), ſehr weit von Paris entfernt iſt, daß es damals noch keine Eiſenbahn dorthin gab, und daß man vier Wochen marſchiſchiren mußte, um es zu erreichen.

Endlich hatte ich meine Geſchäfte in Paris beendet und meine hübſche Wirthin war ſehr unglücklich darüber, ihren Miether zu verlieren, der trotz allem Geldmangel ſehr pünktlich bezahlt hatte, was ſie von den Offizieren der Garde mobile nicht rühmen konnte, welche die anderen Zimmer inne hatten. Am Abend vor meiner Abreiſe kam ſie auf den Einfall, mir die Karte zu legen, worauf ſie wie alle Pariſer Frauen ihrer Art ſehr viel gab. Von unſern Verhältniſſen verſtand ſie nichts und ich hatte ihr deßhalb davon auch nichts mitgetheilt; ich wurde daher durch die Sprache ihrer Karte ſehr überraſcht. Sie ſagte mir, daß ich bei meiner Ankunft in Straßburg einen außerordentlich heftigen Streit mit mehreren Männern haben, der aber in einen Triumph

für mich enden würde. In große Gefahr würde ich allerdings gerathen, aber weder getödtet noch verwundet werden, doch drohe mir eine sehr lange, schmerzliche Gefangenschaft. Alle Proben, die sie kunstgemäß anstellte, bestätigten diese Gefahr, so daß sie vollkommen von der Erfüllung der Prophezeihung überzeugt war und mit wirklichen Thränen im Voraus mein hartes Loos beklagte. Am anderen Nachmittag fuhr ich mit der Mallepost nach Straßburg ab.

Zweites Capitel.

Die republikaniſche Legion in Straßburg. — Unordnungen. — Das Dekret gegen Bornſtedt. — Wahl der Befehlshaber. — Feldmarſchall Börnſtein. — Corvin, Chef des Generalſtabes. — Löwenfels in Verzweiflung. — Frau Herwegh macht eine Kundſchaftsreiſe nach Baden. — Aufſtand in Offenburg. — Veranlaſſung deſſelben. — Meine Kundſchaftsreiſe nach Baden. — Freiburg. — Hecker bei Kandern. — Rückkehr nach Straßburg. — Neue Wahl. — Recognoscirung zum Uebergang über den Rhein. — Der Abgeſandte von Philip Becker. — Abmarſch von Straßburg. — Banzenheim. — Schalampe. — Alarmirung der badiſchen Vorpoſten bei Neuenburg. — Austheilung der Waffen. — Abſendung des Oberſten Rango von Weſterburg. — Uebergang über den Rhein bei Großkembs.

Am Tage meiner Ankunft in Straßburg gingen Herwegh, Löwenfels und ich zu dem Regierungs-Commiſſair Herrn Lichtenberger, um von ihm zu hören, was die proviſoriſche Regierung in Bezug auf die uns zu gewährende Hülfe an Waffen beſchloſſen habe. Meine Vermuthungen beſtätigten ſich; Herr Lichtenberger wollte durchaus keine Aufträge haben und wir ſahen nun, daß die proviſoriſche Regierung nur ihr Spiel mit uns getrieben habe und daß es ihr einzig und allein darauf ankam, die deutſchen Arbeiter aus Frankreich zu entfernen, da ſie genug damit zu thun hatte, die franzöſiſchen zufrieden zu ſtellen. Auf dem Marſche von Paris nach Straßburg waren unſere Mannſchaften vom Volke überall ſehr zuvorkommend und freundlich aufgenommen worden und in gleicher Weiſe empfing uns die Bürger-

ſchaft von Straßburg; allein von Seiten der Regierung geſchah für die Legion weiter nichts, als daß ihr eine alte, verlaſſene und von Allem entblößte Kaſerne eingeräumt wurde, wo die Leute ſchlechter wie die Hunde einquartirt waren und wo man ſelbſt die Kranken ohne Hülfe ließ. Wir ſprachen uns über dieſe Behandlung ſehr derb gegen den Regierungs-Commiſſair aus, der nur mit Achſelzucken auf unſere Vorwürfe antworten konnte. Hätten die Straßburger ſich unſerer nicht freundlich angenommen, wir hätten in ihrer Stadt verhungern müſſen.

Auf dem langen Marſche nach Straßburg waren allerlei Unordnungen vorgefallen und das Handwerksburſchenweſen der Leute hatte die in Paris nothdürftig hergeſtellte Disciplin vollſtändig aufgelöſt. Die Schuld dieſer Unordnungen trug zum Theil die ſchlechte Wahl der Kolonnenführer und ich ſelbſt machte in dieſer Beziehung manchen Mißgriff. Dies war zum Theil wohl durch die Umſtände zu entſchuldigen, denn die Zahl der Leute, die ſich zu einem ſolchen Poſten einigermaßen eigneten, war ſehr gering; man hatte wenig Auswahl und vor allen Dingen keine Zeit und keine genügende Gelegenheit, die auf ſolche Poſten Anſpruch machenden Perſonen kennen zu lernen. Ich hatte, wie ſchon oben bemerkt, noch nicht Gelegenheit gehabt, die Demokratentypen genügend genug kennen zu lernen, um gleich bei dem erſten Blick die Lumpen von den ordentlichen Leuten zu unterſcheiden. Ich wählte zum Führer der zweiten Kolonne einen jungen Mann, der preußiſcher Landwehrofficier ſein wollte, ein ordentlicher Menſch zu ſein ſchien und wenigſtens einige militairiſche Routine hatte. Dieſer Menſch war ein durchaus elendes Subjekt, der von ſeiner Stellung zu Gunſten ſeines Geldbeutels den größten Nutzen zu ziehen wußte. Die Marſchroute war bei der eiligen Ausführung auf fünfhundert

Mann ausgestellt worden und nach ihr zahlten die Behörden die von der Regierung bewilligten Marschgelder. Diese wußte, daß kaum vierhundert Mann abmarschirten, ließ es aber stillschweigend hingehen, um uns auf diese Weise einen Ueberschuß an Geldmitteln zu gewähren. Flocon sprach dies ganz bestimmt gegen mich aus. Manche Kolonnenführer benutzten, wie gesagt, nicht allein diesen Umstand zu ihrem eigenen Vortheil, anstatt zu dem der Gesellschaft, sondern wußten auch davon Nutzen zu ziehen, daß viele französische Quartiergeber das von der Regierung gezahlte Geld nicht nahmen. Die Legionäre, welche das sehr wohl gewahr wurden, rückten deßhalb ihren Führern zu Leibe und verlangten Theilung des Raubes, wodurch oft die widerlichsten Auftritte herbeigeführt wurden. Diese Geldzänkereien liefen als rother Faden durch unsere ganze Expedition, und ich dankte dem Himmel, daß ich mich von vornherein von allem Rechnungswesen ferngehalten hatte. Alles Geld, welches ich persönlich für mich erhielt und wovon ich Reisen und andere Kosten bestritt, belief sich auf 150 Francs durch Herwegh, 200 von Flocon und 100 aus der Kasse der Gesellschaft in Paris, zusammen 450 Francs, was für zwei Monate gewiß nicht zu viel war!

Was eigentlich die Comitémitglieder vor meiner Ankunft in Straßburg thaten, weiß ich wirklich nicht anzugeben. Herr Karl Börnstein, der ein Artillerist gewesen war, hatte zwei Kästchen mit Patronen machen und etwa ein Dutzend unbrauchbare Gewehre zusammen betteln lassen; die Andern hatten Bier getrunken und sich gelangweilt. Der thätigste von Allen war wieder Bornstedt gewesen, der sich unterdessen immer fester bei den Leuten in Gunst gesetzt hatte. Er schlief mit ihnen auf der Streu, aß und trank mit ihnen und ließ sich von ihnen duzen. Auch hatte er begonnen, die Leute im

Kaſernenhofe ein Wenig einzuexerciren. Ich war daher mit meinem Decrete, welches ſeine Abberufung verfügte, in einiger Verlegenheit, und da Herwegh auch nicht ein Wort davon erwähnte, ſo behielt ich es einſtweilen in meiner Taſche, bis ich die Stimmung genug ſondirt haben würde, um danach zu beurtheilen, ob es ſich ohne Gefährdung der ganzen Expedition würde ausführen laſſen. Ich hielt zwar Bornſtedt für verrückt; allein er war gefährlich, weil Methode in ſeiner Narrheit und dieſe eine zeitgemäße war.

Zwei der Compagniechefs machten mir die Mittheilung, daß ein militairiſcher, beim Zeughauſe angeſtellter Beamter ſich willig gezeigt habe, uns eine große Quantität von Munition und ſelbſt Waffen heimlich zu verſchaffen. Ich glaubte, daß dieſer Mann im geheimen Auftrage der Regierung handle und daß, um in ihre Intentionen einzugehen, das allerſtrengſte Geheimniß beobachtet werden müſſe, verbot alſo den beiden Officieren, irgend Jemand davon Mittheilung zu machen und warnte ſie vor Bornſtedt, mit dem ſie ganz beſonders vertraut waren. Als ſie darüber erſtaunten, und die Gründe meines Mißtrauens zu kennen verlangten, zeigte ich ihnen das in Paris ausgefertigte Decret, nahm ihnen jedoch das Ehrenwort darauf ab, daß ſie Niemand davon einen Wink geben ſollten, bis ich es auszuführen für zweckmäßig halten würde.

Das Ehrenwort zeigte ſich jedoch nicht als ein hinlänglich feſtes Siegel der Verſchwiegenheit und Bornſtedt erhielt Nachricht von dem was ihn bedrohte. Er ging ſogleich zu Herwegh und ſtellte ihn zur Rede. Ich trat ganz zufällig ins Zimmer und wußte ſogleich, daß „the murder was out,“ denn Herwegh wand ſich verlegen auf ſeinem Stuhl und Bornſtedt war todtenbleich und zitterte vor Aufregung. Herwegh hatte nicht den Muth gehabt, ihm die Erklärung zu geben und ich

that es mit einfachen Worten, zugleich das Decret vorlegend, wobei ich mich auf alle Fälle gefaßt machte. Bornstedt benahm sich jedoch mit unerwarteter Mäßigung und nöthigte mir durch sein Verhalten wirklich Achtung ab, was ich leider von Herwegh nicht sagen kann, der keineswegs männlich seine Unterschrift vertheidigte, sondern Entschuldigungen und Ausflüchte stammelte. Von dem Präsidenten der Gesellschaft so in Stich gelassen, schämte ich mich meiner Rolle und erschien mir in einem ziemlich albernen Lichte.

Bornstedt betheuerte uns, daß er durchaus keine bösen Absichten und auch keine Rachsucht gegen die Unterzeichner der Schrift im Herzen habe; wäre dies der Fall, so würde er an die Legion appelliren und dann könnte es ihm nicht schwer werden, den größten Theil derselben auf seine Seite zu bringen. Die Sache sei ihm aber zu lieb, als daß er sie wegen ihm persönlich widerfahrener Beleidigungen in Gefahr bringen sollte; er verlange aber, daß die Angelegenheit auf sich beruhen bliebe. Da ich nun einsah, daß Bornstedt in Vielem Recht hatte und bei Herweghs Schwäche kein anderer Ausweg blieb, so stimmte ich selbst für diesen Vorschlag und Alles blieb beim Alten.

In Paris hatte ich auf Herweghs ausdrückliches Verlangen den Befehl über die Legion übernommen; da ich aber keine Lust hatte, mich wegen desselben mit den andern Aspiranten herumzustreiten, so ließ ich mir von Herwegh versprechen, daß er diese Angelegenheit vor meiner Ankunft in Straßburg in Ordnung bringen wolle, was er nicht gethan hatte.

Löwenfels, der schon frühzeitig nach Straßburg gekommen war, hatte die Zeit meiner Abwesenheit nach Kräften dazu benutzt, sich bei den Bataillons- und Compagnieführern beliebt zu machen und diese möglichst gegen mich

einzunehmen. Als er nun meinte, daß die Waagſchale zu ſeinen Gunſten belaſtet ſei, brachte er die Wahl eines neuen Befehlshabers in Anregung, worüber ich mit ihm in einen ſehr heftigen Streit gerieth, von dem er Veranlaſſung nahm, auf meinen Jähzorn hinzuweiſen, der mich zum Anführer untauglich mache. Ich ſchämte mich in der That meiner Heftigkeit und drang nun ſelbſt auf die Wahl.

Dieſe fiel indeſſen nicht ſo aus als Löwenfels erwartete. Zum Befehlshaber der Legion wurde — Karl Börnſtein ernannt und ich zum Chef des Generalſtabes. Löwenfels war ſo gekränkt, daß er weinte! Er ſuchte meine Unfähigkeit auch zu dieſem Poſten zu beweiſen und da mich dieſe elenden Streitigkeiten anekelten, ſo erklärte ich mich bereit, ihm meine Stelle abzutreten; er wollte ſie aber nur durch Wahl, und als man darauf nicht einging, ſchien er ſich zu beruhigen und ich glaubte die Angelegenheit erledigt. Herwegh hatte ſich ſeines Stimmrechtes enthalten; mit ſeiner Stimme wäre mir der Oberbefehl der Legion zugefallen, den er mir ſelbſt angetragen hatte! — Bei einer polniſchen Königswahl konnte es nicht ſtürmiſcher hergegangen ſein, denn auch Reinhardt Schimmelpfennig, der durchaus auf meiner Seite war, gerieth mit Löwenfels in einen heftigen Streit.

Wie und warum Börnſtein gewählt wurde, von dem bis dahin noch gar nicht die Rede geweſen, war mir damals ganz unbegreiflich; er hatte Patronen gemacht! Darauf hatte ſich ſeine ganze Thätigkeit beſchränkt. Da er aber ein Corporalsgeſicht und einen großen Schnurrbart hatte und gut und bedeutend zu ſchweigen verſtand, ſo konnte, wer ihn nicht näher kannte, auf den Gedanken kommen, er ſei ein erfahrener, vorſichtiger Militair. Dabei war er ſehr ruhig und das fiel bei dieſer Gelegenheit gegen meine Heftigkeit ſchwer ins Gewicht.

Löwenfels' Intriguen waren noch nicht vorüber. Wir hatten aus dem Comité einen leitenden Ausschuß gewählt; als am andern Tage an der Zusammensetzung desselben eine Aenderung gemacht werden sollte, die auch wirklich ausgeführt wurde, trat sogleich Löwenfels auf und erklärte, daß nun auch meine Wahl, bei der ein Formfehler vorgekommen sein sollte, nicht gültig sein könne. Die andern Mitglieder des Ausschusses wiesen dieses Ansinnen zurück; allein ich bestand dringend darauf und man gab mir nach. Die Wahl fand statt während ein Wagen vor der Thüre stand, der mich zu einer Recognoscirung an den Rhein bringen sollte. Zu Löwenfels' großem Kummer ward ich nun einstimmig in meiner Stelle bestätigt.

Diese Streitigkeiten, welche der Ehrgeiz hervorrief, ließen keine ordentliche Thätigkeit aufkommen. Für die militairische Organisation geschah nichts. Man machte einen schwachen Anfang, die Leute in der Kaserne einzuexerciren, allein die Sache gewann keinen Fortgang.

Unser Feldzugsplan, der von den Vorgängen in Deutschland abhängig war, mußte jeden Augenblick geändert werden. Meine in Paris gemachten Vorschläge wurden abermals geprüft, allein für nicht ausführbar erachtet und man beschloß, einstweilen nichts zu beschließen. Seit wir in Straßburg waren hörten wir von den Angelegenheiten unserer Partei in Baden sehr wenig; unser Emissär Friedrich Doll hatte sich in Frankfurt Hecker angeschlossen und gab uns keine Nachricht; Fuhrmann hatte der Offenburger Volksversammlung beigewohnt und war dann nach Straßburg gekommen. Hecker war gegen unsere Legion eingenommen, da er dem Gerücht glaubte, daß sie hauptsächlich aus Franzosen bestünde, und wollte keine Notiz von uns nehmen. Um nun zu erfahren, wie wir zu dem populärsten Manne in

Baden stünden, entschloß sich Frau Herwegh zu einer Reise, die den Zweck hatte, Hecker aufzusuchen und sich mit ihm zu besprechen. Sie konnte diese Reise leichter machen als irgend Jemand von uns, die wir bereits durch die vielen Spione an die badischen Behörden signalisirt waren.

Was wir aus Baden vernahmen, waren Gerüchte. Man habe, hieß es, in Constanz die Republik proklamirt, das ganze Oberland sei in Aufstand, zahlreiche Freischaaren unter verschiedenen Anführern — Hecker, Struve, Becker, Weißhaar, Sigel u. s. w. zögen in Baden umher, das Land revolutionirend; das Militair sei günstig gestimmt und werde gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, — kurz unsere Angelegenheit sei im besten Gedeihen. Ueber alles dies von Hecker Gewißheit zu erhalten, zu erfahren was er eigentlich beabsichtige und ihn über die Zusammensetzung und die Mittel unserer Legion aufzuklären, war der Zweck der Reise der Frau Herwegh.

Bald nachdem sie uns verlassen hatte, erhielten wir von Offenburg die Nachricht, daß die dortigen Bürger die Republik proklamirt, den Bahnhof besetzt und die Eisenbahn verbarrikadirt hätten. Sechshundert Bürger, hieß es, stünden in Waffen bereit, ihr Recht zu vertheidigen und hofften, daß wir über den Rhein kommen und sie unterstützen würden. Patronen und Gewehre habe man für uns, da man eine Anzahl Kisten mit diesen Gegenständen, die auf der Eisenbahn gekommen, in Beschlag genommen habe.

Wir waren natürlich bereit zu helfen, da dies der Hauptzweck unseres Unternehmens; da aber die Sache für dasselbe von der äußersten Wichtigkeit war und es darauf hauptsächlich ankam, zuverlässige Nachrichten über Alles zu erhalten, und diese nur durch ein Sehen mit eigenen Augen zu erlangen waren, so beschloß ich selbst nach

Offenburg zu gehen, obgleich bereits ein Vertrauter dorthin abgeschickt war. Zu gleicher Zeit wollte ich mich nach dem Schicksal der Frau Herwegh erkundigen, die länger als erwartet wurde ausblieb, was Besorgniß erregte.

Ein ehemaliger Postsecretair, der von Offenburg geflüchtet war, und seine Familie noch dort hatte, und ein Turner aus Freiburg begleiteten mich. Wir gingen nach Kehl hinüber, um auf den letzten Bahnzug zu warten, und erfuhren hier, daß Truppen vor Offenburg angekommen seien und daß die Bürger mit denselben capitulirt hätten. Diese Nachricht war nun keineswegs erfreulich; dennoch beschloß ich meine Recognoscirung fortzusetzen, was nicht ganz ohne Gefahr war; denn den Chef des Generalstabes der Legion zu fangen, die mehr Besorgniß erregte, als sie verdiente, würde für die Herren in Baden kein geringes Vergnügen gewesen sein.

In einem Wirthshause in Kehl mischten wir uns unter die dort zahlreich versammelten Landleute und Soldaten, deren Stimmung wir sehr günstig für unsere Sache fanden. Die Soldaten versicherten, daß sie, wenn sie gegen die Aufständischen marschiren müßten, in die Luft schießen würden.

Als wir in Appenweier anlangten, hatten wir die Freude, dort ein Bataillon hessen-darmstädtischer Truppen ankommen zu sehen, die uns indessen auch nicht besonders kampflustig erschienen. Da der Zug so lange auf sich warten ließ, entschlossen wir uns, nach Offenburg zu Fuß zu gehen, was mir lieber war, da ich dabei Gelegenheit hatte, zu erforschen, was für Truppen in der Umgegend lagen. Alle Dörfer, durch welche wir kamen, fanden wir mit Soldaten besetzt.

Als wir etwa noch eine halbe Stunde von Offenburg entfernt waren, wurde es Nacht. Die Landstraße war menschenleerer als mir lieb, weil wir drei einsamen Wanderer

dadurch deſto mehr auffielen und leicht von den uns von Zeit zu Zeit begegnenden Reiterpatrouillen angehalten werden konnten; ſie ließen uns jedoch ohne zu fragen paſſiren.

Dicht vor der Stadt, mit der Front nach derſelben, den rechten Flügel an die Landſtraße gelehnt, ſtand ein Bataillon heſſiſcher Infanterie; auf ihrem linken Flügel befanden ſich, was ich jedoch erſt am Morgen ſah, vier Geſchütze. Rechts vom Wege ſtand eine Schwadron Dragoner.

Ohne angehalten zu werden, gingen wir hart am rechten Flügel der Infanterie vorbei, deren Lage in der regneriſchen, kalten Nacht gar nicht behaglich war. Als wir nach Offenburg hineingingen, erwartete ich von der Bürgerwache angerufen zu werden, in der Vorausſetzung, daß die Zugänge zur Stadt beſetzt ſeien. Dem war aber nicht ſo; auf den Straßen war es ſo ruhig, als ſei die gewöhnliche Ordnung nie geſtört worden, und in den Gaſthäuſern ſaßen die Philiſter beim Schoppen, wie ſie es ſeit Jahrhunderten zu thun pflegten. Dieſe idylliſche, kleinſtädtiſche Ruhe überraſchte mich ganz außerordentlich unter dieſen außerordentlichen Umſtänden.

Ich ging ſogleich zum Bürgermeiſter, den ich ſehr niedergeſchlagen bei ſeinem Abendeſſen fand. Er klagte, daß man ſeinen Rath nicht gehört und unüberlegter Weiſe eine Demonſtration gemacht habe, welche der Stadt und überhaupt der guten Sache nur Nachtheil bringen könnte, da man weder die Mittel noch den Muth habe, das Angefangene durchzuſetzen. Die Zahl der Bewaffneten belaufe ſich kaum auf 150 Mann und von dieſen wiſſe keiner wem er gehorchen ſolle.

Unter ſolchen Umſtänden mußte ich freilich dem Bürgermeiſter Recht darin geben, daß man einen dummen Streich gemacht habe, konnte ihm aber meine Verwunderung darüber nicht verhehlen, daß man, da die Sache einmal geſchehen

ſei, nicht wenigſtens die Eingänge zur Stadt bewacht halte. Der Bürgermeiſter zuckte mit den Achſeln und ich lachte über die Heſſen, welche die Nacht im Regen bivouakirten, während ihnen nichts in der Welt im Wege ſtand, um in den Betten der Offenburger Bürger zu ſchlafen. Soldaten, an die Regeln der Kriegskunſt gewöhnt, können ſich niemals vorſtellen, daß diejenigen, welche ſie ſo keck zum Kampfe herausfordern, ſo unvorbereitet und gedankenlos zu handeln im Stande ſind. Wären ſie überhaupt mit demokratiſcher Soldatenwirthſchaft bekannt geweſen, ſo würden ſie bei allen ſpätern Gelegenheiten noch weit ſchneller als es geſchah geſiegt haben.

Ich legte mich mit der Beſorgniß zu Bette, daß die Heſſen während der Nacht in die Stadt dringen und die Urheber des Aufſtandes aus ihren Häuſern holen würden; ja von dieſem Gedanken erfüllt, träumte ich es ſo lebhaft, daß ich mich, am frühen Morgen zum Fenſter hinausſehend, wunderte, die Truppen nicht in der Stadt zu erblicken.

Ich erfuhr ſpäter, daß dies unzeitige Unternehmen in Offenburg durch zwei vorwitzige Officiere unſerer Legion hervorgerufen worden war. Der eine, ein Student, aus dieſer Stadt gebürtig, und ein Preuße Namens Wallraff, waren dorthin gekommen, ohne mir oder einem der andern Anführer das Geringſte von ihrer Reiſe zu ſagen, alſo auch ohne Auftrag. Dieſe Leute machten ſich ſehr wichtig und thaten, als ob ſie über die Legion zu verfügen hätten; ſie verſprachen, daß dieſe ſogleich herüberkommen und den Aufſtand unterſtützen würde.

Am Morgen fuhr ich nach Freiburg, theils um mich nach der Stimmung in dieſer Stadt zu erkundigen, theils um Frau Herwegh aufzuſuchen; fand ich ſie nicht, ſo wollte ich den Verſuch machen zu Hecker zu gelangen, der ein nicht

unbedeutendes Corps von Insurgenten beisammen hatte und damit in der Nähe von Kandern stehen sollte. Ich hatte dies jedoch nicht nöthig; ich traf Frau Herwegh im Gasthofe an. Sie war von Freiburg aus in Begleitung eines jungen republikanischen Doctors ausgezogen und glücklich in das Lager der Insurgenten und zu deren Chef gebracht worden. Die Reise dahin war abenteuerlich und beschwerlich, mitten durch die feindlichen Truppen.

Hecker hielt noch immer seine Vorurtheile gegen die Legion fest und am allerwenigsten wollte er etwas von Unterhandlungen mit Frauenzimmern wissen; allein er ließ sich durch die Geschicklichkeit unserer Unterhändlerin besänftigen, der er sagte: „Kommt die Legion herüber, so kann ich es ihr nicht wehren; will sie aber nutzen, so muß sie bald kommen.“ Als bequemer Ort über den Uebergang am Rhein war der Ort Banzenheim von Hecker genannt worden, der Sonnabend vor Ostern, zehn Uhr Morgens, einen Boten mit näheren Nachrichten dorthin schicken wollte.

Hecker hatte bei Kandern eine nicht unbedeutende Macht zusammen gezogen, worunter gegen achthundert Leute von Constanz und aus dem Seekreis, die im Gebrauch der Büchse sehr geübt waren. Den militairischen Oberbefehl führte August Willich, ein ehemaliger, preußischer Artillerieofficier, der mit mir im Kadettenhause in Berlin gewesen war und sich durch seine communistischen Ansichten und sonstige Eigenheiten bekannt machte. Er hatte seinen Abschied genommen und das Schreinerhandwerk gelernt; war in jeder Beziehung ein durchaus achtungswerther Mann und tüchtiger Soldat und nannte Jedermann Du, was manche Leute nicht wenig in Erstaunen setzte. Wenn er bei dem Durchzuge durch Städte und Dörfer die an der Spitze des Volkes ihm entgegenkommenden Honoratioren fragte: „Bist Du der Bür-

germeiſter, oder biſt Du der Pfarrer des Orts?“ ſo fand ſich manche ſpießbürgerliche Eitelkeit durch dieſe communiſtiſchen Formen beleidigt. — Außer Willich waren noch Theodor Mögling, Friedrich Doll, und Andere bei Hecker, deren Namen ſpäter bekannt wurden.

Als ich mit Frau Herwegh nach Straßburg zurückkehrte, fand ich dort einen gewiſſen Lommel, einen Abgeſandten von Philipp Becker, der ein in der Schweiz gebildetes Freicorps befehligte, welches ſich mit der Legion verbinden wollte. Dieſe, ſo verſtärkt, ſollte nun in zwei Regimenter getheilt und das Commando derſelben Philipp Becker und Löwenfels übergeben werden. Mit dieſem Vorſchlag kehrte Herr Lommel nach der Schweiz zurück; allein er wurde nicht einmal einer Antwort für werth gehalten, da Philipp Becker erwartet hatte — mit welchem Recht weiß Gott, — daß man ihm mit großer Bereitwilligkeit das Commando der ganzen Expedition übertragen werde.

Da es bereits Donnerſtag war, als ich aus Baden zurückkehrte und wir am Sonnabend über den Rhein gehen wollten, ſo mußte ich am Freitag nochmals nach Banzenheim fahren, um das Nöthige zur Aufnahme unſerer Leute anzuordnen. Bis Bollweiler konnte ich mit der Eiſenbahn fahren, dann mußte ich aber einen Wagen nehmen, um zum letzten Zug wieder an der Station einzutreffen. Herwegh vertraute dem „Chef des Generalſtabes“ zu dieſer Reiſe eine ſo große Summe an, daß derſelbe, um ſein Mittageſſen in Banzenheim zu bezahlen und noch die Mittel zur Rückkehr zu behalten, dem Wirth einen Ring in Verſatz laſſen wollte, der aber zurückgewieſen wurde, weil derſelbe wegen ſeiner gelben Farbe für Meſſing gehalten wurde! Ich konnte mich nur losmachen, indem ich meinen Pallaſch mit ächt goldener Kuppel zurückließ!

Die Direction der Eisenbahn hatte es übernommen, uns umsonst nach der gewünschten Station zu bringen, welches Anerbieten natürlich mit großem Dank angenommen worden war. Am andern Morgen vier Uhr, Sonnabend vor Ostern 1848, fuhr die Legion mit einem Extrazuge von Straßburg ab.

Als Alles zur Abfahrt bereit war, fiel es mir ein, mich selbst davon zu überzeugen, ob die Kisten mit unsern Gewehren aufgeladen wären. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß sie noch ruhig in der Kaserne stünden und daß kein Mensch sich darum bekümmere. Ich theilte dies sogleich dem „General Börnstein" mit; allein dieser antwortete mir ganz großartig, er habe das Alles besorgt und die „nöthigen Befehle" an Löwenfels gegeben. Ich veranlaßte ihn aber, sich selbst darum zu bekümmern und nöthigte ihn, bei der nächsten Station auszusteigen, nach Straßburg zurückzukehren und dafür zu sorgen, daß die Waffen wenigstens mit dem nächsten Zuge nachkämen.

In Banzenheim ging ich sogleich zum Maire des Orts, den ich schon am Tage vorher deshalb gesprochen hatte, und bat ihn um freundliche Aufnahme der Legion für einige Tage. Wir hatten durchaus keine Empfehlung von irgend einer Behörde; dennoch waren der Maire und die Gemeindevorsteher sogleich bereit, die erbetene Gastfreundschaft zu bewilligen, jedoch unter der Bedingung, daß wir vor dem Anbruch des dritten Tages den Ort verließen, da auf diesen Tag die Wahlen zur National-Versammlung festgesetzt seien und die Einwohner durch unsere Gegenwart leicht abgehalten werden könnten, bei der Wahl zu erscheinen; nach derselben würden wir, so lange es uns gefiele, willkommen sein. Wir fügten uns natürlich den so billigen Forderungen dieser gastfreundlichen Leute; zweihundert Mann wur-

den in Banzenheim ſelbſt und ſechshundert Mann in benachbarten Ortſchaften einquartirt.

Wir hatten nämlich beſchloſſen, nur mit einer Abtheilung der Legion in Baden einzurücken, da wir keine Waffen hatten und nicht wußten, ob wir dieſelben in der nöthigen Menge ſogleich dort finden würden. Die unbewaffneten Leute, die einſtweilen in Frankreich zurückblieben, konnten trotzdem unſer Unternehmen dadurch fördern, daß ſie ſich bei Hüningen (wo eine Brücke iſt) zuſammenzogen, um in Baden zu dem Glauben zu veranlaſſen, daß der Uebergang hier gemacht werden ſolle.

Ich nahm mein Quartier in Schalampe, ein Dorf, welches Neuenburg gegenüber dicht am Rhein liegt, um dem Fluſſe ſo nahe als möglich zu ſein. Vor dieſem Orte iſt eine Inſel, über deren Beſitz man nicht klar zu ſein ſchien; man ſagte ſie gehöre zu Baden; allein deſſenungeachtet hatten die Franzoſen hier einen Zollpoſten.

Nachdem ich die nöthigen Erkundigungen über Terrain u. ſ. w. eingezogen hatte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß ein Angriff auf Neuenburg, welches mit fünfhundertundfünfzig Mann beſetzt war, unthunlich und ein Uebergang über den Rhein an dieſem Punkte mit unſern Mitteln nicht nur ſehr ſchwierig, ſondern unmöglich ſein würde. Ich hielt es trotzdem für das Zweckmäßigſte zu verbreiten, daß wir bei Neuenburg über den Rhein gehen würden, damit die am Rhein aufgeſtellten badiſchen Truppen ſich bei Hüningen und Neuenburg zuſammenzogen und uns dadurch Gelegenheit geboten wurde, zwiſchen beiden Orten weniger gefährdet den Uebergang zu bewerkſtelligen.

Um die Täuſchung noch vollkommener zu machen, beſchloß ich, in der Nacht die badiſchen Vorpoſten anzugreifen und zu dieſem Ende mit fünfzig Mann über den Rhein zu

ſetzen, was unter dem Schutz der erwähnten Inſel ohne beſondere Schwierigkeit geſchehen konnte. Hatte ich dadurch Neuenburg und das Land ringsum alarmirt, dann wollte ich mich auf die Inſel zurückziehen und dieſe durch ſchlecht oder gar nicht bewaffnete Leute den folgenden Tag über beſetzt halten laſſen, während die Legion nach dem wirklichen Uebergangspunkt marſchirte. Dadurch ſollte der Feind zu dem Glauben veranlaßt werden, daß man behufs des Uebergangs die Inſel feſthalten wolle.

Dieſer Plan konnte nur zum Theil ausgeführt werden. Die Nacht war finſter und ſtürmiſch, und als die zum Angriff der Poſten auserleſenen Mannſchaften um Mitternacht vor meinem Quartier in Schalampe anlangten, wagten es die Schiffer nicht, ſie über den Rhein zu bringen und wir konnten nicht weiter als bis auf die Inſel gelangen. Um nun den beabſichtigten Zweck wenigſtens theilweiſe zu erreichen, ſtellte ich die Leute Neuenburg gegenüber auf und eröffnete gegen daſſelbe ein vollſtändig unſchädliches Gewehrfeuer, welches ſogleich durch einige Schüſſe von den Poſten jenſeits erwidert wurde, deren Kugeln über unſere Köpfe hinwegpfiffen.

Bei dieſer Veranlaſſung hatte ich Gelegenheit unſere Leute kennen zu lernen, und wenn ich auch dem komiſchen Anblick nicht widerſtehen konnte und ſehr lachen mußte, ſo war die Sache an und für ſich doch ſehr betrübend und erregte Beſorgniſſe für den Ausgang der Expedition. Viele meiner Helden waren Ritter von der Elle und hatten bisher zwar ſehr viel mit blanken Waffen — Nadel und Scheere — aber noch niemals etwas mit Schießgewehren zu thun gehabt. Sie entſetzten ſich über das Getöſe und den Blitz, den ſie hervorbrachten ſo ſehr, daß Einige davon faſt umfielen und Andere nach dem Schuß förmlich ausriſſen und ſich hinter

den Weidenbüschen versteckten. Bei Tagesanbruch marschirten meine Helden wieder nach Banzenheim, wo sie von ihren Kameraden bewundert und beneidet wurden.

Am Morgen wurde ein herübergekommener Bürger von Neuenburg zu mir geführt. Der Mann erzählte mir, die Bürger seien über unser nächtliches Feuer sehr erschrocken gewesen und hätten zum Theil ihr bewegliches Gut zur eiligen Flucht gepackt, da die Regierung verbreitet habe, wir wollten dort rauben und morden. Das Militär, sagte er, zeige keine besondere Lust, feindlich gegen uns aufzutreten. Ich schrieb sogleich eine beruhigende und andrerseits aufregende Proclamation an die Bürger von Neuenburg, die ich dem Manne mitgab und durch welche die Wahrscheinlichkeit unserer Absicht, dort über den Rhein zu gehen, noch vermehrt werden mußte.

Um ein Uhr Mittags, es war am Ostersonntage, wurde die Legion in Banzenheim versammelt, denn die Waffen sollten ausgetheilt werden. Dies war mit großen Schwierigkeiten verbunden und dauerte bis sechs Uhr Abends, da Jeder darauf bestand, sein eigenes Gewehr wiederzuerhalten, das er in Paris entweder gekauft oder geschenkt bekommen hatte. So kam es, daß Leute Gewehre erhielten, welche damit nicht umzugehen verstanden, während alte Soldaten mit dem Stock in der Hand marschiren mußten.

Ein anderer Uebelstand war der, daß die Leute mit gleichen Waffen — wir hatten nämlich auch Sensen — nicht zusammen gestellt werden konnten, da Jeder bei der Compagnie bleiben wollte, der er einmal zugetheilt war.

Vergeblich ermahnten Herwegh und ich, die Austheilung der Waffen nicht so öffentlich zu betreiben, damit die nachsichtigen französischen Behörden nicht Notiz davon nehmen müßten, wodurch sie leicht gezwungen werden könnten, Ge-

walt gegen uns zu gebrauchen. Man kehrte ſich ſo wenig an unſere Ermahnungen, daß man mitten im Dorfe aus bloßem Muthwillen Schüſſe abfeuerte, wodurch man die Bewohner ängſtigte, da Unglück aller Art daraus entſtehen konnte.

Unſere Beſorgniß war keine unbegründete, denn im Laufe des Nachmittages kam uns die Nachricht zu, daß die Gensdarmerie der ganzen Gegend aufgeboten ſei und daß ſie in Verbindung mit den nahe gelegenen Truppen uns entwaffnen ſolle. Dreitauſend Mann, hieß es, ſtünden zu dieſem Zweck in einem benachbarten Walde bereit; andere Nachrichten ſagten, um uns den Uebergang über den Rhein zu erleichtern, woran jedoch Niemand von den Führern glaubte.

Um Näheres über den Zweck dieſer Truppen zu erfahren und ſie durch die Nachricht irre zu leiten, daß wir erſt in der Nacht des nächſten Tages über den Rhein gehen wollten, ſchickte ich den Oberſten Rango von Weſterburg ab, der mir zu einer ſolchen Miſſion beſonders geeignet ſchien.

Herr von Rango war Hauptmann im Kaiſer Franz-Regiment in Berlin geweſen; dann war er als Major zum Fürſten von Reuß gekommen und endlich Oberſtlieutenant in griechiſchen Dienſten geweſen, wo er jedoch auch nicht lange blieb. Er reiſte nach Braſilien, zu welchem Zwecke weiß ich nicht, trat dann in franzöſiſche Dienſte und wollte Bataillons-Commandeur in Algerien geweſen ſein. Von hier, ſagte er, ſei er auf Urlaub nach Frankreich gegangen, während welcher Zeit die Revolution ausgebrochen ſei, die ihm ſeine Stelle koſte; ja er könne nicht einmal ſeinen rückſtändigen Gehalt bekommen. Die ganze Sache war etwas

unklar. Der Oberst kam in Straßburg zu uns und da seine Manieren etwas zu höflich waren, wie man es manchmal bei Menschen findet, die vom Unglück heimgesucht wurden, so mißfiel er Herwegh außerordentlich, der ihn auf eine sehr abstoßende Weise behandelte, die mir weh that. Ich nahm mich also des Mannes an und da ich hoffte von seinen bei ihm vorauszusetzenden militärischen Kenntnissen Gebrauch machen zu können, so gestattete ich ihm, in der Nähe meiner Person unsere Expedition mitzumachen, wobei ich zugleich Gelegenheit zu haben hoffte, sowohl seinen Charakter, als seine Fähigkeiten kennen zu lernen.

Die französischen Truppen legten uns keine Hindernisse in den Weg und als späterhin Herr von Rango wieder zu uns kam, hörte ich, daß sie nur Befehl gehabt hätten, unserem Corps von Weitem zu folgen, um die Dörfer, welche dasselbe durchzog, gegen Unordnungen von Seiten etwaiger Nachzügler zu schützen.

Um neun Uhr Abends waren wir zum Abmarsch bereit, um in der Nähe von Niffern und Großkembs über den Rhein zu gehen. Dieser Punkt war uns von kundigen Franzosen als der günstigste bezeichnet worden. Ein junger Pariser, Herr Alfred de Horter, der uns aus Liebhaberei begleitete und sich außerordentlich brav und thätig bewies, hatte die Angelegenheit mit den Schiffern geordnet, denen wir einige hundert Francs zahlten. Um ein Uhr Nachts sollten eine hinlängliche Anzahl Schiffe bereit liegen, um die Legion an das badische Ufer zu bringen.

Damit ferner kein unnöthiger Lärm durch Schießen gemacht wurde, sollten die Patronen erst auf dem Marsche ausgetheilt werden. Dies hielt bei der Dunkelheit außerordentlich lange auf, obwohl wir nur gegen zweitausend Stück

Patronen hatten; allein manche Leute hatten Gewehre mit Percuſſions- andere mit Steinſchlößern; Dieſe hatten Jagdflinten, Jene Piſtolen und Jeder wollte natürlich haben, was für ſeine Waffe paßte. Wir hatten höchſtens zweihundert erträglich brauchbare Gewehre; außerdem waren etwa ſechzig Mann mit alten, ſchadhaften Flinten bewaffnet, welche man bei nächſter Gelegenheit in Stand ſetzen laſſen, oder mit beſſeren vertauſchen wollte. Alle dieſe Leute machten auf Patronen Anſprüche, ſo daß dieſelben höchſt unzweckmäßig vertheilt wurden. Ein anderer Uebelſtand war der, daß unſere Finanzen zur Anſchaffung der durchaus nöthigen Patrontaſchen nicht hinreichten und die Leute die ohnedies ſchlecht genug gemachten Patronen in ihre Rock- oder Hoſentaſchen ſtecken mußten, wo ſie durch Reibung und Regenwetter größtentheils unbrauchbar wurden.

Der Schiffer, welcher die Ueberfahrt übernommen hatte, kam uns entgegen, um uns den Weg zu zeigen. Er verſicherte, daß am andern Ufer keine Truppen lägen; er ſagte, daß er mit uns hinüberfahren und in unſerer Gewalt bleiben wolle, bis wir uns von der Richtigkeit ſeiner Ausſage überzeugt hätten; er trieb jedoch zur Eile, damit uns der Tag nicht überraſche.

Wir marſchirten mit großer Stille und Vorſicht, beſonders als wir in die Nähe des Rheins kamen und möglichſt immer ſo, daß unſere Colonne durch das Terrain gedeckt war; denn gegen Morgen ſchien der Mond und vom andern Ufer hätte man marſchirende Truppen leicht erkennen können.

Wo Feldmarſchall Börnſtein bei der Ankunft an dem Rhein war, weiß ich nicht; genug er war verſchwunden und ich ließ mit großer Behutſamkeit die Gewehre laden, was

denn auch glücklich von ſtatten ging, ohne daß uns ein zufällig losgehender Schuß verrathen hätte.

Nun wählte ich fünfzig Leute aus, welche in einem kleinen Schiffe zuerſt mit mir hinüberfahren ſollten, denn ich hielt es für durchaus nöthig, vorher ein wenig zu recognosciren und die Landung durch eine Poſtenkette vor einem plötzlichen und verderblichen Ueberfall zu ſchützen; bei Zeiten gewarnt, konnten wir entweder fechten, oder wenn uns eine zu große Macht angriff, auf den Schiffen, die uns brachten, wieder nach Frankreich zurückkehren.

Als dieſe Leute in das Schiff ſteigen wollten erſchien Börnſtein; er verlangte, daß die ganze Mannſchaft zu gleicher Zeit überfahren ſollte und packte in das von mir ausgeſuchte, leichtere Fahrzeug ſtatt der fünfzig Mann, beinahe zweihundert, ſo daß es nur mit Mühe und Noth flott wurde und mehrmals auf dem Sande ſitzen blieb. Die Leute waren wie Häringe zuſammenpepackt; Gewehre und Senſen legte man wo möglich ſo, daß ſie nicht über Bord hervorragten; denn es war bereits Tag geworden und an den Waffen würde man uns ſogleich errathen haben. Hätten am andern Ufer nur hundert Mann im Hinterhalt gelegen, unſere ganze Expedition hätte ein kühles Grab im Rhein gefunden. Ein Dutzend Schüſſe in unſere überladenen Fahrzeuge hätten eine entſetzliche Wirkung hervorgebracht, denn ſchwerlich würden die Leute ruhig ſitzen geblieben ſein und bei einiger Bewegung hätten die Schiffe ſich mit Waſſer füllen müſſen.

Als das Schiff, auf wechem ich mich befand, von ſeinem letzten Feſtſitzen befreit war, fuhr es bei dem gewöhnlichen Landungsplatze vorüber und mit großer Schnelligkeit den Strom hinunter bis an eine Landzunge, welche ſich zwiſchen den Dörfern Rheinweiler und Kleinkembs weit in den Fluß hineinerſtreckt. Als wir in die Nähe des Ufers

kamen, ſahen wir in der Dämmerung weiße Geſtalten, welche ich für Soldaten hielt und ich geſtehe, daß es mich kalt überlief; denn zuſammengepackt wie wir waren, konnten wir nicht einmal zu unſern am Boden liegenden Waffen greifen und mußten uns wehrlos morden laſſen. Es fiel mir eine große Laſt vom Herzen, als ich endlich Freiſchärlerhüte erkannte; eines der Schiffe, weniger ſchwer beladen als die andern, war viel früher angekommen.

So hatten wir denn den deutſchen Boden betreten, ein Theil unſerer Unternehmung war glücklich vollbracht.

Sobald ich ans Land geſtiegen war, befahl ich Löwenfels, mit den Leuten am Landungsplatze zu bleiben, bis die Andern angekommen und ich vom Ausſtellen der Poſten zurückgekehrt ſein würde. Vor uns lag ein Sumpf und jenſeits deſſelben ein dichtes Gebüſch, in welchem alles Mögliche verſteckt ſein konnte; man konnte uns ja ruhig landen laſſen, um uns während des Formirens mit einem Schlage deſto gewiſſer zu vernichten; für alle Fälle bot der Sumpf wenigſtens augenblickliche Sicherheit gegen einen Ueberfall.

Ich nahm ſogleich genügende Mannſchaft mit mir, ließ ſorgfältig das Gebüſch abpatrouilliren und ſtellte Doppelpoſten rings um die Legion in einen großen nach dem Rhein zu offenen Halbkreis auf. Bornſtedt war bei dieſem beſchwerlichen und möglicherweiſe gefährlichen Spaziergange ſtets an meiner Seite als Freiwilliger.

Als ich von dieſem Geſchäft zurückkehrte, ſah ich Löwenfels mit der ganzen Legion aus dem deckenden Gebüſch hervorkommen und dieſelbe auf einer Wieſe, mit der Front gegen Rheinweiler aufſtellen. Es war nun bereits ganz hell und man hätte uns vom genannten Dorfe aus Mann für Mann zählen können, da die weißen Blouſen auf dem dunkeln Hintergrunde vortrefflich abſtachen. Auf meinen Vorwurf „meinte“

Löwenfels, seine Stellung sei schlecht gewesen; dann tadelte er die Aufstellung der Posten und verlangte, daß diese auf dem entfernten Thalrand stehen sollten, während sie doch nur einen ganz momentanen Zweck hatten. Ich sagte jedoch dem gescheuten Herrn sehr derb, „daß er zu gehorchen habe“ und befahl ihm, die Legion auf den früheren Standpunkt zurückzuführen, was geschah. Feldmarschall Börnstein verhielt sich — bedeutend schweigend.

Drittes Capitel.

Eintheilung der Legion. — A—. — Delaporte. — Frau Herwegh als Freischärler. — Betrübende Nachrichten von Kandern. — Verrätherei. — Die Avantgarde. — Gräfe. — Frühstück in Tannenkirchen. — Würtembergische Reiter. — Regen. — Kandern. — Aufnahme dort. — Erstes Nachtquartier in Vogelbach und Marzell. — Oberst Löwenfels. — Abmarsch. — Einmarsch ins Münsterthal. — Mutten. — Furcht der Einwohner. — Der Feind zeigt sich. — Alarm. — Barrikaden. — Nachrichten von der Niederlage bei Freiburg. — Marsch nach Wieden. — Zweites Nachtquartier. — Der Morgen. — Uebersteigung des Belchenberges. — Feinde ringsum. — Zell im Wiesenthale. — Ein Nachtmarsch. — Niederdossenbach. —

Die Abtheilung der Legion, welche über den Rhein geführt wurde belief sich auf nicht mehr als ungefähr sechshundertundfünfzig Mann; als es Ernst wurde, hatten sich eine Menge Leute heimlich entfernt. Die ganze Mannschaft war in sechszehn Compagnien getheilt, welche man durch die Zuzügler aus Baden, bis auf hundertundzehn Mann jede, zu complettiren gedachte. Vier Compagnien bildeten ein Bataillon, vier Bataillone ein Regiment. Börnstein und ich leiteten die militärischen Bewegungen der Legion; Herwegh war vorläufig politischer Missionär ohne Beschäftigung. Das Regiment befehligte Löwenfels; die vier Bataillonscommandeurs waren A., Hörter, Delaporte und Schimmelpfennig.

A. war, glaub' ich, ein Berliner. Er war bereits in Paris Mitglied der demokratischen Gesellschaft gewor-

den und sprach sehr heldenmüthig. Auf dem Marsch fielen seine häufigen Unterhaltungen mit französischen Gensdarmen auf und als in Banzenheim die Waffen ausgetheilt wurden, erbat er sich Urlaub nach Paris, wohin ihn die allerdringendsten Familienverhältnisse riefen; er versprach jedoch seinem Bataillon auf „sein Ehrenwort", daß er in einigen Tagen zurückkehren werde und bedauerte es unendlich, daß er seinen Posten grade in diesem kritischen Augenblicke zu verlassen gezwungen sei. Ich sah ihn jedoch nicht eher wieder als sechs Monate darauf in Berlin, wo er wegen seines bei unserer Expedition bewiesenen Muthes eine Stelle im Comité des demokratischen Klubs bekeidete! Bornstedt übernahm das Commando seines Bataillons.

Hörter, von dem ich schon früher als Führer der zweiten von Paris abmarschirenden Kolonne redete, war auf Wunsch der Leute zum Bataillonscommandeur ernannt worden; sein Benehmen auf dem Marsche von Paris nach Straßburg wurde erst später bekannt.

Auguſt Delaporte war Offizier gewesen und hatte unter Oberst Swarec den Feldzug in Spanien mitgemacht.

Herwegh und seine Frau zogen an unserer Spitze; letztere in Männerkleidung. Sie trug schwarze Tuchpantalons und eine schwarze Sammetblouse mit einem Ledergürtel, in welchem zwei kleine Terzerole und ein Dolch steckten, wahrscheinlich um ihren Dichter zu beschützen, der nur eine Doppel-Pistole mit sich führte, deren einer damascirter Lauf gesprungen war, als ich sie mit der Patrone probirte, die mir Herwegh zu diesem Ende gegeben hatte. Als Kopfbedeckung trug Frau Herwegh einen breitkrämpigen, schwarzen Hut ohne Kokarde oder Feder; das blondbraune Haar war nach Männerweise geordnet. Ihre äußere Erscheinung war

nicht eben auffallend, denn wir sahen Alle abenteuerlich genug aus; man hielt sie für einen halbwüchsigen Jungen.

Meine Frau war wenige Stunden nach unserem Abmarsch aus Straßburg in diese Stadt gekommen, um mich womöglich von dem Zuge zurückzuhalten. Das würde ihr nicht gelungen sein, selbst wenn sie mich angetroffen hätte; denn wenn ich auch sehr wenig von diesem Abenteuer erwartete, so hatte ich mich doch durch mein Versprechen gebunden, und hielt es für wesentlich, zu zeigen, daß ich auch bereit sei, für die Sache mit dem Schwerte zu kämpfen, die ich so lange Jahre hindurch mit der Feder vertheidigt hatte. Meine Frau folgte uns nicht, sondern blieb in Straßburg. Böswillige Personen haben verbreitet, daß sie den Zug mitmachte; es ist dies eine Lüge, wie die Straßburger bezeugen können, die sich der Sache, der spätern Umstände wegen, wohl noch erinnern werden.

Der glücklich vollbrachte Uebergang über den Rhein machte mir und uns Allen großes Vergnügen, besonders da wir wußten, daß seit vier Wochen ein bedeutendes Truppencorps eigends zu dem Zwecke aufgestellt war, ihn zu verhindern. Durch unsere Diversionen und die eben in Baden stattfindenden Dinge, welche in den Gefechten bei Kandern und Freiburg ihre unglückliche Lösung fanden, war die Aufmerksamkeit der Truppen getheilt worden.

Der Bote, den uns Hecker an den Rhein schicken wollte, war nicht eingetroffen, und die erste Nachricht, die wir nach dem Uebergange erhielten, war die von dem Tags zuvor bei Kandern vorgefallenen unglücklichen Gefecht. Der Grund des traurigen Ausgangs lag hauptsächlich in dem Umstand, daß Hecker zögerte, feindliche Maßregeln gegen die anrückenden Truppen zu ergreifen, deren Uebergang zu hoffen er gegründete Ursache hatte. Willich, der mir

ſpäter über dieſen Gegenſtand ſchrieb, ſagte in ſeinem Briefe, dem er eine flüchtige Zeichnung der Situation beifügte, ſeine Stellung ſei ſo geweſen, „wie ſie ſich die lebhafteſte Phantaſie eines Soldaten nicht günſtiger wünſchen könne," was auch durch den Plan bewieſen wurde. Unter der oben erwähnten Vorausſetzung ließ man jedoch, auf Heckers Verlangen, den Feind ein Defilée paſſiren, in welchem er vernichtet worden ſein würde, wenn man ihn feindlich empfangen hätte.

Der Tod des Generals von Gagern, der die Truppen ſo ſehr erbitterte, da ſie natürlich nicht ſogleich den Hergang kennen konnten, wurde auf ſehr verſchiedene Weiſe erzählt. Mir wurde der Vorgang nicht allein von Hecker ſelbſt, ſondern auch von andern Perſonen mitgetheilt, welche die Kugeln abfeuerten, die den General trafen. Als Hecker ſich bereits zum Gehen gewandt, hätten ſeine Leute noch immer gezögert, die Feindſeligkeiten zu beginnen und die Soldaten hätten ebenſo wenig Neigung dazu gehabt. Die Freiſchärler riefen den letztern zu: „Wollt Ihr Bruderblut vergießen?" — Darauf hätte, erzählen die Augenzeugen, General von Gagern gerufen: „Was, Bruderblut! — Hundeblut!" und ein Piſtol gegen die Freiſchärler abgefeuert. Sogleich hätte der General mehrere Schüſſe von ihnen erhalten. Er ließ die Zügel fallen und ſaß mit ausgebreiteten Armen da, als ein Conſtanzer, deſſen Namen ich vergeſſen habe, ihm mit den Worten: „Da haſt Du Hundeblut!" das Bayonnet in die Bruſt ſtieß. Ich erzähle, was ich hörte, ohne eine Bürgſchaft zu übernehmen.

Von den Unfällen bei Freiburg und Günthersthal konnten wir noch nichts wiſſen, da dieſe Gefechte erſt am Tage unſeres Rheinüberganges ſtattfanden; wir waren daher, trotz Heckers Niederlage, guten Muthes und be-

ſchloſſen, über Tannenkirchen und Kandern nach Todtnau zu marſchiren, aber, ſo viel wie möglich, jedes Zuſammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden, da mir die Verbindung mit der unter Sigel und Struve verſammelten Inſurgentenarmee wichtiger erſchien, als alles Andere. Nach Todtnau beſchloß ich aber unſern Marſch zu richten, da man uns verſprochen hatte, daß wir hier oder in Zell Waffen für unſere unbewaffneten Leute erhalten ſollten.

Die Mannſchaft, von dem Nachtmarſche angeſtrengt, war ziemlich ermüdet auf dem rechten Rheinufer angekommen; allein es war zu gefährlich, uns an dem Landungsplatze Ruhe zu gönnen, wir mußten eilen, die Berge zu erreichen, wo wir im Falle eines Angriffes günſtigere Stellungen finden konnten.

Ich formirte alsbald eine Avantgarde — Feldmarſchall Börnſtein war froh, wenn ich Alles that — deren Oberbefehl ich einem dazu ſehr geeigneten Manne, Herrn Gräfe, übertrug, der neun Jahre in Griechenland gegen die Klephten gefochten hatte und im Guerillakriege ſehr erfahren war. Er führte die Avantgarde vortrefflich, und ich ließ ihm während des ganzen Marſches das Kommando und dieſelben Leute. Der Mann, welcher die Spitze führte, hieß zufälliger Weiſe Herrgott, was als ein gutes Omen betrachtet wurde und zu vielen Wortwitzen Veranlaſſung gab.

Als wir das Rheinthal verließen und den Weg am Thalrand nach Kleinkembs einſchlugen, war es etwa ſechs Uhr und die Gegend bereits lebendig. Die Leute, welche zur Kirche gingen, waren nicht wenig erſtaunt, auf ein Regiment der ſo lange erwarteten und gefürchteten „Pariſer Arbeiterlegion“ zu ſtoßen, von welcher die Regierungspartei ſo viel Böſes ausgebreitet hatte. Gar bald überzeug-

ten sie sich aber, daß all diese boshaften Gerüchte leere Erfindungen, und daß wir deutsche Brüder waren, welche ehrlich und offen für die Freiheit fechten wollten. Das anfängliche Mißtrauen verwandelte sich augenblicklich in herzliche Freundlichkeit. Ein Mann aus einem benachbarten Orte, der in Tannenkirchen bekannt war, lud uns ein, in diesem Dorfe zu frühstücken, was natürlich sehr dankbar angenommen wurde.

Als wir dort ankamen, fanden wir überall Tische aufgeschlagen; die braven Mädchen und Frauen versahen die Leute reichlich mit Essen und Wein, und diese, welche, durch den Nachtmarsch ermüdet, hungrig und daher still gewesen waren, wurden so übermüthig, daß sie sich für ihr Leben gern mit den Würtembergern geschlagen hätten, welche ich ihnen vor einem Walde, rechts vom Orte, aufgestellt zeigte.

In der That hatten wir schon bei unserm Einmarsche in Tannenkirchen vor dem bezeichneten Walde eine Abtheilung Reiterei entdeckt, welche sich indessen ganz ruhig und beobachtend verhielt. Da wir in dem Dorfe wenig von dieser Reiterei zu fürchten hatten, so schenkte ich diesen Truppen keine besondere Aufmerksamkeit und begnügte mich, einige Posten auszustellen und Patrouillen zur Untersuchung des vor uns liegenden Terrains abzusenden.

Der Regen, der nun eintrat, machte unsern Marsch keineswegs behaglich, zumal die Leute meist weder mit Schuhwerk, noch mit Kleidungsstücken reichlich versehen waren; ein großer Theil derselben hatte nicht einmal einen Rock oder eine Jacke unter der Blouse. Es regnete in Strömen, als wir in Kandern einmarschirten, wo wir keinen Mann Soldaten, wohl aber sehr freundlich gesinnte Einwohner fanden.

Die Leute wurden auf der Straße oder in Privathäusern bewirthet, während wir Anführer auf das Rathhaus genöthigt

wurden. Man machte uns einige Gewehre, eine Trommel und dreißig Pfund Schießpulver zum Geſchenk, die uns ſehr willkommen waren. Waffen und Munition nahmen wir übrigens auf unſerm Marſche für uns in Beſchlag, wo wir ſie finden konnten, und hielten zu dieſem Ende eifrige Nachforſchungen; andere Dinge wurden natürlich unberührt gelaſſen und ſelbſt die Lebensmittel baar bezahlt, wenn man ſie uns nicht als Geſchenk anbot.

Wir wollten in den Dörfern Vogelbach und Marzell unſer erſtes Nachtquartier auf deutſchem Boden nehmen, denn weiter zu marſchiren war wegen der Erſchöpfung der Leute nicht möglich; viele hinkten ſchon jämmerlich und alle waren ſehr müde. Mit Mühe und Noth brachten wir ſie in dieſen beiden Dörfern unter. Ich ſelbſt, der ich übrigens die meiſten Strapazen gehabt hatte, war herzlich froh, als ich in mein Quartier kam, wo ich Herwegh und ſeine Frau, Börnſtein, unſern Stabsarzt Dr. Rode und unſere Adjutanten und Ordonanzen fand.

Feldmarſchall Börnſtein wüthete, denn ſein Nachtſack, der Kleidungsſtücke und Geld enthielt, war in Tannenkirchen nicht mit auf den Bagagewagen geladen, der zugleich Herweghs und andere Marode transportirte. Daſſelbe Schickſal hatte mein kleines Päckchen gehabt und wir Beide befanden uns ohne Wäſche und Kleider. Das war allerdings nicht angenehm; ich ſchlief indeſſen bald herrlich auf meiner Streu, Naſe an Naſe mit Dr. Rode.

Am Abend kam Oberſt Löwenfels in unſer Quartier gehinkt. Er war in dem andern Dorfe einquartiert worden; allein es verbreiteten ſich Gerüchte von der Nähe von Truppen und er fühlte ſich in ſeinem Quartier ſo einſam! Doch dies war nicht der offizielle Grund ſeines Quartierwechſels; nein, er hatte plötzlich ein „böſes Bein“ bekommen und ſuchte

die Hülfe unſeres Doctors. Lange vor Tag wurde dieſer abermals von ſeiner Streu geſchreckt, zur Unterſuchung des kranken Löwenfelsbeines; brummend kam er nach einer Weile zurück und antwortete auf meine theilnehmende Frage: „Ich kann an dem Bein nichts entdecken! Dem Kerl fehlt nicht das Allergeringſte“.

Ich ſtand auf und verſuchte es, meine vollkommen durchweichten Stiefel anzuziehen; es wollte mir durchaus nicht gelingen und ich war in Verzweiflung, denn ich hatte keine anderen und jeder Soldat weiß, von welcher Wichtigkeit Stiefel im Kriege ſind. Mit ſtoiſchem Gleichmuth ſah der Doctor von ſeiner Streu aus meine krampfhaften Verſuche mit an, murmelte „Talg“ und legte ſich auf die andere Seite. Lachend fuhr ich mit dem Lichte in die Stiefeln und unter Ach und Weh gelang es mir endlich, den ſtrumpfloſen Fuß hineinzuzwängen. Börnſtein hatte einen Mann nach Tannenkirchen zurückgeſchickt, der das zurückgebliebene Gepäck holen ſollte; ſein Nachtſack fand ſich vor; allein mein Päckchen war und blieb verſchwunden. Wer in jener Zeit in Tannenkirchen mit meinem ſchönen, lilaſammetnen Schlafpelz prunkte, der iſt der Dieb! Mehr als der Verluſt meines Pelzes ſchmerzte mich jedoch der von circa achtzehn Blättern der franzöſiſchen Generalſtabskarte der Rheinufer, die ich in Paris für hundert und zwanzig Francs gekauft hatte.

Als wir am andern Morgen abmarſchirten, hatte das Wetter ſich aufgeklärt. Die Leute hatten ſich durch den Schlaf vollkommen reſtaurirt und waren guten Muthes, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, die kranke Füße hatten. Unter dieſen Unglücklichen hinkte als der Unglücklichſte Oberſt Löwenfels umher, der Geſichter ſchnitt, als habe er das Podagra, bis er auf einem Bauerwagen neben dem Gepäck Platz fand.

Am Abend war einer der Commiſſäre der franzöſiſchen Regierung in unſerm Hauptquartier geweſen, von denen uns mehrere zu folgen ſchienen, wahrſcheinlich um unſere Erfolge und die Stimmung des Volkes in Baden zu beobachten, um ſogleich für den Fall des günſtigen Ausgangs unſerer Sache die angeordneten Maßregeln in Ausführung zu bringen. Da man ſich in Frankreich ſo ſehr für dies Unternehmen intereſſirte, ſo begreife ich nicht, weshalb man es ſo wenig unterſtützte, was mit ſo Wenigem zu unſerer vollkommenen Zufriedenheit hätte bewerkſtelligt werden können.

Wir beſchloſſen nun über die Münſterhalde, die Dörfer Mutten und Nieder- und Obermünſterthal nach Todtnau zu marſchiren. Des Weges vollkommen kundige, zuverläſſige Führer führten uns ſehr romantiſche, aber ſehr beſchwerliche Straßen, die bald durch fußtiefen Schnee, bald durch Waſſer, bald durch Steingeröll faſt ungangbar waren. Der Wagen konnte uns auf ihnen nicht folgen und mußte gebahntere Wege aufſuchen.

Endlich ſtiegen wir ins Münſterthal hinab durch ein in daſſelbe mündendes, enges Seitenthal. Als ich der Legion vorauseilte, um das Terrain zu recognosziren und die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln anzuordnen, bemerkte ich auf verſchiedenen Berggipfeln verdächtige Geſtalten, welche unſeren Marſch zu beobachten ſchienen und eilig verſchwanden, ſobald ſie ſich bemerkt glaubten. Da in den ringsumliegenden Städtchen und Dörfern Militair ſtand, ſo konnte ich natürlich nicht daran denken, in das Münſterthal einzurücken, ehe ich die vor uns liegenden Höhen, Thäler und Waldungen auf das Sorgfältigſte hatte unterſuchen laſſen.

Die Legion machte alſo auf dem Abhang des Berges Halt, während ich rechts und links Seitenpatrouillen abſchickte, welche mit großer Gewandtheit ihre Aufgabe er-

füllten, so daß ich für einige Zeit mit der militairischen Ordnung unseres Zuges zufrieden war. Ich stand auf einem nahe der Mündung dieses Seitenthals liegenden Felsblock und war überrascht von der sich dem Blick darbietenden, wild romantischen Scene. Im Vordergrunde der mächtige Felsblock, auf welchem ich stand, gestützt auf meinen Pallasch, der mir während des Marsches als Wanderstab dienen mußte; am Fuße des Felsens Herwegh, der mit seinem schwarzbärtigen Gesicht, dem breitrandigen schwarzen Hut, und falteureichem schwarzen Mantel wie ein italienischer Räuber aussah; neben ihm seine nicht minder eigenthümlich aussehende Frau und Feldmarschall Börnsteins lange Feldwebelgestalt, mit steifaufgekremptem weißem Freischärlerhut und Paletot. In angemessener Entfernung hinter uns eine Gruppe von Adjutanten und Ordonanzen und links vor einem die Halde herabschäumenden Waldbache auf der Höhe, halb durch Felsen verdeckt, die Spitze unserer Legion, die malerisch genug aussah. An der Spitze flatterten die schwarzrothgoldenen Fahnen gegen die Sensen der bärtigen, grimmig aussehenden Träger mit ihren weißen Blousen und grauen, federgeschmückten Freischärlerhüten. Die Staffage paßte trefflich zu der wilden Schwarzwaldlandschaft.

Mit großer Vorsicht und Ordnung rückten wir endlich in das Dorf Mutten ein, welches mit Untermünsterthal zusammenhängt. Mit großem Erstaunen sahen wir, daß sämmtliche Häuser und hie und da selbst die Fensterladen verschlossen waren. Nur selten zeigte sich ein blasses, ängstliches Gesicht hinter einer Fensterscheibe. Ein großer Theil der Einwohner, besonders Mädchen und Frauen, waren in die benachbarten Wälder geflohen, um den Gräueln zu entgehen, welche ihnen von den vermeintlichen Franzosen drohten.

An den Fenstern des an der Straße liegenden Gasthofes standen mehrere Leute, welche mit großer Besorgniß auf die vorüberziehende Avantgarde der Kolonne sahen; als ich sie aber deutsch anredete, und ihnen versicherte, daß wir als Freunde kämen, da klärten sich die Gesichter der braven Leute auf, ja einigen traten die Thränen in die Augen. Die frohe Nachricht wurde sogleich durch das ganze Thal verbreitet; die Häuser öffneten sich und Lebensmittel wurden von allen Seiten auf die Straße gebracht. Die geflüchteten Weiber kehrten allmälich wieder zurück und um sie nicht unnöthig zu ängstigen, ermahnte ich unsere Mannschaft, so wenig als möglich französisch zu reden. Die Leute befanden sich vortrefflich, wie immer, wenn sie hinreichend zu essen und zu trinken hatten.

Von einem aufgefangenen Flüchtling erhielten wir hier zuerst sichere Nachricht von dem von den Freischaaren bei Freiburg und Günthersthal am Tage vorher verlorenen Gefecht, wovon uns bereits Gerüchte durch die Bauern zugekommen waren. Zugleich wurde die Nachricht bestätigt, daß Sigel mit 3500 Mann am Storen stehe, ein Berg, den man von dem Dorfe, in welchem wir uns befanden, bequem sehen und den wir in zwei Stunden erreichen konnten. Diese Nachricht machte uns außerordentliche Freude; nun hatten wir ja den nächsten Zweck unserer verwegenen Expedition so gut wie erreicht; in Verbindung mit Sigel, bei dem wir Waffen und Munition finden sollten, konnten wir uns im Gebirge gegen ein zehnmal stärkeres Heer halten, und die Gleichgesinnten des ganzen Landes an uns ziehen.

Herwegh wurde auf geheimnißvolle Weise in ein bestimmtes Haus eingeladen, wo man ihm besondere Mittheilungen zu machen habe, doch solle er allein kommen. Ich erbot mich, seine Stelle zu vertreten und ging in das

Haus, wo ich in einem Hinterzimmer drei Leute fand, die ſich als eifrige Anhänger unſerer Sache zu erkennen gaben, und mir mittheilten, daß der Bürgermeiſter nach Stauffen geeilt ſei, um von dorther Militair herbeizuholen. Dieſer Bürgermeiſter wurde uns als ein eifriger Freund der Regierung geſchildert; er habe, ſagte man uns, Waffen herbeigeſchafft und eigens zu unſerem Empfange lange Spieße anfertigen laſſen, die bei der Nachricht von unſerem Anrücken nebſt den Gewehren — verſteckt worden wären. Als man mir eben dieſen Verſteck anzeigen wollte, hörte ich dicht bei dem Hauſe drei Alarmſchüſſe, die mich vor die Thür riefen.

Ich hatte gleich beim Einmarſch in das Thal die Ausgänge des Dorfes nach Obermünſterthal und Stauffen beſetzen laſſen und war ſehr zufrieden damit, dieſe Vorſicht gebraucht zu haben, da mir ein von Stauffen kommender Bauer erzählte, daß er die Fouriere heſſiſcher Truppen in dieſem Orte geſehen habe, die 600 Mann ſtark heute dort erwartet würden.

Die Alarmſchüſſe waren abgefeuert worden, weil ein Franzoſe, der auf Vorpoſten ſtand, auf einem der vor uns liegenden Berge eine Patrouille von gegen zwanzig Mann ihm unbekannter Truppen geſehen hatte, die aber ſogleich wieder verſchwunden war, wahrſcheinlich um Meldung zu machen, ſo daß wir den Angriff jeden Augenblick erwarten mußten.

Dieſer Angriff wäre mir in jenem Augenblick ſehr erwünſcht geweſen, denn wir hatten eine ganz vortreffliche Stellung und unſere Leute waren ſo übermüthig, daß ſie ſich mit einem weit ſtärkeren Feinde geſchlagen haben würden.

Die Alarmſchüſſe verurſachten denn auch eine faſt zauberhafte Wirkung; ein lautes Jauchzen folgte der erſten Ueberraſchung; Jeder eilte auf den Sammelplatz und im Nu

wurde die durch das Thal führende Straße durch vorgefundene Materialien verschanzt und die ziemlich steilen Thalränder wurden besetzt. Um dahin zu gelangen, verschmähten die Leute in ihrem Uebermuth den Gebrauch der Brücke und sprangen frisch in das Flüßchen, welches das Dorf durchschneidet.

Feldmarschall Börnstein, der wahrscheinlich am meisten von Allen erschrak, wollte an keinen Feind glauben und lächelte sehr weise, als wir nach langem Warten nicht angegriffen wurden; er verspottete mich darüber, daß ich „überall Hessen sehe". Der Feind war uns indessen, wie ich später erfuhr, sehr nahe, getraute sich aber nicht, uns in unserer vortheilhaften Stellung anzugreifen.

Als der Alarm vorüber und kein Angriff zu erwarten war, richtete sich die Wuth unserer Leute gegen den Bürgermeister, der sicher von ihnen gehängt worden sein würde, — wenn er es gewagt hätte, zurückzukehren, was er jedoch wohlweislich nicht that. Viele hatten große Lust, sein Haus der Erde gleich zu machen, was man ihnen eben nicht verdenken konnte; allein Rücksichten der Klugheit geboten uns, dergleichen Gewaltakte so viel als nur irgend möglich zu vermeiden, und ich stellte zum Schutz des Hauses eine zuverlässige Wache vor dasselbe.

Die Handlungsweise des Bürgermeisters veränderte aber einigermaßen unsere Gesinnungen gegen die Gemeinde und wir traten ein wenig strenger auf, als es bisher geschehen war. Um die versteckten 200 Gewehre und andere Waffen aufzufinden, wurden alsbald Haussuchungen vorgenommen, bei denen sich Bornstedt besonders thätig bewies. Die drei Leute, deren Mittheilungen durch die Alarmschüsse abgeschnitten wurden, waren bei der Nachricht von dem Anrücken der Truppen spurlos verschwunden.

Wir entdeckten bald eine Anzahl trefflich gearbeiteter Lanzen, welche man gegen die „französische Räuberbande“ hatte anfertigen lassen. Sie waren natürlich eine sehr willkommene Beute; allein noch willkommener würden die Gewehre gewesen sein, die wir nicht auffinden konnten; indessen eine Menge Jagdgewehre, Büchsen und Pistolen, die man in Privathäusern fand, wurden als gute Beute erklärt.

Die Hoffnung, Sigel am Storen zu finden, zeigte sich bald als eine falsche; wir erhielten die unangenehme Nachricht, daß die Freischaaren bereits von dort abmarschirt seien. Wir hofften sie indessen in Todtnau oder in der Umgegend zu finden, beschlossen nach dem Dorfe Wieden zu marschiren, dort zu übernachten und nähere Nachrichten abzuwarten.

Börnstein blieb indessen dabei, den Feind für einen Mythus zu halten. Als wir in das andere Münsterthal einrückten, glaubte ich ganz sicher, daß unsere Arrieregarde von den von Stauffen erwarteten Hessen angegriffen werden würde. Da Löwenfels Invalide zu sein behauptete und mit erbärmlicher Miene auf dem Wagen saß, so mußte ich neben meiner Function als Generalstabsoffizier auch noch die des Regiments-Kommandeurs übernehmen, da Börnsteins ganze Thätigkeit sich darauf beschränkte, mit einem an seiner Hüfte hängenden Hörnchen Halt und Marsch zu kommandiren, wenn ich es ihm hieß, und sich über meine Vorsichtsmaßregeln lustig zu machen.

Als ich mit großer Sorgfalt die Arrieregarde auswählte und nicht nur die Seitenpatrouillen selbst genau instruirte, sondern auch hinten blieb, äußerte Börnstein seine Verwunderung darüber, daß ich nicht bei der Avantgarde sei, „wo ich hingehöre“. Der Korporalston, mit welchem diese Bemerkung gemacht wurde, mißfiel mir höchlich; allein ich erwiderte ganz ruhig, daß ich den Feind von dieser Seite er-

warte. — „Den Feind!“ wiederholte er ſpöttiſch und brach dabei in ein ungezogenes Gelächter aus: „Sie ſehen nichts als Heſſen!“ — Dieſes abgeſchmackte Betragen und die dabei verrathene Unwiſſenheit über unſere gefahrvolle Situation empörten mich und ich entgegnete: ich ſei gegen den Feind ausgezogen und begreife nicht, was er hier wolle, wenn das nicht ſeine Abſicht ſei. Wolle er den Feind vermeiden, dann möge er ſich zur Avantgarde verfügen, was er denn auch ganz geduldig that.

Der Führer dieſer Avantgarde war in der Gegend ganz genau bekannt und ſchlug, etwa zwei Stunden vor Wieden, einen Weg ein, der auf eine neue, ſehr gute Landſtraße führte. Ohne mir das Allergeringſte davon zu ſagen, ließ aber Börnſtein die Kolonne einen anderen Weg nehmen, indem er behauptete, ich habe die Avantgarde falſch inſtruirt. Ja, er wartete nicht, bis dieſe zurückgezogen war, ſondern ließ dieſe einſtweilen fortmarſchiren und eine neue formiren. Die Folge dieſer Einmiſchung in mein Amt war, daß unſere ſchon ſehr ermüdeten Leute ſich auf Wegen plagen mußten, die nicht beſchwerlicher ſein konnten, und daß die Nacht uns ereilte, ehe wir in Wieden ankamen.

Dieſer Ort beſteht aus einzelnen, zerſtreuten Gehöften, die zum Theil auf den Halden, zum Theil im Thale ſelbſt liegen und eine ſehr große Strecke einnehmen. Vor einem großen Wirthshauſe wurde Halt gemacht. Die Fouriere waren zwar vorausgegangen, allein die Bauern konnten mit den Quartierzetteln nicht ſo ſchnell fertig werden, da ſich wohl ſelten Truppen hierher verirrten und ihnen die Uebung fehlte; die Leute mußten daher lange im Regen ſtehen und wurden endlich mehr als ungeduldig. Manche Abtheilungen hatten noch eine halbe Stunde zu marſchiren, ehe ſie in ihre Quartiere kamen und achtzig Mann von Delaportes

Bataillon weigerten ſich geradezu zu gehen und verlangten in das vor ihnen ſtehende Wirthshaus quartirt zu werden. Da mir kein Mittel zu Gebote ſtand, dieſe Leute zu zwingen, es mir andererſeits auch wünſchenswerth ſchien, ſo viel als möglich die Legion für alle Fälle beiſammen zu haben und da die Nachricht des Einrückens von 800 Mann in dem nicht fernen Todtnau mich beunruhigte, ſo war es mir ganz recht, daß ſo viel Leute als nur immer möglich in dem großen Hauſe untergebracht wurden; es faßte gegen dreihundert Mann und bot noch Raum für eine ſtarke Wache, zu der ſich ein einziger Freiwilliger fand!

Es dauerte ſehr lange, bis ich mit allen Anordnungen fertig wurde, beſonders da mir keiner von den Bataillonskommandeuren hülfreich beiſtand, mit Ausnahme von Bornſtedt, der ſtets bei der Hand war.

Ich konnte mich kaum mehr auf den Füßen halten, als ich in das große Wirthszimmer trat, wo Herwegh, Börnſtein und ich einquartirt waren. An Ruhe war für mich noch nicht zu denken, denn die Leute, welche auf Poſten kamen, mußten eſſen, und es war nicht leicht, in der allgemeinen Verwirrung etwas zu erhalten. Mit Hülfe der Frau Herwegh, die trotz ihrer Hoſen weiblich geſchäftig in der Küche waltete, gelang es endlich, die vielen hungrigen Magen zu befriedigen.

Herr Börnſtein hatte ſich zurückgezogen und bekümmerte ſich um gar nichts. Es regnete in Strömen und die Poſten mußten noch ausgeſtellt werden. Dies war bei der ſtockdunklen Nacht eine höchſt ſchwierige Sache und wurde durch meine Unbekanntſchaft mit der Umgegend noch ſchwieriger. Da ich aber in dieſer finſtern und naſſen Nacht nicht eben Grund hatte, einen Angriff von den gleichfalls ermüdeten feindlichen Truppen, die in Todtnau lagen, zu erwarten und

dieſe ebenſowenig mit der Fähigkeit begabt waren, im Finſtern zu ſehen, wie wir, ſo hielt ich es nicht für nöthig, mich ganz ſtrenge an die militäriſchen Regeln zu binden und beſetzte nur die zum Dorfe führenden Wege mit Doppelpoſten, welche zugleich die kahlen Halden hinaufſehen konnten. Es iſt bekanntlich Regel, die Poſten Nachts nicht auf die Berge, ſondern am Fuße derſelben aufzuſtellen, weil ſich gegen den immer etwas helleren Himmel Truppen leichter erkennen laſſen, die den Kamm überſchreiten.

Während des Marſches hatten ſich Ordnung und Disciplin unter unſerer Mannſchaft immer mehr gelockert. Man hätte das Gegentheil erwarten ſollen; aber die Sache iſt ſehr erklärlich. Militairrekruten, welche unter der Soldatenfuchtel zittern, werden, wenn man ſie über ihre Kräfte anſtrengt, ſtets liegen bleiben, oder doch gänzlich den Muth verlieren; Leute, wie die unſerigen dagegen, welche durch ihren eigenen Willen vorwärts getrieben werden, die Alle wiſſen, warum und wofür ſie kämpfen, werden unter ſolchen Umſtänden widerſpenſtig, beſonders wenn ſie ſehen, daß ihre Anführer ohne Energie handeln, ſtets nur für ſich ſorgen und militairiſch vollkommen unfähig ſind. — Als wir von Banzenheim abmarſchirten, war es noch Zeit, die Zügel des Kommando's ſtraffer in die Hand zu nehmen; mit dem Ergreifen der Waffen mußte auch der Ernſt ergriffen werden und das fahrige, raiſonnirende Handwerksburſchenweſen ein Ende haben; allein dies zu erreichen, war unmöglich.

Herwegh, der die Nothwendigkeit militairiſcher Ordnung nie einſehen wollte und ſtets dagegen eiferte, da er keine „Kamaſchenknechte" wolle, trug große Schuld an dieſem Geiſte der Unordnung und Widerſetzlichkeit; Börnſtein bekümmerte ſich um dergleichen gar nicht.

Meine Bemühungen fanden daher nicht nur gar keine Unterstützung, sondern machten mir im Gegentheil all diese Leute zu Feinden, deren Nachlässigkeit ich rügen mußte; ich sah voraus, welch ein Ende unsere Expedition nehmen würde und wünschte mich hundert Meilen davon; ja ich würde die Legion im Stiche gelassen haben wie mancher Andere, wenn ich es nicht für eine Ehrensache gehalten hätte, dem Unternehmen bis ans Ende treu zu bleiben und mir alle mögliche Mühe zu geben, nach besten Kräften zu nützen, und diese närrischen Leute selbst gegen ihren Willen vor Schaden zu hüten.

Was die Unzufriedenheit der Leute auf das Höchste steigerte, war die mangelhafte und unzureichende Bewaffnung. Dies ließ sich nun einmal nicht ändern; aber unverzeihlich war es, daß nicht wenigstens für hinlängliche Munition gesorgt wurde; dazu hatte man Geld! Börnstein hatte die Anfertigung der Patronen übernommen; allein er that seine Schuldigkeit so wenig, daß man auf den Gedanken kam, er habe dabei eine böswillige Absicht; ich halte es jedoch einfach für Dummheit. Während der vierzehn Tage, die er vor mir in Straßburg zubrachte, hatte er, wie gesagt, zweitausend Patronen anfertigen lassen, und dieselben hielt er für vollkommen genügend! Herwegh und ich erinnerten ihn wohl zehnmal des Tages an die Patronen; allein er antwortete dann stets mit Grobheit. Die Leute rückten ihm endlich zu Leibe und er versprach im Nachtquartier das in Kandern erhaltene Pulver verarbeiten zu lassen. In Wieden kamen zu diesem Zweck acht Mann zu ihm und die Sache wäre in zwei Stunden abgemacht gewesen, da man alle Geräthschaften hatte, allein er schickte die Leute in ihre Quartiere zurück, da er zu müde sei! Er behauptete stets, die Leute hätten Patronen genug, und ging irgend ein Ge-

wehr zufällig los, so verfehlte er nie mit geistreichem Lächeln zu sagen: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!“ So blieb es denn dabei: um uns mit Tausenden von Soldaten zu schlagen, hatten wir nichts als etwa 200 kaum brauchbare Gewehre, eine kleine Anzahl Sensen und Piken und 2000 Patronen, welche durch den starken Regen der letzten Tage, in den Hosentaschen der Leute, zum großen Theil in schwarzen Brei verwandelt worden waren.

Doch kehren wir wieder nach Wieden zurück. Die ermüdeten Leute waren untergebracht und aus jeder Ecke des Hauses schnarchte Einem ein Freiheitsheld entgegen; um Mitternacht kamen ihre geplagten Führer endlich dazu, zu Mittag zu speisen.

Feldmarschall Börnstein war höchst unglücklich, denn unsere ermüdeten Adjutanten hatten sich aus Versehen in die Betten gelegt, welche für uns Beide bestimmt waren und ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie zu vertreiben. „Ich will an meiner Bequemlichkeit nichts entbehren“, sagte unser großer Feldherr und schien dabei zu denken: „Ihr könnt froh sein, daß ein so großes militärisches Licht wie ich, Euch mit seinem Talent unterstützt!“ — O hätte ich geahnt, daß er ein weggejagter österreichischer Feldwebel war! Er fand indessen noch ein Bett und auch ich erkämpfte mir einen Strohsack.

In Wieden trafen wir mehrere Versprengte der Sigelschen Kolonne und erfuhren, daß von dieser nicht mehr das Geringste zu hoffen sei. Sigel hatte ganz richtig berechnet, daß wir vor Dienstag nicht mit ihm zusammentreffen könnten; vor dieser Vereinigung wollte er nichts Entscheidendes unternehmen. Alle Dispositionen, die Sigel getroffen hatte, um unsern Durchmarsch zu sichern und diese Vereinigung zu be-

werkſtelligen waren ganz vernünftig; allein die militairiſche Unkenntniß Struves verdarb die ganze Unternehmung.

Struve war nämlich, wie mir Sigel ſpäter ſelbſt erzählte, bei der ihn gar nichts angehenden Sigelſchen Kolonne angekommen, als einige junge Leute aus Freiburg zu ihm ſchickten und ihn aufforderten, in die vom Militair nicht beſetzte Stadt zu rücken. Sigel war unglücklicher Weiſe abweſend, um an einem entlegenen Punkte nachzuſehen, ob ſeine Anordnungen befolgt wären.

Ohne den Befehlshaber dieſer von Sigel geſammelten 3500 Mann abzuwarten, nahm Struve die ihm zunächſt ſtehenden Leute und marſchirte mit ihnen gegen die Stadt. Ehe er aber dorthin gelangte, wurde er vom Kartätſchenfeuer der Badiſchen Artillerie begrüßt. Statt nun die Senſenmänner von Weitem folgen, die Schützen als Tirailleurs gegen die Geſchütze vorrücken und Bedienung und Pferde wegſchießen zu laſſen, kommandirte Struve: „Senſenmänner vor!“ — Mit Senſenmännern wollte er mehrere hundert Schritt durchlaufen und die Kanonen nehmen! Es zeugt dies von großem Muth, allein von wenig militairiſchem Verſtand. Die Senſenmänner — meiſtens Bauern — waren nicht ſo tollkühn, und als die Kartätſchen herangehüpft kamen, rannten ſie wie beſeſſen davon, was man ihnen gar nicht ſo ſehr verdenken kann. — Das Gefecht war nun einmal begonnen und mußte fortgeſetzt werden. Dies geſchah faſt allein durch die Scharfſchützen, welche auch den Truppen Schaden thaten, ohne jedoch ein weiteres Reſultat zu erzielen. Von einem reichen Bauer erzählte man mir, daß er, hinter einem Baume ſtehend, mit aller Kaltblütigkeit auf die Soldaten ſchoß, während ſein Knecht hinter ihm ſtets eine zweite geladene Büchſe bereit hielt. Das Reſultat des Gefechtes war die völlige Auflöſung der Freiſchaar. Nähere Details will ich

nicht angeben, da dieſe Blätter hauptſächlich nur enthalten ſollen, was ich mit eigenen Augen ſah.

Die Nachricht von der Niederlage Heckers, Sigels und Struves traf uns wie ein Donnerſchlag, weil uns dadurch jede Hoffnung auf Waffen und Munition verloren ging. Da ſaßen wir nun, umgeben von feindlichen Truppen, verlaſſen von denen auf die wir rechneten, wüthend über Struves Unklugheit und das Davonlaufen der Bauern mit den Senſen, welches die weitere Unordnung veranlaßte.

Heiliger Gott! hätten wir 3500 Mann Bewaffnete und darunter 800 Scharfſchützen gehabt, wie ſie, ich glaube wir wären keck mitten durch Baden gezogen und hätten uns vor all den Truppen nicht gefürchtet, wenn ſie auch beiſammen geweſen wären. Muth hatten unſere Leute — Ausnahmen abgerechnet — genug; allein ohne Waffen und Munition nützte derſelbe nichts. —

Ich war kaum eingeſchlafen, als ich wieder geweckt wurde und vor meinem Bette Herwegh fand, der in einer Hand ein Licht und in der andern einen eben angekommenen Brief mit einer neuen Hiobspoſt hatte. Ich überlegte nun die Umſtände und der Plan war bald gemacht. Hecker war mit ſeinen Leuten nach der Schweiz gegangen, und dort mußten wir auch Becker mit ſeinem Corps und die Trümmer der Sigelſchen Kolonne finden; wir beſchloſſen daher, uns nach der Schweizer Grenze zurückzuziehen, an irgend einem geeigneten Punkt über den Rhein zu gehen, und uns mit ihnen zu vereinigen.

Bei unſerer numeriſchen Schwäche, dem mangelhaften Zuſtande unſerer Ausrüſtung und dem Geiſte der Unordnung, die in der Legion eingeriſſen war, konnte es mir auch nicht entfernt in den Sinn kommen, ein Gefecht herbeiführen zu wollen; die Aufgabe, die ich mir ſtellte, war im Gegentheil

dieſe, die Legion durch alle Feinde hindurch über die Schweizer Grenze zu bringen, ohne mit den Truppen einen Schuß zu wechſeln. Dieſe Aufgabe war um ſo ſchwieriger, als das Militair, unſere Schwäche jetzt ſicherlich kennend, uns aufſuchte und, darin nicht mehr durch andere Inſurgentenſchaaren gehindert, in größern Maſſen gegen uns anrücken konnte; unſer Plan konnte nur gelingen, wenn wir genau von der Stellung der Truppen unterrichtet wurden und dann Wege einſchlugen, welche für Militair als unpracticabel betrachtet werden. Wir beſchloſſen daher gradeswegs über den hohen Belchenberg nach Zell im Wieſenthale zu marſchiren, wo die Umſtände uns den Weg nach der Schweiz vorzeichnen würden.

Als ich lange vor Tagesanbruch aufſtand, fand ich meine armen Füße mit Blutblaſen überdeckt; es war eine abſolute Unmöglichkeit ſelbſt baarfuß in meine durchnäßten Pariſer Stiefel zu kommen. Ich hätte mich zu Löwenfels auf den Invalidenwagen ſetzen müſſen, wenn mir nicht eine meiner Ordonnanzen, die zwei Paar Schuhe beſaß, eins davon abgetreten hätte. Ich biß die Zähne zuſammen und fuhr hinein; allein es gehörte ſtarke Willenskraft dazu, in dieſem Zuſtande zu laufen wie ich es that. —

Als ich in die Wachtſtube trat, meldete mir der Wachtkommandant, daß während der Nacht von Todtnau Leute mit einer Laterne ſich genähert, aber beim Anruf des Poſtens die Flucht ergriffen hätten. Der Poſten habe Feuer gegeben, die ausgeſchickte Patrouille jedoch nichts Verdächtiges entdeckt und man habe mir deshalb keine Meldung machen wollen. —

Ich ließ um vier Uhr Generalmarſch ſchlagen; allein es dauerte länger als anderthalb Stunden, ehe ich den

größeren Theil der Leute beisammen hatte, selbst die höheren Officiere waren nicht aus den Betten zu bringen.

Das Gefahrvolle unserer Lage mit klarem Blick überschauend, fuhr ich fast aus der Haut über die Gleichgültigkeit und Saumseligkeit unserer Leute, die an keine Gefahr glauben wollten, da sie noch keinen Soldaten gesehen hatten. Als ich in sehr großem Eifer in die geräumige Küche unseres Wirthshauses kam, fand ich dieselbe mit Leuten angefüllt, die in aller Ruhe frühstückten. Ein Advokat aus Detmold, der den heißen, in seine Untertasse gegossenen Kaffee ganz gelassen blies, sagte zu mir mit äußerster Gutmüthigkeit: „Ach, trinken Sie doch erst ein Schälchen Kaffee!“ Diese gemüthliche Ruhe stach so komisch von meinem Feuereifer ab, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut zu lachen, was merklich meinen Aerger linderte.

Endlich, endlich konnte sich die Kolonne in Bewegung setzen, obwohl noch Hunderte von Nachzüglern im Dorfe blieben. Wir schlugen nun dieselbe Richtung ein, woher wir Abends gekommen waren, nur daß wir nun auf der guten Landstraße marschirten, die Feldmarschall Börnstein nicht hatte entdecken können.

Am Fuße des Berges angekommen, sahen wir die Gepäckwagen und Nachzügler den andern, beschwerlicheren Weg herabsteigen und machten Halt, um sie zu erwarten; allein da fast noch ein Viertel der Mannschaft im Dorfe war und wir fürchteten, daß sie sich verlieren und den Truppen einzeln in die Hände fallen möchten, so wurde auf einer kahlen Höhe abermals ein Halt gemacht, sie zu erwarten.

Das Wetter konnte für einen heimlichen Marsch nicht günstiger sein, denn ehe wir auf die Höhe gelangten, fiel ein so dichter Nebel, daß wir die nächsten Thäler nicht sehen konnten. Ohne denselben hätte man uns stundenweit erblickt

und dann bequem Zeit gehabt, die Päſſe, durch welche wir nothwendigerweiſe mußten, zu verlegen.

Der naßkalte Nebel und der auf den Bergen wehende ſcharfe Wind erkältete aber unſere vom Steigen erhitzten und nur leicht bekleideten Leute durch und durch, ſo daß das Warten auf dieſem Punkte gefährlich war; wir marſchirten daher langſam weiter, und nachdem wir ein Thal durchſchnitten hatten, begannen wir den vor uns liegenden Belchen zu erſteigen.

Da der Wagen uns nicht folgen konnte, wurden die Pferde ausgeſpannt und die Bagage getragen. Frau Herwegh beſtieg das eine Pferd, allein Löwenfels, kein Freund von ſolchen Wagniſſen, zog die Schultern eines kräftigen Burſchen vor, der dumm genug war, an die Krankheit ſeines Oberſten zu glauben, was von Seiten des Doctors nicht geſagt werden kann. Mit großen Augen ſah ich von der Höhe herab dieſe burleske Reiterei, welche bei unſern Leuten große Heiterkeit erregte. Herwegh marſchirte mit uns; ich befand mich mit dem Führer bei der Avantgarde. Der Weg war ſehr beſchwerlich und wurde es immer mehr je höher wir ſtiegen. Bald geriethen wir in den Schnee und ſanken oft bis an die Kniee hinein. Die Nachfolgenden hatten es bequemer.

Das Wetter hatte ſich aufgehellt und wir ſahen eine wildromantiſche, höchſt eigenthümliche Landſchaft vor uns, in welcher die weißen Schneeflächen wunderlich mit den grünen Thälern contraſtirten. Menſchen ſchienen nicht oft hierherzukommen und zu meinem Erſtaunen ſah ich in dieſer Oede auf dem Schnee eine Fährte, die mit der eines Wolfes die größeſte Aehnlichkeit hatte.

Da wir einen ſogenannten Gänſemarſch machen mußten, ſo war unſere Linie ungeheuer lang und wir mußten jeden

Augenblick halten, theils um uns etwas zu erholen, theils um die Arrieregarde etwas näher herankommen zu lassen.

Der Gipfel des Berges erhob sich rechts von unserm Wege, über denselben höchstens hundert Fuß emporragend und wir marschirten auf schmalen Fußwegen die Halde entlang. Die lachende Aussicht auf das schöne, zu unsern Füßen liegende badische Land erhob die Herzen unsrer Leute; allein mir war sie keineswegs angenehm, da man von allen benachbarten Ortschaften unsern Marsch beobachten konnte. Schönau lag uns unangenehm nahe, und wenn das Militair dort aufpaßte, konnte es uns den Weg in das Wiesenthal mit Bequemlichkeit verlegen.

Die Bergwasser, welche wir auf unserm Wege durchwateten, erschienen warm gegen den Schnee, der die Füße der armen Leute völlig erstarrte, da ein großer Theil von ihnen Schuhe an hatte, aus denen die nackten Zehen heraussahen. Trotzdem waren die Leute munter und unterhielten sich damit, Felsstücke hinabzurollen, und einige waren so übermüthig, daß sie auf einen unglücklichen Hasen und einen Häher schossen, die ihnen in den Weg kamen. Sie erlegten ihr Wildpret, allein ich nahm die Schüsse sehr übel und Börnstein erhob den Finger und sang sein altes Lied: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!“

Die frische Bergluft machte Allen guten Appetit; aber wir hatten nichts zu essen und fütterten die Leute einstweilen mit dem Versprechen, daß sie im nächsten Dorfe im Thal frühstücken sollten. Als wir endlich dort ankamen, war nur wenig aufzutreiben, und da die Hälfte nichts zu essen bekam, brach allgemeine Unzufriedenheit, ja förmliche Rebellion aus. Ich habe in meinem Leben nicht so viele und so energische Reden gehalten als an diesem Tage; aber gewöhnlich machen Reden auf Hungrige keinen großen Eindruck. Ein ganzes

Bataillon weigerte ſich weiter zu marſchiren und es regnete Vorwürfe von allen Seiten.

Da ich den Aufenthalt in dieſem Dorfe für gar nicht erſprießlich hielt, ließ ich endlich Generalmarſch ſchlagen und die Avantgarde abmarſchiren, was aber wenig half. Ich mußte wieder zurückkehren und noch einmal die Kunſt der Ueberredung verſuchen. Man freute ſich, wenn ich recht ſchalt und wetterte, und ihnen verſicherte, daß ich lieber eine Heerde Schweine als ſolch Lumpengeſindel commandiren wolle — machte aber keine Miene von der Stelle zu gehen, bis ich endlich, was ich bisher nicht hatte thun wollen, den Widerſpenſtigen die Truppen aufzählte, die ringsum in den Ortſchaften lagen, alle bereit über ſie herzuſtürzen und ſie in Stücken zu hauen. Sie hatten — wie Börnſtein — nie an die Nähe des Feindes geglaubt; allein mein Ernſt gab ihnen zu denken, und als ich ohne Weiteres zu der Avantgarde zurückkehrte, folgten ſie mit ſehr trübſeligen Geſichtern.

Ich gab mir die erdenklichſte Mühe die Leute durch mein Beiſpiel anzufeuern, und als ſie über Müdigkeit klagten und alle Augenblicke lagern wollten, lief ich, der ich ihren Weg mehr als drei Mal gemacht hatte, im vollſten Laufe von der Spitze zur Arrieregarde, einen Scherz darüber machend, daß ich mein eigenes Pferd ſein müſſe.

Im nächſten Dorfe gelang es uns indeſſen einige Lebensmittel aufzutreiben, die ordentlich vertheilt wurden, ſo weit Ordnung bei dieſem Sturm möglich war. Ueber der Sorge ſo viele hungrige Mäuler zu ſtopfen, vergaß ich mich elbſt, der ich der Erholung mehr als einer nöthig hatte. Auf meinen Theil wäre nichts gekommen, wenn mir meine Ordonnanzen, die mich perſönlich ſehr lieb hatten, nicht einige Lebensmittel in meine Taſchen geſteckt hätten. Dabei war auch ein delicates Stück Speck, welches ich in Ruhe zu ver-

zehren gedachte, als ein Hungriger zu mir kam und klagte, daß er nichts erhalten — und fort war meine Hoffnung! Mit ſtoiſchem Gleichmuth reichte ich ihm den Inhalt meiner Taſche, der nach einigem Erröthen und einigen Complimenten auch angenommen wurde. Ich dachte an Anecdoten aus dem Leben berühmter Feldherren und war ſehr zufrieden mit mir.

Ich erzähle dieſen kleinen Vorfall nur, um unſere Noth zu charakteriſiren. Jetzt, da die Sache vorüber iſt, erſtaune ich, mit welchen geringen Mitteln und unter welchen Umſtänden ein ſo ſchwieriges Unternehmen gewagt wurde. Hätte ich übrigens gewußt, daß noch ſo viel Geld vorhanden war, ſo würde ich darauf gedrungen haben, daß man beſſer für die Ernährung der Leute ſorgte. Herwegh hatte noch über 2500 Francs in Gold, wovon er freilich 1900 als ſein Privateigenthum in Anſpruch nahm, allein unter ſolchen Umſtänden konnte das nichts ausmachen. Auch Börnſtein hatte noch die Taſchen voll. Ich meinte aber, wir beſäßen nicht viel mehr als die 180 Gulden, welche uns der als Bauer verkleidete Kaſſier der Sigelſchen Kolonne, Philipp Reuter, am Abend vorher in Wieden gegeben hatte, und die in Zell unter die Leute vertheilt werden ſollten. Dieſen muß ich es indeſſen zum Ruhme nachſagen, daß ſie trotz allem Hunger nicht einen Augenblick das Gelüſte hatten, plündernd in die Häuſer zu brechen, und als ein Marodeur mit einigen geſtohlenen Broten auf dem Bayonet ſich ſeines Diebſtahls rühmte und die Andern aufforderte, es ebenſo zu machen, verlangten dieſe von mir, ich ſollte den Mann auf der Stelle erſchießen laſſen, wie es in Paris während der drei Tage mit Dieben geſchehen war.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, als wir eine Stunde vor Zell anlangten. Einige Bauern brachten

uns die Nachricht, daß dieſes Städtchen von Truppen beſetzt ſei; allein unſere Leute waren ſo müde und hungrig, daß ſie ſich Nachtlager und Nachteſſen gern erkämpft haben würden. Da einige unſerer Leute aus der Umgegend von Zell zu Hauſe waren, ſo ließ ich ſie gehörig kleiden und auf Kundſchaft ausgehen; ſie ſollten Nachricht einholen über die Zahl der Truppen in Zell und ſich nach unſern Fourieren umſehen, die einige Stunden vorausgegangen und um deren Schickſal wir beſorgt waren.

Die Nachrichten, welche die Kundſchafter zurückbrachten, waren befriedigend. In Zell war kein Militair, aber in dem eine Stunde davon gelegenen Schopfheim lagen Truppen, deren Zahl von einigen auf ſechshundert, von andern auf funfzehnhundert Mann angegeben wurde.

Eine Viertelſtunde vor Zell kam uns der Bürgermeiſter mit den Gemeinderäthen und unſern Fourieren entgegen; er beſchwor uns bei allen Heiligen, ſeine Stadt mit unſerm Beſuch zu verſchonen und dieſelbe nicht zum Schauplatz eines blutigen Kampfes zu machen, der unvermeidlich wäre, wenn wir dort übernachteten.

Wir wogen die Gefahr gegen die Müdigkeit und den Hunger unſerer Leute ab und entſchieden uns dahin, für's Erſte in die Stadt zu marſchiren und nach dem Eſſen Weiteres zu beſchließen.

In großer Ordnung rückten wir Abends gegen ſieben Uhr in Zell ein. Die Häuſer waren zwar nicht geſchloſſen, allein man ſah aus mancherlei Zeichen, daß die Einwohner große Beſorgniß hegten, ja einige arme Leute ſah ich ſogar ihre Kühe zur Stadt hinaustreiben, um ſie vor uns in Sicherheit zu bringen. Die Bürger hatten allerdings Urſache genug, uns großen Appetit zuzutrauen und noch mehr in anderer Weiſe beſorgt zu ſein; man konnte mit Beſtimmt-

heit darauf rechnen, daß Militair von Schopfheim gegen uns anrückte, sobald man dort von unserer Ankunft Nachricht erhielt, was sehr bald geschehen mußte. General Hoffmann fuhr zum Thor hinaus nach Schopfheim, als wir an der andern Seite in die Stadt hineinmarschirten.

Da einige Stunden Ruhe und Stärkung für unsere Mannschaft absolut nothwendig waren, mußte ich darauf bedacht sein, ihnen diese zu verschaffen und uns gegen einen Ueberfall zu sichern. Ich nahm daher sogleich eine Compagnie und ließ eine starke Barrikade errichten, durch welche der nach Schopfheim führende Weg gesperrt wurde. So müde die Leute waren, so legten sie doch kräftig Hand ans Werk. Mit wahrhaft zauberhafter Schnelligkeit wurden alle nöthigen Materialien herbeigeschleppt. Ungeheure Steine, Fässer, Karren, Balken, Geräthschaften aller Art fanden sich vor, und in der Zeit von etwa zwanzig Minuten erhob sich eine prachtvolle Barrikade, hinter der man einer Armee widerstehen konnte, wenn nicht schweres Geschütz zu hartnäckig dagegen angewendet wurde. In ihrem Eifer hatten die Leute auch einen Schäferkarren herbeigeschleppt und mitten in die Barrikade geschoben, ohne Rücksicht auf den schwerbetrunkenen Schäfer, der in dem beweglichen Häuschen seinen Rausch ausschlief und auch nicht erwachte.

Auf der links von der Straße gelegenen Anhöhe postirte ich hinter den Hecken eine Anzahl Schützen, die theils eine unvermuthete Umgehung der Barrikade auf diesem Wege verhindern, theils ein Kreuzfeuer auf eine anrückende Kolonne mit den Vertheidigern der Barrikade herstellen sollten. Der rechte Flügel der Verschanzung war durch den Wiesenfluß gesichert. Jenseits desselben führte ein Weg in den nahe bei Schopfheim liegenden, mir verdächtig scheinenden Wald; hier wurde ebenfalls eine Barrikade errichtet und der noch

weiter rechts liegende, mit einer Mauer umgebene Kirchhof wurde beſetzt.

Auf der andern Seite hatte mir bereits der gute Reinhardt Schimmelpfennig in das Handwerk gepfuſcht und auf dem Wege nach Adelsberg, ſehr weit vorgeſchoben, einen einſamen Doppelpoſten aufgeſtellt. Da ich nach dieſer Seite hin, im Fall eines überlegenen Angriffs, meinen Rückzug zu nehmen gedachte, ſo poſtirte ich hier eine Feldwacht, deren Commando ich einem erfahrenen Soldaten übertrug, der die Aufſtellung der Poſten ſogleich mit einer Umſicht bewerkſtelligte, wie ich ſie einem gemeinen Soldaten niemals zugetraut hätte.

Auf dem Wege nach Schönau, über eine Viertelſtunde weit, bis an die Brücke über den Wieſenfluß vorgeſchoben, fand ich abermals einen unglücklichen, verlorenen Doppelpoſten, der ſehr froh war, als ich ihn mit etwa zwölf Mann erreichte, die ich am Ausgange des Ortes ſelbſt an einem ſehr günſtigen Punkte aufſtellte.

Ueber dieſe Anordnungen waren beinahe zwei Stunden vergangen. Als ich in die Sitzung des Ausſchuſſes kam, wo man über die zu nehmenden Maßregeln berathſchlagte, gab ich meine Meinung dahin ab, daß es eine Unklugheit ſei, Zell gegen einen ſo überlegenen Feind halten zu wollen. Das Städtchen liegt nämlich in dem ziemlich engen Wieſenthal und von zwei Seiten treten die Berge ſo nahe zu dem Orte heran, daß man von denſelben jeden Mann auf der Straße und hinter den Barrikaden einzeln wegſchießen konnte. Meine Einrichtungen, ſagte ich, ſeien nur gegen einen nächtlichen Ueberfall getroffen; je eher man das Neſt verließe, deſto beſſer ſei es; da die Leute jedoch ſo erſchöpft wären, möchte man ihnen einige Stunden Ruhe gönnen, aber jeden-

falls vor Tagesanbruch abmarſchiren und die Schweiz ſo bald als möglich zu erreichen ſuchen.

Der lahme Löwenfels ſprach ſich heldenmüthig dahin aus, den Feind in Zell zu erwarten und bis auf den letzten Mann zu kämpfen; wahrſcheinlich hatte er bereits ſeinen ſpäter ausgeführten Rückzugsplan gemacht. Börnſtein hörte den Vorſchlag des Davonlaufens — ſolche flinke Weisheit hätte er mir gar nicht zugetraut! — mit unverkennbarem Vergnügen und ergriff ihn mit ſolchem Eifer, daß er vorſchlug, augenblicklich abzumarſchiren; Herwegh zeigte denſelben Enthuſiasmus, nur wollte er einen weiteren Bogen machen und nicht, wie Börnſtein bei Schopfheim dicht vorbei, ſondern grade auf die Rheinbrücke von Rheinfelden zu marſchiren.

Ich trat — zum erſten Mal ſeit unſerm Auszug! — dem Vorſchlage Börnſteins bei, als die durch Frau Herwegh befragten Leute erklärt hatten, daß ſie bereit wären, ſogleich zu marſchiren. — In Schopfheim ſtand der uns mehr als dreifach überlegene Feind und es wird Manchem als eine Tollheit erſcheinen, mit einer ſo erſchöpften und ſchlecht bewaffneten Mannſchaft einen Marſch faſt mitten durch das feindliche Lager zu wagen. Ich muß daher die Gründe anführen, welche mich bewogen, für dieſen verrückt ſcheinenden Plan zu ſtimmen.

Der Feind hatte von unſern Verſchanzungen in Zell ganz ſicher in einer Stunde Nachricht und mußte glauben, daß es unſere Abſicht ſei, in der Stadt zu übernachten. Griff er uns in der Nacht an, ſo war er bedeutend im Nachtheil, denn er konnte nicht wiſſen, welche Dispoſitionen wir getroffen hatten, und ſeine Uebermacht nützte ihm gar nichts; wartete er aber den Tag zum Angriff ab, ſo konnte er die Höhen beſetzen und uns entweder vernichten, oder

ſämmtlich gefangen nehmen. Es war ferner zu vermuthen, daß die Truppen nichts weniger als einen nächtlichen Angriff von uns erwarteten; wenn ſie Poſten ausſtellten, ſo war dies höchſtens in der Nähe von Schopfheim der Fall, und wir konnten hoffen, mit Anwendung einiger Vorſicht, unbemerkt an dem Orte vorbei und nach Rheinfelden zu kommen, das von Zell nur vier Stunden entfernt iſt. Entdeckte man unſern nächtlichen Marſch, wie auch möglich, ſo erſchien die Gefahr doch nicht groß. Die Nacht war ſehr finſter und es iſt ſchwierig den Feind anzugreifen, wenn man ihn nicht ſieht. Ueberdies mußten die Truppen glauben, wir wollten ſie in Schopfheim angreifen und wären wahrſcheinlich für den Augenblick darauf bedacht geweſen, ſich in dem Orte zu vertheidigen. Die irrige Meinung von unſerer Abſicht hätte ziemlich gefahrlos lange durch einiges Arrieregardefeuer erhalten werden können. Ehe ſie ihren Irrthum entdeckten, hatten wir einen bedeutenden Vorſprung, und kamen wir nur eine halbe Viertelſtunde vor ihnen auf der Rheinfelder Brücke an, ſo hatten wir unſern Zweck erreicht, denn ſchon auf der Mitte derſelben beginnt die Schweiz. Reiterei, die uns hätte zum Stehen bringen können, lag aber nicht in Schopfheim und dieſe manövrirt auch nur höchſt ungern in ſo dunkler Nacht.

Ich ließ alſo gleich in größter Stille die Vorpoſten einziehen. Börnſtein, der ungeheure Eile hatte, bemächtigte ſich augenblicklich des von dem Bürgermeiſter mit großer Zuvorkommenheit geſtellten Führers, und ehe noch die Hälfte der Mannſchaft beiſammen war, marſchirte er in großer Haſt ab. Ich eilte ihm nach, um ihn zum Warten zu vermögen, und traf ihn vor der Barrikade, welche den Weg nach Schopfheim verlegte. Man konnte links an derſelben vorbei, allein dies behagte Börnſtein nicht, der plötzlich große Luſt

zum ſicherern, aber weiteren und beſchwerlichen Weg über das Gebirge bekam, ſogleich Kehrt machte und eine Seitengaſſe einſchlug, welche in das Bette eines Bergſtroms, einen ſehr ſteilen, durch Steingeröll faſt ungangbaren Weg führte, der für Fußgänger ſehr beſchwerlich, für Reiter oder Wagen, vollends bei Nacht, aber gar nicht zu paſſiren war.

Ich begleitete Börnſtein einige hundert Schritte, und forderte ihn mehrmals auf zu halten und die Andern zu erwarten und erklärte ihm, daß ich nicht ohne Herweghs abmarſchiren würde; ſie zurückzulaſſen ſei eine Schurkerei. Börnſtein hörte auf meine Vorſtellungen gar nicht, ſondern rannte weiter, als wäre er von paniſchem Schreck beflügelt. Ich mußte ihn laufen laſſen und kehrte nach Zell zurück, um den größten Theil der Mannſchaft und Herweghs abzuholen. Es war etwa elf Uhr in der Nacht.

Da wir unſern Gepäckwagen nicht im Stiche laſſen wollten, dieſer aber auf dem von Börnſtein eingeſchlagenen Weg nicht fahren konnte, ſo wollte ich einen Durchgang durch die Barrikade öffnen und mit dem Reſt der Mannſchaft den kürzeren Weg marſchiren. Wir gaben es aber auf, da die Barrikade zu gut gebaut war und wir eine ſehr lange Zeit dazu gebraucht haben würden, ſie abzutragen. Der Gepäckwagen mußte daher abgeladen und das Gepäck von Unbewaffneten getragen werden. Frau Herwegh entſchloß ſich zu Fuß zu gehen; Löwenfels dagegen wollte in Zell bleiben und ſehen wie er ſich retten könnte.

Es war Mitternacht als wir Börnſtein folgten, und dies war nicht ſchwer, da man die Laternen, welche er mitgenommen hatte, bei Nacht ſechs Meilen weit ſah. Wir hatten indeſſen gleichfalls Laternen, da Börnſtein einmal den Anfang damit gemacht hatte. Es war das der ſeltſamſte heimliche Nachtmarſch, von dem ich jemals gehört oder geleſen habe

und wie er nur einem österreichiſchen Feldwebel einfallen konnte!

Die Lichter machten übrigens in der Entfernung einen zauberhaften Effekt; ſie tanzten bald hier bald da auf den Bergen, waren bald klein wie ein Stern, bald groß wie ein Mann, und ſie würden mich ſehr ergötzt haben, wenn nicht ihr Schein ſo verrätheriſch geweſen wäre. Ich ließ wenigſtens die Laternen auf der Seite, wo der Feind ſtand, bedecken; allein Börnſteins helles Licht hatte die ganze Gegend alarmirt. Im Thale ſah man Lichter geſchäftig hin und her eilen und in den Dörfern läuteten die Sturmglocken.

Als wir etwas höher in die Berge kamen wurde der Weg vortrefflich. Frau Herwegh, der ich auf dieſem Marſche zur Seite blieb, hielt ſich ſehr tapfer, und ich mußte dieſe Frau bewundern, die ſolche ungewohnte Strapazen ohne Murren ertrug und der Gefahr, deren ſie ſich vollkommen bewußt war, muthig entgegen blickte. Ein ehrlicher Schweizer und ich halfen ihr durch die Bäche und ſehr ſchmutzigen Stellen.

An eine Ordnung war gar nicht zu denken. Börnſteins übereilter Abmarſch hatte Alles aufgelöſt. Was dieſer eigentlich dabei dachte, iſt mir noch heute ein Räthſel. Während der ganzen Zeit, da ich in Zell die Poſten ausſtellte, hatte er meine Karte ſtudirt und mußte wiſſen, daß der nächſte und ſicherſte Weg zwiſchen Schopfheim und Haſel hindurch und rechts bei Wehr vorbeiführte; allein er nahm dennoch den Weg über die Dörfer, und zwar einen ſo weiten, daß wir erſt ſpät am Morgen nach Haſel kamen, das in grader Richtung nur anderthalb Stunden von Zell entfernt iſt. Hatte der Führer nicht Inſtructionen von Börnſtein erhalten, was ich nicht weiß, ſo war derſelbe ein Verräther

und wir ſind dem Bürgermeiſter von Zell für die Recommandation unſern Dank ſchuldig.

Während eines Nachtmarſches wird die Mannſchaft ſelten müde; die Aufregung läßt es nicht dazu kommen; allein gegen Morgen folgt die Abſpannung. Unſere Leute waren von Mittwoch Morgens fünf Uhr bis Abends ſieben Uhr marſchirt; ſie hatten dabei den Belchenberg überſchritten und ſehr wenig gegeſſen. Die vierſtündige Ruhe in Zell kann kaum ſo genannt werden; ein Viertel der Leute baute Barrikaden und war auf Poſten, und die Stärkung, welche ſie dort erhielten, war nicht hinreichend; die Bürger zeigten ſich ſehr karg und der ſchlechte Wein, den die Leute in den leeren Magen ſchütteten, diente nur dazu, ſie augenblicklich aufzuregen und dann deſto ſchlaffer zu machen.

Die armen Menſchen waren ſo müde, daß ſie bei jedem Halt in den Dörfern auf dem Fleck, wo ſie ſtanden, niederfielen und beim Abmarſch kaum zu erwecken waren. Einige Nachzügler von Börnſtein's Abtheilung fanden wir am Wege im tiefſten Schlaf. Ich ſelbſt war ſo ermattet, daß ich im Gehen ſchlief; ich bin deſſen ganz verſichert, denn ich träumte; und es war kein Wunder: den Weg, den die Colonne machte, habe ich gewiß dreimal zurückgelegt, und ſeit Wieden hatte ich nichts genoſſen, als zwei Aepfel, ein Stückchen Kuchen und in Zell etwas Brod und Käſe nebſt einigen Gläſern Wein. Wäre ich nicht durch die Jagd an Strapazen gewöhnt geweſen, ich müßte längſt vor Ermattung niedergeſunken ſein. Im erſten Dorfe, in das wir auf unſerem Wege kamen, gelang es, einen Wagen für das Gepäck und Herweghs und ſpäter noch einen zweiten für die Ermüdeten aufzutreiben.

Morgens um ſieben Uhr holten wir endlich Börnſtein ein. Ohne deſſen unverantwortliche Handlungsweiſe mußten

wir um dieſe Zeit bereits in der Schweiz ſein. Er hatte unnöthig den Marſch geändert und konnte wiſſen, daß der Führer ihn unnöthig ſpazieren führte. Ich war in der Gegend, beſonders bei Nacht, vollkommen fremd und konnte nichts thun, als Börnſtein folgen, der den Führer an der Seite hatte.

Am Tage vorher hatten wir in den Dörfern, durch welche wir kamen, die Eingänge zu den Wirthshäuſern mit Poſten beſetzt, die Jedem den Eintritt ohne Erlaubniß verwehren mußten; jetzt war dieſe Maßregel unmöglich durchzuführen. Das thieriſche Bedürfniß nach Nahrung und Schlaf hatte faſt bei Allen die Oberhand und keine Wache wurde mehr reſpectirt. In jedem Dorfe blieben Einige zurück und die Zahl der Maroden mehrte ſich, je weiter wir kamen. Nach jedem Halt mußte man die Schläfer zuſammen ſuchen, die überall auf dem Boden umherlagen, und Diejenigen, welche man damit beauftragte, blieben zum Theil ſelbſt in den Wirthshäuſern ſitzen und ließen die Colonne ruhig fortmarſchiren. Das thaten ſogar der Führer des zweiten Bataillons, Hörter und einige Compagniechefs.

In Haſel erhielt ich durch einen zuverläſſigen Menſchen die Nachricht, daß dreihundert Mann würtembergiſcher Infanterie uns folgten und den Weg nach dem Rhein abzuſchneiden ſuchten. Der ſchöne Tag und dieſe Nachricht machten mich wieder vollkommen lebendig und auch die Leute ſchienen mir kräftiger als bisher; beſonders muthig und heiter war die Avantgarde mit ihrem Herrgott an der Spitze.

Reinhardt Schimmelpfennig ſtahl ſich gewißermaßen unterwegs zu mir — vielleicht war's jedoch ſchon Tages zuvor — und warnte mich vor heimlichen Kabalen, die von Börnſtein, Bornſtedt und andern Führern gegen mich vorbe-

reitet wurden; er glaube es handelte ſich darum, mich von meinem Poſten zu entfernen. Ich kümmerte mich nicht darum — mein Poſten war wahrlich keine Sinecure! —

Die Nähe des Feindes, die ſich nun nicht mehr hinwegläugnen ließ, verſchaffte meinen Befehlen Nachdruck. Ich hielt von nun an die allerſtrengſte Ordnung, denn wir marſchirten etwa eine Stunde ſeitwärts von Schopfheim vorüber und ein Angriff von dieſer Seite her war nichts weniger als unwahrſcheinlich; wir konnten ihn jeden Augenblick erwarten. Ohne Gefecht über den Rhein zu kommen hoffte ich jetzt nicht mehr, beſonders als ich erfuhr, daß eine Schwadron würtembergiſcher Lanzenreiter von Wehr nach Niederſchwörſtadt abmarſchirt ſei.

Ich behielt jedoch meine Beſorgniſſe für mich, um die Leute nicht zu entmuthigen; allein ſelbſt Frau Herwegh fielen meine Vorſichtsmaßregeln auf, und ſie ſagte halb ſcherzhaft zu mir: „Sie nehmen ja ganz die Miene an, als erwarteten Sie eine Schlacht!“ — Börnſtein war mit dieſen Maßregeln ſehr ſchlecht zufrieden, da ſie an raſchem Fortkommen hinderten und er nicht den Muth hatte, allein davonzulaufen. Er wollte nie die Nothwendigkeit einſehn, daß die Avantgarde, ehe ſie in ein Gebüſch eindrang, Halt machte, bis die abgeſchickten Patrouillen das Terrain genau erforſcht hatten. Der Führer der Avantgarde, der über das einfältige Geſchwätz endlich ungeduldig wurde, antwortete ihm etwas derb, „er ſcheine ganz und gar nichts von der Sache zu verſtehen“, womit er allerdings den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Es mochte etwa neun Uhr Vormittags ſein — Donnerſtag nach Oſtern — als wir in Niederdoſſenbach ankamen. Da wir dem Ufer des Rheins ſo nahe waren, glaubten die Leute ohne Zweifel, nunmehr ſei alle Gefahr vorüber. Sie

zerſtreuten ſich im Dorfe, um Lebensmittel aufzuſuchen, und als Generalmarſch geſchlagen wurde, konnten ſich Viele nicht von dem Speck trennen, den ſie aufgetrieben hatten.

Ich marſchirte unterdeſſen mit der Avantgarde ab, in der Hoffnung, daß dieſes Mittel ſich auch diesmal wirkſam zeigen werde, um die Nachzügler herbeizuholen. Den Wagen, auf dem Herweghs ſaßen, ließ ich zwiſchen dem Haupttrupp der Avantgarde und dem erſten Bataillon fahren, da er hier ſicherer war, als bei der Arrieregarde, die zuerſt von den nachfolgenden Würtembergern angegriffen werden mußte. Dieſe Vorſicht rettete Herweghs das Leben, wie wir ſpäter ſehen werden.

Etwa zehn Minuten hinter Niederdoſſenbach beginnt ein Wald, der ſich an einer Stelle bis zum Rhein hinab erſtreckt. Als wir die Liſière des Waldes paſſirt hatten und an ein von Gehölz umgebenes, großes, freies Feld kamen, längſt deſſen linker Seite der Fahrweg hinlief, ließ ich Halt machen, um die Nachzügler heranzuziehen und die frühere Ordnung wieder herzuſtellen.

Während wir hier warteten, Einige ſich zum ſchlafen niedergelegt und Andere ihre Stiefeln ausgezogen hatten, um ihre kranken Füße zu pflegen, hörten wir plötzlich vom Dorfe her einzelne Schüſſe und Leute ſtürzten in den Wald mit dem Ruf: „Die Würtemberger ſind da!“ —— „„Da haben wir die Beſcheerung!““ rief ich ärgerlich und zog meinen Degen, denn Börnſtein erſtarrte faſt zur Salzſäule.

Viertes Capitel.

Das Gefecht bei Niederdoſſenbach. — Mangel an Munition. — Reinhardt von Schimmelpfennnig's Heldentod. — Feldmarſchall Börnſteins Heldenlauf. — Flucht. — Abenteuer in Karſau. — Würtembergiſche Reiter. — Die Schlucht. — Zuſammentreffen. — Der brave Schmied von Karſau. — Erſchöpfung. — Seltſames Erwachen. — Große Gefahr. — Ich werde Schmiedegeſell. — Gehe auf Arbeit. — An einem Tiſch mit dem Feinde. — Ueber den Rhein. — Gerettet. — Rheinfelden. — Herwegh's Abenteuer. — Ich gelte für todt. — Ankunft meiner Frau. —

Der Ruf: „die Würtemberger ſind da!“ machte Alles nur zu lebendig. Jeder vergaß ſeine wunden Füße, ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit, um — fortzulaufen? — oh nein! Es macht mir Freude anzuerkennen, daß trotz all der niederdrückenden Umſtände, der Muth der Leute ſich in dieſem Augenblicke bewährte. Mit lautem Jubelgeſchrei griffen ſie zu den Waffen und ſtürzten durch den Waldſtreifen, den wir bereits durchſchritten hatten, auf das freie Feld, dem von Niederdoſſenbach anrückenden Feinde entgegen. Alles Rufen war vergebens, und meine Stimme war ganz ohnmächtig, da ich von den vielen Reden am vorhergehenden Tage ſie faſt ganz verloren hatte. Die Leute waren ſo erbittert und kampfbegierig, daß Viele die Officiere zu erſchießen drohten, welche ſie aufzuhalten ſuchten, um Regelmäßigkeit in die Vertheidigung zu bringen. Nun hatte Herwegh den beſten Beweis, wie nothwendig bei einer militäriſchen Expedition militäriſche Ordnung iſt. —

Meine Absicht war, so viel als irgend möglich jedes regelmäßige Gefecht zu vermeiden, da ich ein solches bei dem Mangel an Munition, die durch die Regengüsse entsetzlich zusammengeschmolzen war, für äußerst bedenklich hielt, selbst wenn der Feind an Zahl schwächer war als wir. Ich wollte die mit Gewehren bewaffneten Leute als Arrièregarde formiren und mit ihnen ein Tirailleurgefecht unterhalten, welches den Rückzug der Unbewaffneten sichern sollte. Das war bei dieser plötzlichen Auflösung aller Ordnung unmöglich und es begann ein allgemeines, unordentliches Gefecht, welches ich nur theilweise leiten konnte.

Die Avantgarde, verstärkt durch eine Anzahl Schützen, warf sich sogleich in den Wald und rückte nach der Lisière desselben vor, um ihn gegen die andringenden Würtemberger zu halten.

Reinhardt von Schimmelpfennig, der die Sensenmänner und Pikenträger befehligte, blieb mit diesem kleinen Häuflein, nebst einigen Unbewaffneten, allein auf dem Platze. Er wollte auch fort, dem Feinde entgegenstürmen, und war sehr aufgebracht, als ich ihm befahl, stehen zu bleiben wo er sei, bis ich ihm sagen lassen würde, wohin er zu marschiren habe. Er war indessen vernünftig genug, die Nothwendigkeit dieses Befehls einzusehn und als ich ihn ermahnte, wenn ich ihm Befehl dazu schickte, tapfer in den Feind zu dringen, antwortete er mit Schwenken seines Säbels und freudigem Zurnf.

Ein Pferd würde mir nun von großem Nutzen gewesen sein; denn vermittelst desselben würde ich unsere Mannschaften haben zusammenziehen und das Gefecht „in der Hand“ behalten können; die Furcht vor Plünderung hatte mich jedoch stets abgehalten, ein Pferd zu „requiriren“ und ich sah mich auf Adjutanten und Ordonnanzen angewiesen, die fast

ebenſo müde als ich, und nicht alle geeignet waren, meine eiligen Aufträge auf geeignete Weiſe auszurichten. Begleitet von einigen derſelben ſchritt ich durch den Wald, um von dem Mittelpunkt des Gefechtes aus, wo die Avantgarde die Liſière vertheidigte, einen Ueberblick über den Stand der Dinge zu gewinnen. Vom Felde her kam mir ein ſonſt immer ſehr großmäuliger „Hauptmann“ entgegen, der durch ſeine Schnelligkeit im Davonlaufen zeigte, daß er Turner war und aus vollem Halſe ſchrie: „Ja, wenn die Führer nicht vorn ſind! Ja, wenn die Führer nicht vorn ſind!“ — Ich legte dem über meinen Anblick ſehr Erſchrockenen meine lange Klinge über den feigen Rücken und trieb ihn zurück ins Gefecht.

Der Führer der Avantgarde hielt ſich mit ſeinen Leuten ſehr brav; allein er ſagte mir, daß ſeine Schützen ſich meiſtens ſchon verſchoſſen hätten und daß an eine weitere Vertheidigung des Waldes nicht zu denken ſein würde. Die Würtemberger rückten mit hellem Trommelſchlag vor; gelang es ihnen den Wald zu nehmen, ſo ſchnitten ſie uns den Rückzug nach Rheinfelden ab. Um nun dies womöglich zu verhindern, ſchickte ich einen Adjutanten an Reinhardt von Schimmelpfennig mit dem Befehl ab, durch den Wald gedeckt, vorzurücken, und ſobald der Feind eindringen wolle, demſelben mit den Senſenmännern und Pikenträgern unter Hurrah entgegen zu gehen. Bei unſerm Mangel an Munition konnte nur dadurch das Gefecht einigermaßen ausgeglichen werden, daß ich ein Handgemenge herbeiführte. Hierbei konnten auch die unvollkommen bewaffneten Leute mitwirken, und ich beſchloß, unſern linken Flügel näher heran zu ziehen.

Ich ging daher über das vor mir liegende Feld, wo ſich unſere Tirailleurs meiſtens recht gut hinter den dort

ſtehenden Obſtbäumen aufgeſtellt hatten und ein nicht unwirkſames Feuer unterhielten. Auf dem linken Flügel fand ich die Leute in ziemlicher Unordnung; nur das erſte Bataillon, welches Bornſtedt befehligte, ſtand in geſchloſſenen Gliedern.

Ich bemühte mich, die Zerſtreuten auf der Höhe ſo aufzuſtellen, daß die Linie mit der Liſière des Waldes einen rechten Winkel bildete, und ſah mit Vergnügen, daß die Würtemberger, durch das ſchwächer werdende Feuer ermuthigt, hitzig gegen den Wald vordrangen. Dort mußten ſie in der Front von Reinhardt empfangen werden; ich wollte ihnen, durch die Tirailleurs gedeckt, mit meinem linken Flügel in die rechte Flanke und Rücken fallen und ſie wo möglich umzingeln, was leicht zu bewerkſtelligen war, wenn mein rechter Flügel, wo Delaporte ſtand, auf die Bewegung einging. Dann kam es zu einem allgemeinen Handgemenge, wobei wir wegen unſerer größeren Zahl im Vortheil waren.

Die Würtemberger beſtanden aus dreihundert Mann unter Hauptmann Lipp, der bei dieſer Gelegenheit mehr perſönliche Tapferkeit als militäriſche Fähigkeit zeigte; hätten wir Munition gehabt, ſo wäre er mit ſeiner Compagnie verloren geweſen, denn die Sache ſtand auf dem rechten Flügel für ſie bereits ſehr zweifelhaft; wir waren in Bezug auf Bewaffnung zu ſehr im Nachtheil. Jeder der dreihundert Mann war mit einem ſogenannten Specialgewehr bewaffnet und hatte ſechzig Patronen bei ſich, was die runde Summe von achtzehntauſend macht, während wir noch nicht zweihundert ſchlechte Gewehre und dazu gewiß nicht tauſend Patronen hatten, da die an ganz ſchlecht Bewaffnete vertheilten, wie auch die durch den Regen verdorbenen abgerechnet werden müſſen. Manche Leute hatten ſtatt Patronen eine ſchwarze

Sauce in ihren Hoſentaſchen! Außerdem hatten die Würtemberger den Vorzug der Disciplin und Ordnung und waren noch ganz friſch, während unſere Leute nun ſechsunddreißig Stunden auf den Beinen und vor Müdigkeit und Hunger ganz matt waren. Ein Soldat, der gut gefrühſtückt hat, wiegt aber mehr als drei müde und halb verhungerte auf, wie jeder Officier einräumen wird.

Als ich eben damit fertig war, die etwas verworrene Maſſe zum Angriff zu formiren, ſah ich zu meinem Verdruß den Feind in den Wald eindringen, und daß er dort den Sieg errungen, wurde mir klar, als ein Zug wieder auf das Feld hinausſchwenkte und gegen uns Front machte. Ich ſtand faſt allein auf einer Höhe und da ich einen dunkeln Paletot trug und den gezogenenen Degen in der Hand hielt, ſo war ich leicht als Anführer kenntlich; dadurch wurde mir die Ehre einer Salve zu Theil. Die Kugeln umpfiffen mich von allen Seiten; eine zerriß meinen Paletot, eine zweite ſtreifte mein langes Haar, ſo daß ich unwillkürlich ſeitwärts wankte. Dieſe Kugel, die kaum einen halben Zoll an meinem Ohr vorüber ging, pfiff nicht wie die andern, ſondern heulte förmlich, und ich hatte die Empfindung, als blaſe man mir mit einem Blaſebalg ins Ohr.

Die Wirkung, welche dieſe Salve auf die hinter mir, durch das Terrain ziemlich verdeckten Leute machte, war tragikomiſch. Als nämlich die vor uns ſtehenden Tirailleurs die Würtemberger herausſchwenken ſahen, ſtürzten uns Viele von ihnen eilig entgegen; es waren Leute, die ſich verſchoſſen hatten und zurückrannten, um ſich Patronen oder Pulver zu verſchaffen, welches von Herwegh und ſeiner Frau, die auf dem Wagen zurückgeblieben waren, auf den Kampfplatz geſchickt wurde. Leider nützte dies wenig, da es ſogar an Papier zum Laden und zum Tragen des Pulvers fehlte,

welches einige Leute in ihre Blouſen ſchütteten und darin wie in einer Schürze trugen; geladen wurde mit Gras. Als nun, wie geſagt, dieſe Tirailleurs zurückſtürzten und zugleich einige Verwundete zurückgeführt wurden, hielten die hinter mir ſtehenden Leute dies für das Signal zum Reißaus, und als dabei zugleich die würtembergiſchen Kugeln gegen Bayonnete und Senſen klapperten, ließen ſie ſich nicht mehr halten. Wie eine von paniſchem Schrecken ergriffene Kuhheerde machten ſie Kehrt und rannten wie toll und blind, in vollem, faſt tactmäßigen Trab einige hundert Schritt zurück. Der ſchon erwähnte Pariſer, Alfred de Horter (nicht zu verwechſeln mit dem davon gelaufenen Bataillonscommandeur Hörter) den ich wegen ſeiner Gewandtheit und Unerſchrockenheit ſtets gern an meiner Seite hatte, ſtellte ſich den Fliehenden mit dem Gewehr entgegen; allein ſie liefen ſeitwärts an ihm vorbei und ließen ſich nicht halten ebenſo wenig wie durch meine von vielen Reden halb erloſchene Stimme.

An dieſem ſchmählichen Davonlaufen — die Leute konnten übrigens das Feuer nicht erwidern! — hatte Börnſteins Rückzugsgeſchrei großen Antheil. Ich ſah ihn bei dieſer Gelegenheit während des ganzen Gefechtes, welches etwa anderthalb Stunden dauerte, zum erſten und einzigen Mal, und vernahm nichts anderes von ihm, als den etwas ſtammelnden Ruf: „Ziehen Sie ſich zurück!“ Er ſtand rechts von mir hinter einem dicken Baum und ſah durch ein Glas; die Leute in ſeiner Nähe behaupteten, daß daſſelbe ſehr zitterte und daß er damit gegen den Baumſtamm ſah, hinter welchem er ſich nebſt einigen andern Haſenfüßen verſteckt hatte, als die Würtemberger ſo unvermuthet gegen den linken Flügel Front machten.

Ein ſehr braver Student Namens Krebs, wie auch ein anderer durchaus glaubwürdiger Mann, Namens Teut-

horn, erzählten, daß sie Börnstein einige hundert Schritt hinter der Front angetroffen hätten. Als sie ihn verwundert fragten, was er denn hier, so weit entfernt vom Gefecht thue, gab er die heroische Antwort: „Ich soll mich wohl todtschießen lassen?“

Andere fanden ihn später im Begriff, alle Insignien seiner Feldherrnschaft von sich zu werfen, wobei er den Fragenden zurief: „Da man meinen Plan (?) nicht befolgt, so, lege ich das Commando nieder!“ Er war der erste, der die Kunde von unserm Unglück dem schon früher davongelaufenen Löwenfels in Straßburg mittheilen konnte.

Auf dem rechten Flügel hatte das Gefecht anfänglich eine sehr günstige Wendung für uns genommen; die Leute standen sehr gut im Feuer und die Würtemberger wurden eine Zeitlang zum Weichen gebracht, allein alle Vortheile gingen durch den Mangel an Munition verloren und es war begreiflich, daß Diejenigen, welche sich verschossen hatten, auf ihre Rettung bedacht waren. Hier befehligte Delaporte, der bei seinen Leuten die meisten der von Paris mitgekommenen Franzosen hatte, welche sich außerordentlich brav hielten. Als die Sache anfing mißlich zu werden, rief Delaporte, den Degen hochhaltend: „Les Français à moi!“ Die Franzosen sammelten sich sogleich um ihn und folgten ihm muthig gegen den Feind, als Delaporte plötzlich auf das Gesicht fiel. Alle glaubten ihn todt, klagten: „Ah notre pauvre commandant!“ und zogen sich zurück, durch seinen Fall entmuthigt; sie waren daher nicht wenig erstaunt, als „le pauvre commandant“ flink wie ein Hirsch aufsprang und ihnen nacheilte. Dies erzählten mir später einige der Franzosen, welche Augenzeuge dieser Falstaffiade gewesen sein wollten; sicher wahr ist davon, daß Delaporte weder todt noch verwundet, noch gefangen war und sich auch in Straß-

burg nicht wieder blicken ließ. — Am muthvollſten und dabei höchſt komiſch benahm ſich unſer Tambour, der ebenfalls ein Franzoſe war. Er ſchlug unverdroſſen ſein Kalbfell, bis der Keſſel der Trommel von ebenſo vielen Kugeln durchlöchert war, als ſeine Blouſe. Er ſelbſt blieb unverwundet, ſtand einige Schritte vom Feinde, ſchnitt den Würtembergern wüthende Geſichter und ſchrie: „Ah les grédins! ah les grédins!“ Er ward gefangen genommen.

Wie ſchon aus dem Vorhergehenden hervorgeht, war Schimmelpfennigs Verſuch, den Wald mit ſeinen Senſen- und Pikenträgern zu vertheidigen, mißglückt. Die Schuld davon lag jedoch nicht an dem Führer. Die Würtemberger erzählten mir ſpäter, daß der Anblick der Senſenmänner ihnen Furcht eingeflößt hätte und daß ſie einem herzhaften Angriff derſelben ſchwerlich Stand gehalten haben würden. Das iſt begreiflich. Die an das Ende einer langen Stange aufrecht befeſtigte Senſe iſt eine furchtbare Waffe, gegen welche man ſich ſchwer mit dem Bayonnet vertheidigen kann, da dieſelbe viel länger iſt. Die Senſenmänner folgten freudig ihrem muthigen Führer; als ſie ſich jedoch dem geordneten und gut bewaffneten Feinde gegenüber ſahen, mäßigte ſich ihr Feuer. Schimmelpfennig ſah ſich bald mit wenigen Leuten allein und ſchwankte einen Augenblick, ob er ſich ergeben ſolle. Er rief den Soldaten zu, er hoffe, daß man nach Kriegsgebrauch mit ihm verfahren werde. Als ihm mit Schimpfworten und Schüſſen geantwortet wurde, ſtürzte er mit geſchwungenem Säbel in die feindliche Reihe, deren Anführer er ſuchte. Er verwundete einige Soldaten und ſtand dann dem Hauptmann Lipp gegenüber, dem er in dem kurzen Zweikampf einen Finger abhieb. Der Hauptmann wäre verloren geweſen, wenn Schimmelpfennig nicht in dieſem kritiſchen Augenblicke eine Kugel in die linke Bruſt erhalten

hätte, wodurch er zum Fall gebracht wurde. Als er noch lebte, ſtieß ihm ein Soldat das Bayonnet in den Mund, ſo daß es zur andern Seite des Kopfes hinausdrang.

Reinhard von Schimmelpfennig war ein ſchöner, ſchlanker und großer Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er hatte dunkles Haar und trug einen Schnurrbart. Bekleidet war er mit einem blauen Schnürrock, trug eine ſchwarz-roth-goldene Feldbinde quer über der Bruſt und einen ſchönen Säbel, den er in Paris erhalten hatte; dazu den weißen Freiſchärlerhut. Er war ein etwas ſchwacher, aber herzensguter, liebenswürdiger und braver Mann, deſſen Verluſt mir um ſo mehr nahe ging, als er mir perſönlich ganz beſondere Anhänglichkeit gezeigt hatte. Sein Loos war ein beneidenswerthes; er ſtarb wie ein Held für ſein Volk und ſein Name verdient in den Herzen deſſelben ein ehrenvolles Gedächtniß.

Bornſtedt hielt ſein Bataillon in guter Ordnung und wenn er auch keine Gelegenheit hatte, thätigen Antheil an dem Gefecht zu nehmen, ſo zeigte er doch Ruhe, Muth und Geiſtesgegenwart. Unter ſeinen Leuten waren viele mit guten Gewehren; allein durch Börnſteins Fürſorge hatten ſie grad die wenigſten Patronen erhalten und ſich längſt verſchoſſen. Einige Leute waren mit der einzigen Patrone im Gewehr dem Feinde entgegengelaufen.

Börnſtein hatte mich mit dem Ruf: „Ziehen Sie ſich zurück!“ auf dem Kampfplatze gelaſſen. Ich zögerte jedoch, um irgend eine Möglichkeit zu erſpähen, das Gefecht wieder herzuſtellen; denn noch immer hielt ſich eine Anzahl unſerer Tirailleurs. Der alte Soldat, dem ich in Zell das Commando der Feldwacht anvertraut hatte, hinkte zu mir heran. Betrübt ſagte er: „Ich bin heut zum fünfzehnten Mal in der Schlacht und nun muß ich ſo ſchändlich verwundet wer-

den.“ Er hatte eine Kugel im Dickbein und eine andere war ihm oberhalb der Hand durch den Arm gegangen, ohne jedoch einen Knochen zu zerschmettern. Diese Wunde blutete gar nicht und der Ausgang der Kugel sah aus, wie der auf der Rückseite einer Pappdeckelscheibe, da das Futter der alten Uniform, die der Mann trug, mit herausgerissen war. Wie er es trotz dieser Wunde möglich machte, weiß ich nicht, genug er legte ganz kaltblütig sein Gewehr an und verwundete einen Soldaten. Dann sagte er zu mir: „Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, so erlaube ich mir Ihnen den Rath zu geben, sich zurückzuziehen, es ist nichts mehr zu machen.“ — Das sah ich nun freilich ebenfalls ein, ließ den Mann nach dem Wagen bringen und traf mit Bornstedt Maßregeln zu einem möglichst ordentlichen Rückzuge. Ein großes Unglück war es für mich, daß einer meiner Leute die ihm anvertrauten, mir noch gebliebenen Theile meiner Karte verloren hatte; denn sie enthielten grade das Terrain, dessen Kenntniß mir jetzt so sehr nöthig war. Ich wäre ganz rathlos gewesen, wenn wir nicht einen Forstgehülfen aufgetrieben hätten, welcher uns auf wenig bekannten Waldwegen an das Ufer des Rheins zu führen versprach, der uns von der Schweiz trennte, nach der wir begreiflicher Weise große Sehnsucht hatten.

Es war etwa zwei Uhr, als wir am Ausgange des Waldes anlangten; vor uns lagen der Rhein und am Ufer desselben das Dorf Beugen; rechts von demselben Karsau; zwischen uns und diesen Dörfern erstreckte sich jedoch freies Feld. —

Die Kraft unserer halbverhungerten Leute, die wirklich außerordentliche Anstrengungen ausgehalten hatten, war nun gänzlich erschöpft; sie sanken unter den Büchsen nieder und schliefen meist augenblicklich ein. Einem jungen Bur-

schen ging unversehens das Gewehr los und niemals habe ich ein sprechenderes Bild des Entsetzens gesehen. Todtenbleich, mit blauen, geöffneten und zitternden Lippen, weit geöffneten Auges saß der Aermste an der Erde und ich meinte wirklich, er werde vor Angst sterben. Mit Mühe trieb ich einige Freiwillige auf, welche rings um unsern versteckten Lagerplatz eine Postenkette bilden mußten, damit man uns nicht überfalle und wehrlos schlachte.

Während des anderthalb Stunden dauernden Gefechtes sind einige dreißig unserer Leute gefallen, doch wurden in Dossenbach selbst, wie mir Augenzeugen erzählten, nur neun begraben; man fand die übrigen wohl später. Mehrere der Fliehenden ertranken im Rhein, als sie schwimmend die Schweiz erreichen wollten; Einen erhängten die Würtemberger im Walde. Diese waren durch ihren ziemlich bedeutenden Verlust erbittert und benahmen sich mit einer Grausamkeit, die mir bei den sonst gutmüthigen Schwaben sehr auffallend war. Der eine Wagen mit den Verwundeten fiel in ihre Hände. Sie ermordeten nicht nur diese, sondern auch den armen Bauer, welcher sie fuhr und stachen sogar die Pferde todt!

Der Wagen, auf dem Herweghs sich befanden, war durch meine Veranstaltung glücklicherweise voraus und so gewannen sie einen Vorsprung vor den Würtembergern, die ihnen wahrscheinlich das Schicksal der Verwundeten bereitet haben würden. Während des Gefechtes waren sie bei dem Wagen geblieben und hatten von dem in Kandern erhaltenen Vorrath Pulver auf den Kampfplatz geschickt. Die Zeitungen der damaligen Zeit wetteiferten in Erzählungen, die sämmtlich den Zweck hatten, Herwegh lächerlich zu machen und besonders seine Feigheit zu geißeln. Er als Nichtkämpfer und Nichtmilitär hatte nichts im Gefecht zu thun und ich habe bei keiner Gelegenheit während dieses Zuges Zeichen von

Feigheit an ihm entdeckt. Daß er während des Gefechtes unter das Spritzleder des Wagens gekrochen sei, ist eine boshafte Lüge, schon deshalb, weil der Leiterwagen, auf dem er saß, kein Spritzleder hatte.

Doch ich kehre zu unserer niedergeschlagenen, unglücklichen Schaar zurück, welche rathlos im Walde lagerte. Von den Führern war Niemand bei ihnen als Bornstedt und ich! Hätten wir noch Munition gehabt, so wäre ich trotz der Erschöpfung der Mannschaft und der Reiterpatrouillen,*) die ich unter uns auf der Chaussee reiten sah, geradeweges nach dem nahen Beugen marschirt und hätte die Ueberfahrt dort erzwungen, und wahrscheinlich würden wir noch vor Eintreffen der Truppen dort angelangt sein; allein unter den obwaltenden Umständen war den Leuten nichts mehr zuzumuthen.

Während ich lokale Sicherheitsmaßregeln traf, war Bornstedt nach Beugen gegangen und hatte hier die Gelegenheit zur Ueberfahrt erkundet. Als er zurückkehrte, sagte er zu mir, es sei Hoffnung vorhanden, die Leute hinüberzubringen, doch wolle er nochmals zu dem Schiffer zurückkehren, und mit demselben reden. Da er jedoch zu gleicher Zeit ein kleines Bündelchen mitnahm, so hatte ich ihn in Verdacht, daß er sich allein retten wolle. Ich redete also ernstlich mit ihm und mahnte ihn an die Verpflichtungen, welche wir gegen die Leute hätten, die ohne uns ganz hülf- und rathlos sein würden. Er sah das auch sogleich ein und legte sein Bündel nieder; um jedoch der Sache gewiß zu sein, erbot ich mich, ihn zu begleiten. Zu diesem Ende legte ich Alles ab, was mich verrathen konnte und nahm ein mit zwei Kugeln geladenes Doppelgewehr und den Anzeigehammer eines Forstge-

*) Die Reiter kamen, als das Gefecht vorüber war, auf den Kampfplatz; allein sie konnten uns glücklicherweise im Walde nicht verfolgen.

hülfen, ſo daß mich etwa begegnende Würtemberger für einen ſolchen halten konnten.

Als wir am Fuße der Höhe vorüber kamen, auf welcher das Dorf Karſau liegt, machten uns die Bauern abwehrende Zeichen, und als wir dieſelben nicht verſtehen wollten, kam einer von ihnen herab und theilte uns mit, daß wir bereits durch einen Schurken verrathen wären. Er lud uns ein in das Dorf zu kommen, wo wir willige Leute finden könnten, die uns über den Rhein bringen würden; doch rieth er dringend, daß ich mein Gewehr ablegen möchte, welches er mir gut verwahren wollte. Ich gab es ihm und er verſchwand mit dem ſchönen, neuen Jagdgewehr, welches ich natürlich niemals wieder ſah. Bornſtedt und ich kletterten alſo auf dem kürzeſten Wege in das Dorf hinauf.

Theils um Nachrichten einzuziehen, theils um uns durch Milch ein wenig zu erfriſchen — denn wir ſanken faſt zuſammen — ſuchten wir nach einem Wirthshaus, welches wir endlich am Ende des Dorfes am Wege liegen ſahen. Um den Weg abzukürzen, folgten wir einem Fußſtege, welcher eine kleine Wieſe durchſchnitt. Die Aengſtlichkeit der in den Thüren ſtehenden Leute, die Alle nach uns ſahen, fiel uns allerdings auf; allein wir konnten den beſondern Grund derſelben nicht errathen. Er wurde uns jedoch klar, als wir etwa in die Mitte der Wieſe kamen. Dreihundert Schritt vor uns erblickten wir eine Schwadron würtembergiſcher Lanzenreiter! Eine plötzliche Umkehr würde wahrſcheinlich ſogleich die Aufmerkſamkeit auf uns gelenkt haben; wir ſetzten daher unſern Weg fort und traten in das Wirthshaus.

Hier ſchienen wir ſehr unwillkommene Gäſte zu ſein; vielleicht rang jedoch der alte Wirth auch nur aus Theilnahme die Hände. Nur mit Widerſtreben reichte man uns die verlangte Milch; doch kaum hatten wir uns niedergeſetzt,

ſo trat eine Magd ſehr eilig in's Zimmer und ſagte, daß eine Abtheilung Reiter auf das Haus zu geritten komme. Wir hatten nicht die geringſte Luſt, die Bekanntſchaft dieſer Soldaten zu machen und eilten zur Hofthür hinaus. Bornſtedt hielt ſich hier im Geſpräch mit einer Frau auf; ich rief ihm zu, zu eilen; da er aber noch zögerte und ich in der That die Reiter herankommen ſah, ſo ſprang ich ſogleich über eine Hecke, glitt mehrere Abhänge hinunter und benutzte das Terrain ſo gut, daß mich die Verfolger bald aus dem Geſicht verlieren mußten.

Mein Plan war nun, ſo bald als möglich den Wald zu erreichen; der Weg dorthin führte aber über ebenes Feld und man konnte einen Menſchen auf demſelben auf tauſend Schritte weit ſehen. Um mich daher ſo lange als möglich zu decken, folgte ich einem Graben und bog endlich in eine ziemlich tief eingeſchnittene, öde Schlucht, die aber leider gar nicht mit Geſträuch bewachſen, daher von oben herab faſt mit einem Blick zu überſehen war.

Ich ging bis zum Rande vorſichtig vor, um das zwiſchen der Schlucht und dem Walde liegende Feld zu überſehen, zog aber ſehr eilig den Kopf zurück, als ich in höchſt unangenehmer Nähe einen würtembergiſchen Poſten bemerkte, der ſehr aufmerkſam um ſich ſchaute; an ein Erreichen des Waldes war alſo vorläufig nicht zu denken.

Da ich mich in Geduld faſſen mußte, ſo beſchloß ich, in dieſer Schlucht zu warten, legte mich in einer Vertiefung im Sande nieder, ſchob einen Stein unter meinen Kopf und entſchlief, mich meinem Schutzengel empfehlend. Die erſte Patrouille, welche am gegenüberliegenden Rande der Schlucht entlang ging, mußte mich ſehen, und Gefangenſchaft oder Tod war mein Loos.

So mochte ich etwa zwei Stunden geſchlafen haben, als ich erwachte. Vorſichtig ſchlich ich abermals an den Rand der Schlucht, aber der Poſten war noch an demſelben Fleck. Ich zog mich zurück an das Sumpfwaſſer im Grunde und wuſch meine unerträglich ſchmerzenden Füße; die Strümpfe waren ſtarr von Blut und ich mußte ſie wegwerfen. In meiner Beſchäftigung wurde ich durch drei Leute geſtört, welche von der Landſtraße her vorſichtig die Schlucht herauf kamen, und die ich mit Freuden als zu der Legion gehörig erkannte.

Die armen Leute waren ebenſo erfreut, mich anzutreffen, und mit wahrem Heißhunger verſchlang ich einige Aepfel, welche ſie brüderlich mit mir theilten. Sie ſagten mir, daß ſie einen Schmied aus Karſau angetroffen, welcher verſprochen habe, ſie bei einbrechender Dunkelheit abzuholen und in Sicherheit zu bringen; zugleich hätte er ihnen dieſe Schlucht als Zufluchtsort angewieſen.

Einer dieſer Leute war ein Maler, der zweite ein Tiſchlergeſelle und der dritte der Sohn eines damals in Paris lebenden Schriftſtellers Spazier, ein artiger, anſtändiger Junge.

Noch ehe es dunkel wurde erſchien der brave Schmied mit einem andern Manne am Rande der Schlucht und rollte uns in dieſelbe ein Brot und einen kleinen Krug des in jener Gegend bereiteten Kirſchwaſſers hinunter. Wir zitterten vor Froſt und nichts konnte uns willkommener ſein. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht mit ſolchem Vergnügen Branntewein getrunken, als damals.

Da ich im Fall der Gefangenſchaft mehr zu fürchten hatte, als wenn ich ein bloßer Legionär geweſen wäre, ſo kamen wir Vier dahin überein, daß ich der Porzellanmaler Müller aus Düſſeldorf ſein und von allen Du genannt werden ſollte.

Mit großer Vorsicht schaffte uns am Abend der Schmied in sein Haus, was nicht ganz leicht, da würtembergische Infanterie im Dorfe einquartirt war; glücklicherweise war die Schmiede bis dahin noch frei von Soldaten.

Mit welcher Gier fielen wir über die Suppe von Brod und Kartoffeln her, welche der ehrliche Mann uns vorsetzte und die wir der Vorsicht wegen im Dunkeln verzehrten! Während des Essens erzählte er uns, daß viele Karsauer in den Wald gegangen wären, um den armen Leuten dort Lebensmittel zu bringen; einige derselben hätten ein Versteck bei andern Dorfbewohnern gefunden.

Bis dahin hatten meine Kräfte ausgereicht; jetzt fiel ich plötzlich um, und als ich am andern Morgen erwachte, war ich höchlich erstaunt darüber, nicht weit vor meinem Gesichte einen Kuhschwanz hin und her wedeln zu sehen. Ich hatte die Nacht in einer Ecke des Kuhstalls geschlafen, und da ich mich durchaus nicht darauf besinnen konnte, wie ich dorthin gekommen sei, so fragte ich meine Leidensgefährten. „Ja, sagte der Schreiner, Du warst tüchtig besoffen und hast allerlei Zeug vom Gefecht und von Reitern geschwatzt und wolltest durchaus in den Wald zu unseren Kameraden". — Sehr möglich, daß der ungewohnte Genuß des starken Kirschwassers, welches ich bei fast leerem Magen getrunken, mich überwältigt hatte.

Am Tage versteckten wir uns im Hause so gut es ging, und hatten unser Hauptquartier auf einem Boden aufgeschlagen. Es war äußerst schwierig, den Tischler von der Nothwendigkeit dieses Verbergens zu überzeugen; am Morgen ging er ganz gemüthlich mit seiner Pfeife auf die Straße, auf welcher er wegen eines weißen Rockes ganz besonders auffiel. Auf unsere Vorwürfe antwortete er: „Ich weiß

gar nicht, was Ihr wollt; der Rock iſt ſehr gut, ich habe ihn erſt in Paris gekauft".

Die Straße führte dicht an unſerm Hauſe vorbei und man konnte von dem Boden jedes Wort hören, das von Vorübergehenden geſprochen wurde. Sehr begreiflicher Weiſe intereſſirten uns die Geſpräche der Soldaten am meiſten und wir waren daher ſehr erfreut, als eine Gruppe derſelben grad unter uns ſtehen blieb. Spazier, der das feinſte Gehör hatte, dollmetſchte ihre Reden; ſie ſprachen von den Ereigniſſen des vergangenen Tages und wir erfuhren nebenbei, daß die Soldaten unſer Geld, dabei eine Rolle mit Gold erbeutet hatten; daß wir in unſerer Mitte einen Verräther gehabt, der ſchon von Straßburg aus alle unſere Pläne, ſogar was im Comité vorging, verrathen hatte. — Unſer Rheinübergang war eine Stunde vorher verrathen worden; wahrſcheinlich ſo ſpät, weil die Sache bis kurz vor der Ausführung nicht einmal dem Comité bekannt wurde. Das Militair hatte uns auf unſerm ganzen Marſche begleitet und im Münſterthal hatte man uns wegen der Stärke unſerer Stellung nicht anzugreifen gewagt. Im Walde zwiſchen Schopfheim und Zell ſtanden kurz nach unſerer Ankunft in letzterer Stadt Truppen, und auf unſerm nächtlichen Marſch waren uns die Würtemberger auf den beſchwerlichſten Wegen faſt beſtändig zur Seite.

Sonnabend früh ſagte uns der Schmied mit ſehr beſorgter Miene, daß er drei Mann Einquartirung bekommen werde, und rieth uns, ganz beſonders vorſichtig zu ſein. Ich war jedoch dieſes Verſteckſpiels müde und hielt es auch für gefährlicher, länger verborgen zu bleiben, als den Verſuch, vermittelſt irgend einer zweckmäßigen Verkleidung die Schweiz zu erreichen. Als der Meiſter in den Wald ge-

gangen war, um ſich nach dem Schickſal der dort zurückgebliebenen Freiſchärler zu erkundigen, die bisher von den Landleuten heimlich mit Speiſe und Trank verſorgt worden waren, veranlaßte ich den Geſellen, mir für meine Kleidungsſtücke, die ich ihm ſchenkte, einen alten Arbeitsanzug zu leihen. Ich legte eine alte Jacke an, zerriſſene leinene Beinkleider und ein Schurzfell, ſchnitt den Bart mit einer Scheere ab, ſo daß er ausſah, wie es ſich für einen Geſellen am Sonnabend gehört, zerriß mein Hemd und beſchmutzte es, wie auch die nackten Arme und das Geſicht mit Ruß. Von nun an hieß ich „Fritz der Naſſauer“ und begab mich an die Arbeit in die Schmiede, wo ich tapfer den Blaſebalg zog und dem Geſellen eine Wagendeichſel beſchlagen half. Würtembergiſche Soldaten kamen in die Schmiede; der eine hatte ſeinen Ladeſtock zerbrochen und ich gab kunſtgemäß an, wie er reparirt werden könne.

Als der Meiſter nach Hauſe kam, erſtaunte er nicht wenig über ſeinen neuen Geſellen, deſſen Namen ihm gleich von der Frau mitgetheilt wurde. Als ich mit Meiſter, Meiſterin und Geſell bei Tiſche ſaß und mit ihnen aus derſelben Schüſſel zu Mittag ſpeiſte, kamen die drei Mann Einquartirung und uns Allen war es nichts weniger als behaglich.

Einer der drei Leute war ein Kaufmannsſohn aus Stuttgart und ein pfiffiger Burſche. Er ſchien ſich ſehr für mich zu intereſſiren und folgte mir zu des Meiſters Unbehagen in die Schmiede. Um mich aus derſelben zu entfernen, gab er mir den Auftrag, für die Meiſterin Holz für die Küche klein zu machen. Ich ſchlug auf die Klötze, daß die Spähne davon flogen und hatte bald Blaſen in den Händen. Der Soldat folgte und ſah mir zu. Aus ſeinem Geſpräch ſah

ich, daß er ein braver Junge war. Er erzählte mir, daß er keine Freude an dem Kampf gegen die Freischärler und sich deshalb zu der Bagage habe kommandiren lassen; allein ich ließ mich zu keinem unklugen Vertrauen hinreißen, als er mich fragte: „Ob ich nicht auch in Frankreich gearbeitet habe?“

Die Sache fing mir an unheimlich zu werden und ich fragte den Meister, ob er nichts am Rhein zu thun habe? — Dieser war auch in großer Sorge; denn der pfiffige Soldat hatte ihn auf die Seite genommen und gesagt, daß es mit seinem Gesellen nicht richtig sei; habe er Freischärler versteckt, dann möge er sie nur heimlich fortschaffen, er wolle mit seinen Kameraden nach der anderen Seite des Dorfes spazieren gehn. Das that er auch bald darauf. Ich nahm Hammer und Zange und anderes Schmiedegeräth und folgte meinem Meister im Arbeitsanzuge und Schurzfell, indem ich den schwerfälligen Gang eines Schmiedegesellen bestens nachahmte. Wir gingen in ein Dörfchen, welches oberhalb Beugen in der Nähe des Rheins liegt. — Hier setzten wir uns in ein Wirthshaus, wo wir würtembergische Unteroffiziere und Soldaten, aber auch den Schiffer fanden, der mich über den Rhein setzen wollte. Ich trank voll Ehrfurcht ein Glas Bier mit dem Meister und hörte dem Gespräch der Soldaten zu; allein ich war doch herzlich froh, als wir glücklich aus der Wirthsstube hinaus und bei dem letzten Posten vorbei waren.

Endlich kamen wir an die Fähre. Der Schiffer verlor jedoch den Muth, und wollte, ich solle bis zum Abend warten, da die Soldaten schießen würden, wenn sie irgend Unrath merkten. Der brave Schmied, dem ich mich nun zu erkennen gab, wußte ihn jedoch zu bereden; er versprach jede

Verantwortlichkeit und jede Strafe allein zu tragen, und wir kamen dahin überein, daß der Schiffer einen ganz kleinen Nachen nehmen ſollte, auf deſſen Boden der Schmied und ich uns legen wollten, ſo daß es ausſah, als fahre der Schiffer allein. Dieſe Liſt glückte vollkommen und wir langten ungefährdet am andern, freien Ufer des Rheins an. Es war ein eigenes Gefühl, welches ich empfand, als ich an's Land ſtieg; der Gedanke, von rohen Soldaten mißhandelt, dann der Freiheit beraubt und wie ein Dieb aus einem Gefängniß in das andere geſchleppt zu werden, hielt meinen Geiſt förmlich eingeſchnürt; jetzt, am andern Ufer, gerettet, war es, als würde plötzlich jede Feſſel von mir genommen; ich fühlte mich ſo frei, ſo leicht, ich hätte über die Berge fliegen mögen. Und geſtehe ich es nur, ſelbſt die Prophezeihung meiner Wirthin in Paris war mir ins Gedächtniß gekommen und hatte meine Unbehaglichkeit vermehrt; jetzt war auch der letzte Theil derſelben erfüllt und in beſſerer Weiſe als es in dem Hauſe des Schmieds den Anſchein hatte; ich war ſicher in großer Gefahr geweſen, gefangen zu werden und hatte weiter nichts zu fürchten; — Prophezeihungen, Orakel und Träume haben jedoch ihre eigene Sprache, deren Eigenthümlichkeit von jeher Zweideutigkeit war; die ſchwere Gefangenſchaft, welche der ahnende Geiſt meiner Pariſer Sybille in den Karten geſehen, drohte noch in den Wolken zukünftiger Gewitter.

Wir hatten noch einige Zeit bis Rheinfelden zu gehen, wo ich eine Anzahl unſerer Mannſchaft finden würde, wie mir mein Retter ſagte. Eine alte am Wege ſitzende Frau, die wir um einen näheren Weg befragten, betrachtete uns mit großem Mißtrauen, da wir von einer ungewöhnlichen Richtung herkamen und erklärte uns endlich

beide für verkleidete Zollbeamte, die armen Schmugglern nachſpionirten, aber leicht eine gehörige Tracht Prügel bekommen könnten, die ſie ihnen von ganzem Herzen gönnen würde.

Als wir nach Rheinfelden kamen, begegneten uns eine Menge Leute von der Legion, von denen mich kein einziger erkannte; als ſie aber meine Stimme hörten, war der Jubel groß! Von allen Seiten ſtürzten die Freiſchärler herbei und geleiteten mich nach dem Gaſthof zum Schiff, wo Herweghs logirten. Beide erkannten mich zuerſt nicht in meiner Verkleidung und ohne Bart, und mir ging es mit Herwegh faſt ebenſo, der gleichfalls ſeinen Bart auf dem Altar der Angſt geopfert hatte. Wir umarmten uns mit naſſen Augen; denn Alle hatten mich für todt gehalten. Unſere alte Marketenderin, die ihren Mann und Sohn bei der Kolonne hatte, wollte mich von drei Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde als Leiche geſehen haben. Sie unterſuchte nämlich genau die Gefallenen, um, was ſie etwa bei ſich trugen, den Würtembergern zu entreißen. Als ſie denſelben bei dieſer Beſchäftigung ihre Hinterfront zukehrte, erhielt ſie einen Schuß in den „Spiegel", der ihr noch an demſelben Abend unter großen Ceremonien herausgeſchnitten wurde, als ſie in einer Geſellſchaft von Demokraten erſchien, unter denen ein Arzt war. Die Operation griff ſie ſo wenig an, daß ſie nach derſelben mit großem Vergnügen den ihr vorgeſetzten Champagner trank, während ſie die Abenteuer unſerer Legion erzählte. Ich hatte die Frau niemals geſehn, die wahrſcheinlich ſich ſtets bei den Nachzüglern aufhielt; allein ſie wollte mich ganz beſonders ins Herz geſchloſſen haben; denn als man Zweifel an ihrer Ausſage äußerte, da mich einige Leute noch am Ende des Gefechts geſehen hatten, ſo rief ſie ganz

entrüſtet: „Ich werde doch meinen Corvin kennen, er hatte immer die feinſten ſchwarzen Hoſen an!“ Da ſie in dieſen Hoſen aber auch zweihundert Franken entdeckt haben wollte, ſo zweifelte Frau Herwegh an der Richtigkeit der Ausſage und erwiderte: „Nein, das iſt der beſte Beweis, daß es nicht Corvin war, denn dieſer hatte ſeinen letzten Sou weggegeben“, indeſſen war die Sache doch zweifelhaft, da ich ja auch Geld verheimlicht haben konnte, wie andere unter den Führern.

Herwegh und ſeine Frau waren auch mit Mühe und Noth entkommen. Als das Gefecht eine üble Wendung nahm, ſuchten ſie ſich zu retten, trauten ſich aber nicht nach Rheinfelden zu gehen, wohin ſie mehrere Leute führen wollten. Da die Reiter ihnen auf den Ferſen waren, ſo mußten ſie ſich in einem Bauernhauſe verbergen; die Sache war ſehr mißlich, denn es war auf Herwegh ein Preis von 4000 Gulden geſetzt, und die Reiter brannten vor Begierde, dieſe zu verdienen. Mit Toben durchſuchten ſie das Haus und waren wüthend, daß ſie Herwegh und „ſein verfluchtes Weib“ nicht fanden, welche in ihrem guten Verſteck eine ſehr unangenehme Viertelſtunde zubrachten.

Als die erſte Gefahr vorüber war, verkleideten ſich Herr und Frau Herwegh als Bauer und Bäuerin. Er ſchnitt ſeinen Bart ab, was ihn in der That völlig unkenntlich machte, und ſo gingen Beide auf's Feld an die Arbeit. Frau Herwegh jätete mit großem Eifer Unkraut aus. Endlich gelang es ihnen, in ihrer Verkleidung mit anderen Marktleuten über die Rheinfelder Brücke zu kommen.

General von B.....h war ſo artig, Frau Herwegh ihren Koffer gegen ein „Löſegeld“ anbieten zu laſſen. Bis dahin hatte ich nie gewußt, daß Soldaten auch Damen als

Feinde betrachten und behandeln. Nach langen Unterhandlungen, als sei von der Auslieferung eines Anführers die Rede, erhielt sie den Koffer gegen Zahlung der mäßigen Summe von sechszig Franken; allein als sie ihn öffnete, fand sie, daß die feinsten Pariser Hemden gegen zerrissene Unteroffiziers- oder Lieutenantshemden und außerdem allerlei Lumpen für ihre guten Sachen vertauscht waren.

Die Abenteuer der geretteten Flüchtlinge waren zum Theil sehr merkwürdig und manche komisch. Herr von Langsdorff, der in Freiburg befehligt hatte, schnitt seinen Bart ab und entkam, verkleidet als seine Tante. Die Gens-d'armen, die er auf dem Wege nach Straßburg antraf, waren außerordentlich artig und der Wachtmeister half ihm sehr zuvorkommend in den Omnibus, der ihn von Kehl nach Straßburg bringen sollte. Selbst die Mitfahrenden hielten ihn für eine Dame und entsetzten sich nicht wenig, als er auf der Mitte der Brücke, erfreut, entkommen zu sein, mit männlichem Ton ein Hurrah rief. Anderen ging es übler. Zwei unserer Leute ertranken im Rhein, als sie sich durch Schwimmen retten wollten; ein Dritter hatte bereits das Schweizer Ufer erreicht und glaubte sich in Sicherheit, als ein Würtemberger hinüberschoß und ihn in das Bein traf.

Bornstedt, von dem ich in Karsau getrennt wurde, war Anfangs glücklicher als ich. Dadurch, daß ich die Aufmerksamkeit der Verfolger von ihm ablenkte, gelang es ihm, zu entkommen und den Wald zu erreichen, wo die Zurückgelassenen in großer Besorgniß warteten. Man erzählte mir, er habe zwei Transporte vermittelst der Fähre über den Rhein befördert, bei dem dritten Versuche aber das Unglück gehabt, dem Feinde in die Hände zu fallen.

Halb verhungert und völlig erschöpft irrten die unglücklichen Menschen im Walde umher und gewiß würden viele vor Elend umgekommen sein, wenn die braven Landleute sie nicht aufgesucht und ihnen Lebensmittel gebracht hätten. Eine große Anzahl der Flüchtigen wurde von ihnen versteckt und dann über den Rhein geschafft, auch meine drei Versteckgenossen kamen bald nach. Jedoch nicht alle Landleute handelten so menschlich und uneigennützig; es gab schlechte Menschen, welche sich von dem Preis verlocken ließen, der für die Auslieferung von Flüchtlingen versprochen wurde; für einen gewöhnlichen Freischärler wurden zwei Kronenthaler und für Offiziere hundert Gulden und mehr gezahlt, je nach ihrer Wichtigkeit. Der Wildhüter Albitz — solche verdienstliche Handlungen müssen der Nachwelt aufbewahrt werden — verrieth den Würtembergern zwei und sechszig Mann. — Der mehr erwähnte junge Pariser, Alfred de Horter, irrte zwei Tage und Nächte obdachlos und ohne Nahrung umher; er war sehr schlimm daran, da er kein Wort deutsch verstand; er durfte in seinem Aufzuge gar nicht zu fragen wagen, da man ihn sogleich als einen der Franzosen unserer Legion erkannt haben würde. Es gelang ihm jedoch über den Rhein und nach Rheinfelden zu entkommen.

Die Rohheit, welche die würtembergischen Soldaten bei der Verfolgung bewiesen, grenzt an's Unglaubliche; allein dieser Vorwurf trifft nicht allein sie; Hessen, Badenser und Nassauer machten es in jener Zeit ebenso und ein Jahr später sollten wir davon noch ganz andere Proben erleben. Nirgends in Deutschland haben die Republikaner Repressalien gebraucht, obwohl ich sehr gut weiß, daß demokratische Grausamkeiten erfunden wurden, um die Soldaten zu erbittern. Die wenigen Gefangenen, welche den Freischärlern in die Hände fielen, wurden milde und freundlich behandelt und

meiſtens wieder entlaſſen. Wie die Sachen in dieſer Beziehung ſich im folgenden Jahre geſtalteten, werden wir ſeiner Zeit ſehen. —

Meine Frau war, wie man ſich erinnern wird, am Tage unſeres Abmarſches in Straßburg angekommen; das tauſendzüngige Gerücht verbreitete jede Stunde eine andere Nachricht von unſeren Schickſalen und um Gewißheit zu erhalten, beſchloß ſie, ſich auf den Weg zu machen und ſelbſt Erkundigungen einzuziehen. Ehe ſie abreiſte, kamen noch die erſten Ausreißer, welche die Niederlage von Doſſenbach berichteten und Mancher unter ihnen ſagte:

Young Harry's spur is cold!

Halb zu Tode geängſtigt kam meine arme Frau zu Frau von Struve, um bei ihr Troſt oder gewiſſe Nachrichten zu holen. Die kleine, ſchöne, ſchwarzäugige Frau ſtand vor dem Spiegel und machte ſich die Locken. Sie ließ ſich darin nicht ſtören und ſagte ganz gemüthlich: „Ja, Ihr Mann iſt todt". — Dieſe Nachricht war in Straßburg und in Paris allgemein verbreitet. Hier und da tauchten jedoch Zweifel auf; keine zuverläſſige Perſon hatte meine Leiche geſehen und unter den Gefangenen war ich auch nicht genannt. Meine Frau beſchloß daher Hecker aufzuſuchen, der in Muttenz in Baſellandſchaft war, in der Hoffnung, daß dieſer ſichere Nachricht von meinem Schickſal haben würde.

Sehr früh am Morgen kam ſie in Muttenz an, wo Hecker im Gaſthof zum goldenen Schlüſſel ſein Quartier aufgeſchlagen hatte. Er wurde aus dem Bette geholt und zeigte ſich ſehr theilnehmend, wußte aber auch nichts über mein Schickſal; doch rieth er, nach Rheinfelden zu fahren, von wo meine Frau leicht nach Baden gehen könne, wo gewiß ſelbſt die Feinde ihre Nachforſchungen unterſtützen würden. Friedrich Doll erbot ſich, ſie zu begleiten und beide

fuhren nach Rheinfelden ab. Unterwegs begegneten ihnen viele Freiſchärler; allein keiner

der da Antwort gab
Von Allen, die da kamen.

Endlich in Rheinfelden wurde meine arme Frau, die mich ſeit fünf Monaten nicht geſehen hatte, von ihrer Angſt erlöſt; als ſie in den Gaſthof zum Schiff kam und mich lebend und geſund vor ſich ſah, fiel ſie ohnmächtig in meine Arme.

Fünftes Capitel.

Rheinfelden. — Zu nahe der Grenze. — Fahrt nach Muttenz. — Friedrich Hecker. — Theodor Mögling. — Schöninger. — Philipp Reuter. — Rückkehr nach Rheinfelden. — Abschied. — Stadt Basel muß man meiden. — Louisville. — Ein Besenstielheld. — Straßburg. — Die Schusterhelden. — Der Centralausschuß. — Gustav von Struve. — Carl Heinzen. — Ausweisung des Centralausschusses. — Erklärung Heckers. — Wahl eines Unterstützungscomités. — Der Präsident desselben. — Schisma. — Der Rebstock. — Demokratenportraits. — Oberst Wurstenberger. — Die Gräfin Paninska. — Polizeiroman. — Herr Dr. Krätzer. — Zeiler von Ladenburg. — Hiob Daniel Backfisch. — Falstaff. — Ausweisung. — Le chef de bande Corvin. — Alfred Meister. — Böning. — Jansen. — Aussöhnung. — Definitive Abreise. — Aufenthalt in Weißenburg. — Der Frankfurter Putsch. — Esselen. — Der Struvesche Aufstand. — Abreise nach Berlin. —

Im Gasthofe zu Rheinfelden fand ich eine meiner Ordonnanzen, die meinen Paletot und eine türkische Pfeife gerettet hatte; letztere war ein Geschenk eines in Paris lebenden Neffen Dembinski's und mir werth. Das war, was mir von Allem übrig blieb, das ich nach Baden mit hinübergenommen hatte; meine Geldtasche, in welcher sich kein Geld, aber allerlei Papiere, mein Siegel und andere Kleinigkeiten befanden, hatte meine andere Ordonnanz vorsichtiger Weise im Walde vergraben.

Ich schrieb sogleich an Herrn Flocon nach Paris, um ihm einen zuverlässigen Bericht über unser Schicksal zu geben, welches die Franzosen lebhaft zu interessiren schien, trotz der geringen Hülfe, welche sie uns leisteten. Dr. Eissen,

der nachher Präfect des Departements Niederrhein war, ſagte mir, daß er unſerer Kolonne gefolgt und während des Gefechtes bei Doſſenbach ganz in der Nähe, faſt Augenzeuge deſſelben geweſen ſei.

Der Gaſthof zum Schiff in Rheinfelden liegt nahe der Rheinbrücke und dieſe Nähe gab den Feinden auf dem badiſchen Ufer den Gedanken, die in dieſem Gaſthofe verſammelten Anführer — Herwegh und mich — vielleicht aufzuheben und das verſprochene Fanggeld zu verdienen. Man traute ſich jedoch nicht, Gewaltſamkeiten im Gebiete der Schweiz vorzunehmen und ſuchte deshalb den Gaſtwirth durch ein Verſprechen von 2000 Gulden zu bewegen, uns zu verrathen. Er gab ſich jedoch dazu nicht her, ſondern zeigte es uns an, wodurch wir ſämmtlich ziemlich beunruhigt wurden.

An einem der folgenden Tage beſuchten wir Hecker in Muttenz. Hecker war ein großer, hübſcher Mann mit edelm Geſicht; doch ſah er nicht mehr den Bildern ähnlich, welche man als ſein Portrait auf Pfeiffenköpfe malte. Allerdings trug er oft eine Blouſe; aber ſein Haar war kurz geſchoren und ſein Bart hatte keine auffallende Länge. Hecker war blond und hatte helle, kühnblickende blaue Augen; war er in Geſellſchaft ſeiner Freunde und heiter, dann trug ſein Geſicht einen ſehr angenehmen Ausdruck und flößte Liebe und Vertrauen ein; meiſt aber ſah man in jener Zeit einen höhnenden, faſt diaboliſchen Zug um ſeinen Mund, beſonders wenn er ſich über die Schlaffheit des deutſchen Volkes und über die Profeſſoren im Frankfurter Parlament ärgerte. — Was ihn ſtets zornig machte, waren die Beſucher aus der Schweiz und auch aus Deutſchland, die Sonntag nach Muttenz kamen, nur um ihn zu ſehen. Er nannte dieſen Tag den Menagerietag und „erklärte“ ſich ſelbſt und ſeine ihn umgebenden Freunde mit vielem Humor. Den Bauern,

die aus Baden oder Würtemberg hinüber kamen, hielt er oft sehr derbe Reden und sandte sie zu allen Teufeln. „Solch eine deutsche Bauernbestie", pflegte er zu sagen, „rührt sich nicht eher, als bis ihr ein Stück aus dem Hintern geschnitten wird". — Fast noch mehr als gegen diese faulen Gleichgültigen eiferte er gegen die unpraktischen Enthusiasten, die ihn mit ihrem hirnverrückten Freiheitsjargon und ihrer überschwenglichen Bewunderung manchmal ganz toll machten.

Er war im Schlüssel von einem förmlichen demokratischen Generalstab umgeben, der sich nicht allein bemühte, ihn zu unterhalten, sondern der ihm auch als Leibwache nöthig war, da es nicht an fanatischen Anhängern der Monarchie fehlte, die ihm nach dem Leben oder wenigstens ihn nächtlicherweise aufzuheben trachteten. Der Eigenthümer des Gasthauses war Regierungsrath von Baselland schaft und veranlaßte Maßregeln zum Schutz des geehrten Gastes, die das Gelingen eines Entführungsplans sehr erschwert haben würden. Außerdem war eine durch Baden verzweigte demokratische Polizei eingerichtet, welche Hecker mit äußerster Schnelligkeit von Allem unterrichtete, was ihn in irgend einer Weise interessiren konnte.

Eines Tages erschien ein Wagen mit einem Herrn in Muttenz vor dem Schlüssel, der ein Bewunderer Heckers zu sein vorgab und der nicht wenig in Verlegenheit und Angst gerieth, als ihn Hecker als Hauptmann von Abel anredete, und ihm auf's Haar sagte, welche Absichten ihn nach Muttenz führten. Der Hauptmann war froh, als er ungefährdet die Grenze gewonnen hatte und zur Warung für alle späteren Spione zeichnete Dr. Meßmer, der Sohn des Wirthes, den Hauptmann in Lebensgröße und sehr ähnlich auf die Thüre des Abtritts.

Hecker hatte die Gewohnheit, rohe Waldstöcke zierlich zu schnitzen und sie mit grotesken Knöpfen zu versehen; diese Stöcke nannte er „civilisirte Wellenprügel"; einen mit einem Kamelskopfe taufte er Gervinus.

Unter seinen Umgebungen waren ihm besonders lieb Theodor Mögling, Schöninger und Friedrich Doll. Mögling war würtembergischer Oekonomie-Rath und Mitglied der Kammer gewesen und erfreute sich eines sehr guten Rufes und großen Einflusses in Würtemberg. Er war fast sechs Fuß groß und ziemlich stark, aber nichts weniger als unbeholfen. Sein mehr rundes als längliches Gesicht trug den Stempel der Bravheit und Herzensgüte und aus seinen nicht eben großen Augen leuchtete Verstand. Sein schlichtes Haar war dunkelbraun; einen Bart trug er damals nicht. Seine pflegmatische Ruhe stach wunderlich gegen die aufgeregte Lebendigkeit anderer Demokraten und selbst gegen den zornigen Eifer Heckers ab, der auf Mögling mit Recht außerordentlich viel hielt und großen Werth auf seine Meinung legte. Im Gefecht bei Kandern hatte Mögling große Kaltblütigkeit und Muth gezeigt und als er dort eine zufällig auf den Kampfplatz gerathene arme Frau mit seinem Körper gegen die feindlichen Kugeln zu schützen suchte, erwarb ihm diese freundliche Handlung von seinen Freunden den Scherznamen: „Die lebendige Barrikade".

Schöninger, der Adjutant Heckers, war ein blonder, sehr angenehmer, ruhiger junger Mann. Von Friedrich Doll habe ich schon früher geredet; er war ein großer Schwätzer und überall wollte er dabei gewesen sein. Ich hielt nicht besonders viel von ihm. Ueber sein Leben und die Art wie er in Paris seinen Unterhalt erwarb, zirkulirten seltsame Gerüchte, die ihn wenig ehrten und gegen welche er sich nur schwach vertheidigen konnte. Friedrich Doll ging

ſpäter mit Hecker nach Amerika. Einſt fand man ihn nicht weit von der Wohnung todt, das Jagdgewehr zur Seite. Ob er durch eigenen Willen oder durch Unvorſichtigkeit endete, weiß man nicht.

Außerdem war noch Philipp Reuter in Muttenz, der an dem Zuge in der Sigelſchen Kolonne Theil genommen hatte, deren Kaſſier er geweſen war. Er ſpielte trefflich die Guitarre und ſang hübſch, obwohl er im Sprechen ſtotterte. Seine Lieder erheiterten den kleinen Kreis und trieben oft die Wolken von Heckers Stirn, der ſich ſelbſt, wenn er recht munter wurde, zu einem Liede „von der rothen Kuh“ verleiten ließ, welches ich jedoch nicht zu hören bekam.

Der Weg von Muttenz nach Rheinfelden führt dicht an dem Ufer des Rheins entlang, und als wir ihn in der Dämmerung fuhren, kam uns plötzlich der Gedanke, daß es eine Kleinigkeit ſein würde, uns zu überfallen und gefangen zu nehmen. Ein Kahn voll würtembergiſcher Soldaten, deren Bajonette man wenige hundert Schritte entfernt blinken ſah, konnte über den Rhein geſetzt ſein und einen Hinterhalt in dem Ufergebüſch gelegt haben, wenn Spione unſern Ausflug verrathen hätten. — Ich unterſuchte daher dieſe Büſche, die Piſtole in der Hand, und als wir fortfuhren, geſchah es nicht anders als mit bereit gehaltenen Waffen.

Herwegh fühlte ſich gar nicht behaglich und wir beſchloſſen ſämmtlich, nach Straßburg zu gehen; da aber in Erfahrung gebracht wurde, daß Stadt Baſel die Hand zur Aufhebung Herweghs bieten wollte, obgleich dieſer als Bürger von Baſellandſchaft Anſprüche auf den Schutz der Schweiz hatte, ſo wurde es für rathſam erachtet, das Gebiet der Stadt zu umgehen. Meine Frau nahm mit dem Gepäck den kürzeren Weg nach Louisville, wo wir ſpät am Abend mit ihr zuſammentrafen.

Dieſes franzöſiſche Städtchen liegt Baſel ſehr nahe; aber in Bezug auf ſeine politiſchen Geſinnungen war es von ihm ſehr weit entfernt und günſtig gegen die Freiſchaaren geſinnt. Ein Vorfall in einem Wirthshauſe trug noch dazu bei, dieſe Geſinnung zu beleben. Vier würtembergiſche Offiziere, die herübergekommen waren, geriethen in Streit mit dem Bruder des Wirths, einem ſehr kräftigen Manne, der alle vier mit einem Beſenſtiele zum Hauſe hinausprügelte, was ihm großen Beifall von ſeinen Mitbürgern einbrachte.

Wir nahmen wieder unſere Wohnung im Gaſthof zum Rebſtock, der als Hauptquartier der Demokraten eine gewiſſe Berühmtheit erlangte und der Mittelpunkt aller Intriguen wurde, welche die dort zuſammentreffenden Spione verſchiedener deutſcher Vaterländer anknüpften. — Herwegh und ich hatten jedoch nicht die Abſicht, dort zu bleiben; wir wollten unſere Frauen einſtweilen in Straßburg laſſen, nach Paris zurückkehren und hier verſuchen, was in Bezug auf unſere Pläne zu bewirken ſei. Herwegh beſann ſich jedoch anders; er beſchloß mit ſeiner Frau allein nach Paris zu gehen, „da er ohne dieſelbe kein Glück habe“. Der Hauptgrund war wohl der, daß ich für den Augenblick keine Geldmittel hatte und er genöthigt geweſen wäre, mir durchzuhelfen. Er verſprach mir täglich zu ſchreiben, um mich von allem Vorfallenden zu unterrichten, hielt jedoch nicht Wort; ich empfing nur einen Brief von ſeiner Frau.

Als ich in Straßburg ankam, fand ich dort Sigel. Er war ein bartloſer, junger Mann mit ziemlich unbedeutendem Geſicht, dem man auf den erſten Anblick nicht viel zutraute. Ich lernte ihn damals nicht näher kennen, da er nach der Schweiz abreiſte, doch machte er mir einige Mittheilungen über das Gefecht bei Freiburg und Güntersthal, wovon ich früher geredet habe.

In Straßburg hatten unterdeſſen Guſtav von Struve und Karl Heinzen ihr Weſen getrieben. Das Geſchäft des erſteren bei dem Heckerſchen Aufſtande war geweſen, Alles in Verwirrung zu bringen und das war ihm auch ganz vortrefflich gelungen, denn es gab wohl kaum einen Menſchen, der mehr Talent zum Confuſionsrath hatte, als Struve. Sein Talent zum Revolutionär war jedoch eben ſo groß; gut wäre es aber geweſen, wenn man ihn beim Ausbrechen der Revolution eingeſperrt hätte, um ihn unſchädlich zu machen. Außerdem hatte er die Eigenſchaft, ſich bei jeder Gelegenheit fangen zu laſſen und das Glück, bald wieder befreit zu werden. — Man hatte ihn als Gefangenen, ich glaube nach Seckingen, gebracht, wo er in einem Gefängniß verwahrt wurde. Theodor Mögling wollte den Verſuch machen, ihn zu befreien, und da er dies mit Gewalt nicht konnte, ſo wandte er Liſt an. Er rückte mit einer ſehr kleinen Abtheilung in die Nähe von Seckingen und wählte einen ſehr pfiffigen Menſchen, den er als Abgeſandten in die Stadt ſchickte, nachdem er ihn gehörig inſtruirt und ihm ein Schreiben an den Bürgermeiſter mitgegeben hatte, in welchem er in drohender Weiſe die Freilaſſung Struves begehrte. Der Bürgermeiſter gerieth in große Angſt, beſonders da der Bote ihm glauben zu machen verſtand, daß Mögling mit mehreren Tauſend Mann und Geſchütz in der Nähe ſtehe, was durch ſtets bereitwillige Augenzeugen beſtätigt wurde. Der Bürgermeiſter ging beſtürzt zu dem Rittmeiſter, welcher die in der Stadt liegende Schwadron befehligte und fragte ihn, ob derſelbe ſich getraue, den Ort gegen eine ſolche mit Geſchütz verſehene Macht zu vertheidigen, was dieſer verneinte. Struve ward daher in Freiheit geſetzt! So erhielt ich dieſe Geſchichte überliefert, deren Wahrheit ich jedoch nicht in allen

etails verbürgen kann; indeſſen fingen wir einen Brief in Zell auf, der eine Naſe für den Rittmeiſter enthielt.

Es wurden in jener Zeit entſetzlich viel Lügen verbreitet, und wenn ich in meiner Erzählung auch nur das berichte, was ich für wahr halte, ſo kann ich doch nur für dasjenige bürgen, was ich ſelbſt erlebte, oder von ganz zuverläſſigen Augenzeugen ſelbſt erzählen hörte.

Als wir nach den Gefechten bei Kandern und Freiburg in Baden umherzogen, konnte unſere gefährliche Lage den im Elſaß verſammelten Demokraten kein Geheimniß ſein; ihre Führer ſprachen auch viel davon, uns zur Hülfe zu kommen; aber ihre ganze Thätigkeit beſchränkte ſich darauf, die bei Hüningen im Rhein liegende, Baden gehörende Schuſterinſel zu beſetzen, wodurch ſie unſern Rückzug zu decken meinten! Die Herrn Schuſterhelden, — wie ſie ſpottweiſe genannt wurden — dachten aber gar nicht daran, uns durch irgend einen Boten von ihrer Anweſenheit und ihren ſtrategiſchen Plänen in Kenntniß zu ſetzen! Sie hatten wichtigere Dinge zu thun, — nämlich ſich zu zanken und — einen Central-Ausſchuß zur Regierung ſämmtlicher deutſcher Demokraten in Frankreich zu ernennen! —

Die Wahlverſammlung beſtand aus einigen zwanzig Perſonen, die ſich gegenſeitig wählten und das Reſultat war ein Ausſchuß, an deſſen Spitze Struve und Heinzen ſtanden. Hecker und Mögling, die man mit hineinziehen wollte, verbaten ſich die Ehre und es entſtand zwiſchen ihnen eine Spannung. Zu Struve und Heinzen hielten ſich alle großſprecheriſchen Ausreißer oder Solche, die bisher noch nicht bewieſen hatten, daß ſie nicht ſo tapfer waren als ihre Worte. Unter ihnen nenne ich nur einen badiſchen Studenten Namens Blind, einen übrigens recht tüchtigen jungen Mann, der ſich einigen lokalen Ruf erworben hatte; Lommel, ein

Biertrinker aus Baiern und Oberſt Löwenfels, ausreißenden Angedenkens. Zu ihnen geſellten ſich noch unbekannte Größen aus mancherlei Ländern und einige Badenſer, die in ihren reſpectiven Flecken und Dörfern bei dem demokratiſchen Tanz die erſte Violine geſpielt hatten, ſo lange es beim Präludiren blieb. Daß weder von Herwegh noch von mir bei dieſer Wahl die Rede war, verſteht ſich von ſelbſt und ich fühlte mich deshalb ſehr geſchmeichelt.

Dieſer Central-Ausſchuß machte ſich in Straßburg ſo breit und nahm gegen die dortigen Behörden einen ſo anmaßenden Ton an, daß ſeine Ausweiſung nach Chalons die Folge davon war. Karl Heinzen, der amerikaniſcher Bürger war, wußte es jedoch möglich zu machen, in Straßburg zu bleiben. Er benahm ſich hier auf eine ſo brutale und despotiſche Weiſe — nichts weniger als eine Seltenheit unter ſeiner Klaſſe von Demokraten — und warf Manchen, der Unterſtützung von ihm begehrte, mit groben Worten die Treppe hinab, daß man allgemein gegen ihn erbittert war. Er lebte in Straßburg mit ſeiner Familie in einer Privatwohnung, und geberdete ſich als Dictator und verlangte — darauf kam es ihm beſonders an — daß die Kaſſirer aller verſchiedenen Freiſchaaren ihm Rechnung ablegen und vor allen Dingen ihre Kaſſen überliefern ſollten, wozu keiner derſelben Luſt hatte.

Da ein ſehr großer Theil der in Straßburg anweſenden Flüchtlinge zu der Legion gehörte, und viele von ihnen während des Zuges in Baden Zutrauen und Liebe zu mir gewonnen hatten, ſo betrachteten mich dieſe natürlich als ihr Oberhaupt und Karl Heinzen gab ſich viel Mühe, ſich mit mir zu vereinigen; allein ich nahm ſeine Zuvorkommenheiten ſehr kühl auf. Ich betrachtete mit Recht Hecker als das Oberhaupt der badiſchen Bewegung, und da ich ſowohl ſein Talent

als ſeinen perſönlichen Werth, wie ſeinen großen Einfluß erkannte, ſo ſchloß ich mich mit Aufrichtigkeit und Freude ihm an und betrachtete ſeine Feinde als die meinigen.

Um die Differenzen wo möglich zu ſchlichten, ſchickte Hecker, dem ich darüber ſchrieb, Mögling nach Straßburg, wo eine Generalverſammlung ſämmtlicher Flüchtlinge berufen wurde. Heinzen fand ſich mit ſeinen Anhängern ebenfalls ein und antwortete auf die mancherlei gegen ihn gerichteten Anklagen auf eine Weiſe, die eben nicht geeignet war Achtung zu erwecken. Er hatte zur Unterſtützung unſerer Sache einen bedeutenden Wechſel aus New York erhalten, und als man ihn darüber befragte, und verlangte, daß er dies Geld zur Unterſtützung der bedürftigen Flüchtlinge anwenden ſolle, antwortete er: „daß er das Geld nach ſeinem Gefallen gebrauchen werde, daß man es ihm geſandt und er perſönlich in Amerika Rechenſchaft von dem Gebrauch abzulegen habe.“ Da dies allerdings der Fall war, ſo nahm ich Heinzens Partie; man müſſe eingeſtehen, ſagte ich, er ſei in ſeinem Recht und es ſei nur zu bedauern, daß die Amerikaner ihr Vertrauen ſo deplacirt hätten.

Es ward nun beſchloſſen, ſtatt des „Central-Ausſchuſſes“, der in Chalons zu nahe dem Centrum Frankreichs ſaß, um irgend eine Wirkſamkeit in Deutſchland äußern zu können, — ein Unterſtützungs-Comité zu wählen, welches aus drei Mitgliedern beſtehen ſollte. Die Wahl fiel anders aus, als Heinzen erwartete; ich ward zum Präſidenten und außer mir ein Freund Heckers', Dr. Hammer, und als Repräſentant der Arbeiter ein Setzerfactor aus Mannheim Namens Weber gewählt. Nach dieſem hatte Heinzen die meiſten Stimmen. Daß er nicht in den Ausſchuß kam empörte ihn und ſeine Anhänger.

Karl Heinzen war ein unbedeutender Beamter in der preußischen Rheinprovinz gewesen und hatte ein ganz gutes Buch gegen die Bureaukratie geschrieben, wegen dessen er in Anklagezustand versetzt wurde. Da er Festungsstrafe (ein halbes Jahr) zu erwarten hatte, so war es begreiflich, daß er als Freiheitsliebhaber davon lief. Es muß dies etwa 1842 oder 43 gewesen sein und politische Märtyrer waren damals noch selten. Die gesammte Presse nahm sich Heinzens an und überall wurde für ihn gesammelt; selbst arme Handwerker und Dienstmädchen trugen ihr Scherflein bei, damit der Vertheidiger der Volksrechte nicht Noth leide.

Als die Zahl der politischen Märtyrer sich mehrte, wurde Heinzen sehr unzufrieden, denn in jedem sah er einen ihn in seinem gerechten Erwerb beeinträchtigenden Concurrenten. Diese Unzufriedenheit stieg so, daß er endlich nach Amerika ging, wo er die politische Märtyrerrolle mit glänzendem und klingendem Erfolge fort spielte.

Als die Revolution in Frankreich 1848 ausbrach und die Kunde davon und von den Bewegungen in Deutschland nach Amerika gelangte, brach Heinzen auf, um nun die Belohnung für sein ihm sehr gut bekommendes Märtyrerthum in Empfang zu nehmen. Da er jedoch in amerikanischen Humbug eingeweiht worden war, so schrieb er vorher an verschiedene deutsche Journale, und mit Erstaunen las man in mehreren derselben zugleich eine Notiz folgenden Inhalts: „Unserer wackerer Landsmann, der berühmte Karl Heinzen wird nächstens sich einschiffen, um seine in Deutschland für die Freiheit kämpfenden Landsleute zu unterstützen.“ Eine ganz gewöhnliche Notiz meldete die Ankunft des berühmten Heinzen in England, eine andere in Deutschland u. s. w. Alle diese ihn mit lobhudelnden Beiwörtern bezeichnenden Notizen in den Journalen waren von seiner eigenen Hand,

wie mir der Factor der Druckerei ſagte, welche die Mannheimer Abendzeitung druckte.

Da Heinzen nicht gleich eine Stelle als Präſident irgend einer Republik bereit fand, ſo wartete er die Berufung zu einer ſolchen einſtweilen in der Schweiz ab, während unvorſichtige Narren wie ich die Republik mit den Waffen in der Hand für ihn erkämpfen ſollten.

Heinzens Ehrgeiz fand ſich bitter dadurch gekränkt, daß nicht nur Heckers Namen den ſeinigen verdunkelte, ſondern daß ſogar der meinige in Straßburg mehr Geltung hatte. Das konnte er natürlich nicht ertragen; er gewann Blind und einige andere, beſonders Badenſer von der oben bezeichneten Klaſſe, für ſeine Anſichten und es bildete ſich im Gaſthof „zum rothen Männel" ein Gegencomité.

Ich hatte mein Quartier im Rebſtock und beſorgte die Geſchäfte des Ausſchuſſes allein, da Dr. Hammer bald nach Amerika abreiſte und Weber in einer Druckerei Beſchäftigung gefunden hatte, überhaupt auch weiter nichts als ein großſprecheriſcher Menſch war, der ſpäter zeigte, wie wenig er das in ihn geſetzte Vertrauen verdiente. Als meine Geſchäfte immer ausgedehnter wurden, miethete ich ein beſonderes Geſchäftszimmer.

Alle aus Deutſchland kommenden Flüchtlinge mußten ſich bei mir melden; ich verhandelte mit den franzöſiſchen Behörden, die nur allein meine Autorität anerkannten und nur allein gegen meine Unterſchrift die von der Regierung bewilligten Unterſtützungen — einen halben Franc täglich für den Mann — auszahlten, Marſchrouten ausfertigten u. ſ. w. Ferner führte ich Buch und Rechnung über die aus Deutſchland einlaufenden Unterſtützungsgelder, ſorgte dafür, daß ſie zweckmäßig vertheilt wurden (ich ließ jede Kleinigkeit quittiren), correſpondirte mit den demokratiſchen

Vereinen und einflußreichen Demokraten Deutſchlands, empfing die zahlreichen Beſucher aus Baden, Würtemberg, Baiern u. ſ. w., unterhandelte mit den Soldaten, kurz, war vom Morgen bis zum Abend mit Arbeiten überhäuft, ſo daß ich kaum einen Augenblick für mich hatte.

Ich bemühte mich, das Loos der Flüchtlinge nach Kräften zu erleichtern und Jeder, der zu mir kam, fand wenigſtens Unterſtützung an Rath, wenn auch die ſchwache Kaſſe nicht immer an Geld ſolche erlaubte. Ich hatte die Flüchtlinge in verſchiedene Gaſthäuſer einquartirt, deren Wirthe ſie auf meinen perſönlichen Credit hin aufnahmen, da nicht immer baar bezahlt werden konnte. Ich ſelbſt nahm nichts von den Unterſtützungen, ja ich habe einige Koſtbarkeiten und ſelbſt meine Kleidungsſtücke verkauft, um zu helfen, wenn kein Geld in der Kaſſe war.

Die Flüchtlinge waren ein ſehr unruhiges Corps, und da ſie nichts zu thun hatten, ſo zankten ſie ſich nach deutſcher Weiſe beſtändig und ich mußte alle Tage auf die Präfectur, um die angeſtellten Dummheiten zu entſchuldigen oder auszugleichen.

Durch meine Thätigkeit erwarb ich mir die Liebe und Dankbarkeit der meiſten Flüchtlinge, die mir, um dieſelbe zu zeigen, einſt ein lange heimlich eingeübtes Ständchen brachten. Auch die Achtung der Straßburger Bürger wurde mir zu Theil, ebenſo wie die Anerkennung der franzöſiſchen Behörden, und der Präfect Dr. Eiſſen ſagte mir, daß man beabſichtige, mir eine Anſtellung von Seiten der Regierung zu geben, kraft welcher ſämmtliche deutſche Flüchtlinge in Frankreich unter mir ſtehen ſollten und daß die Regierung alle darauf bezüglichen Angelegenheiten mit mir verhandeln wolle. Sogar die Polen faßten Zutrauen zu mir und eine Deputation von dreihundert in Hagenau lebenden polniſchen

Flüchtlingen trug mir das Obercommando auch über sie an; sie stellten sich „für vorkommende Fälle“ zu meiner Disposition.

Das Ansehen, welches ich durch meine Thätigkeit erwarb, erregte nicht allein die Besorgniß der badischen Regierung, sondern auch den Neid und den Zorn der Heinzenianer. Blind und andere bemühten sich, mich zu verdächtigen und schrieben Schmähartikel in die Mannheimer Abendzeitung und ähnliche Blätter; die ich nicht einmal las; allein meine zahlreichen Anhänger erließen Erklärungen in der Allgemeinen Zeitung und in andern Journalen.

Die Mitglieder des Comités im rothen Männel lauerten an der Kehler Brücke den aus Baden kommenden Personen auf und wußten ihnen häufig die für das wirkliche Comité bestimmten Gelder abzunehmen. Das wurde ruchbar und man hielt die Unterstützungen zurück, bis man klar darüber werden würde, welches denn eigentlich die rechtmäßig erwählte Behörde sei. Heckers Erklärung hatte darauf natürlich großen Einfluß und ich reiste nach Muttenz, um ihm die Lage der Dinge vorzustellen. Das Resultat dieser Reise war eine von Hecker, Mögling und Schöninger unterzeichnete, in den Journalen erscheinende Erklärung, daß sie mit Karl Heinzen in durchaus keiner Gemeinschaft stünden. Das brach diesem in Straßburg den Hals und er begab sich zum großen Verdruß Heckers nach Birsfelden in Baselandschaft, welches nur eine Stunde von Muttenz entfernt ist.

Die Kabalen gegen mich nahmen damit jedoch kein Ende, sondern wurden vielmehr mit mehr Bosheit als bisher fortgeführt und in sofern nicht ohne Erfolg, als es selbst gelang, meinen Credit bei den Behörden etwas zu schwächen, wozu jedoch ein freimüthiger, von mir erschienener Journal-

artikel über Lamartine, das seinige beitrug. Diese Intriguen wurden durch Agenten der badischen Regierung genährt und es war dort ein unentwirrbares Durcheinander von Gemeinheit und Schurkerei.

Die Gegner unserer Partei benutzten trefflich den Umstand zu unserm Nachtheil, daß sich so sehr viele Lumpen unter den Demokraten befanden; allein wenn man vernünftig darüber nachdenkt, wird man das sehr begreiflich und natürlich finden. „Nicht alle Demokraten sind Lumpen; aber alle Lumpen sind Demokraten", sagt ein Schriftsteller jener Zeit sehr richtig. Lumpen, Leute die in keiner Weise etwas zu verlieren haben, können nur hoffen, bei einer Veränderung zu gewinnen; deshalb schließen sie sich eifrig der Bewegung an, um entweder als eifrige Demokraten Geltung zu erlangen und damit Unterstützungsgelder, oder sonst im Trüben zu fischen, indem sie sich der andern Partei verkaufen.

In Straßburg wimmelte es von demokratischen Lumpen jeder Schattirung und ich kann mich nicht enthalten, zum Amüsement des Lesers und auch aus andern Gründen, einige derselben zu porträtiren.

Man wird sich noch des Obersten Rango von Westerburg erinnern. Dieser hatte den Zug nach Baden nicht mit gemacht, sondern war von seiner ihm übertragenen Sendung nach Straßburg zurückgekehrt, wo er sich den Spitznamen Oberst „Wurstenberger" erworben hatte. Dieser Mann war jedenfalls eine etwas unklare Persönlichkeit. Als ich nach Straßburg zurückkehrte, empfing er mich mit von ihm selbst gedichteten schauerlichen Versen. Es ging ihm mit seinem Knaben schlecht, und da er von mir Hülfe hoffte, so war es verzeihlich, daß er mich durch Schmeicheleien zu gewinnen trachtete; allein bald wurde ihm klar, daß er

dadurch nichts bei mir gewann, obwohl ich ihm so viel als möglich Unterstützung zufließen ließ.

Da er ein alter Mann war, der ein militairisches Aeußere hatte und Viele durch seinen Oberstenrang verblendete, so zog er begreiflicherweise eine Menge junger Leute an, über die er Einfluß gewann. Kaum fühlte er denselben, als er heimlich zu intriguiren begann, obwohl er öffentlich in seinem Benehmen gegen mich nichts änderte. Er stiftete unter den Flüchtlingen einen heimlichen Bund, über dessen Zweck ich nie recht ins Klare kommen konnte, der aber sicher nur den Vortheil des alten Avanturiers zum Hauptziel hatte. Jeder Theilnehmer mußte zwar einen Eid leisten, nichts zu verrathen; allein ich bekam doch einige Mittheilungen durch Mitglieder dieses Bundes, die höchlich erstaunt darüber waren, daß ich gar nichts davon wußte, während Oberst „Wursteuberger" klugerweise angedeutet hatte, daß er nur mein Agent sei.

Ich stellte ihn sogleich deshalb zur Rede, da ich nicht glauben konnte, daß er etwas Gutes im Schilde führe, indem er seine Pläne vor mir verbarg. Er machte Ausflüchte, sagte, daß die Sache bis jetzt noch zu unbedeutend und daß er die Absicht gehabt habe, mir Rechenschaft abzulegen, wenn sie zu einer gewissen Vollendung gediehen sei.

Ich ließ ihn nun beobachten und kam auf den Verdacht, daß er die Flüchtlinge verführen wolle, sich für Italien anwerben zu lassen. Darin wurde ich noch durch den Umstand bestärkt, daß sich Werber in Straßburg herumtrieben, wovon zu jener Zeit ich einen arretiren ließ.

Es schien dem Obersten vor allen Dingen darauf anzukommen, zu Geldmitteln zu gelangen, und als er dies durch eine begonnene talentlose Zeitschrift nicht erreichte, suchte er minder gerade Wege auf. Diese Gewißheit erlangte ich durch

die Bekanntschaft mit einer polnischen Gräfin Paninska, die sich in Straßburg aufhielt.

Ich habe mich bei vielen Polen nach dieser Dame erkundigt, allein was sie mir sagten, stimmte nicht recht mit den Erzählungen der Gräfin überein und man schien sehr geneigt, sie für eine Abenteuerin, wo nicht für einen russischen Spion zu halten. Mir erschien diese Dame indessen jedenfalls sehr interessant. Ich machte im Rebstock ihre Bekanntschaft, was sie eifrig zu wünschen schien. Sie behandelte mich mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und suchte mich durch Schmeichelei zu gewinnen; sie titulirte mich nicht anders als „Herr General.“ —

Schon vor der persönlichen Bekanntschaft sprach man mir von ihr als einer verdächtigen Person, die mit großem Reichthum prahle, aber Dinge von sich erzähle, die damit in keinem Einklang stünden. Einige polnische Flüchtlinge, die indessen auch Niemand kannte, wurden von ihr ganz und gar erhalten. Sie war eine Dame von etwa vierzig Jahren, die noch einige Ansprüche auf Schönheit machen konnte. Sie hatte eine stattliche Figur und mußte in ihrer Jugend reizend gewesen sein; besonders schön waren ihre blauen Augen, die in eigenthümlichem Glanze strahlten, wenn sie beim Sprechen in Feuer gerieth.

Ihr Anzug war elegant und doch ärmlich, ja salop, wie man es hin und wieder selbst bei vornehmen Polinnen findet. Uebrigens sprach sie deutsch und gab sich für die Tochter eines b—schen Generals aus und für die Schwägerin eines angesehenen norddeutschen, begüterten Edelmanns. Sie kannte übrigens alle Verhältnisse der vornehmen Familien und der Höfe so genau, daß ich eigentlich keinen Grund hatte, an der Wahrheit ihrer Aussagen zu zweifeln.

Die Gräfin ſprach gegen mich den Wunſch aus, eine größere Summe für unſere Sache zu opfern, wenn dadurch irgend ein reeller Nutzen geſtiftet werden könne und ſagte mir, daß ſie ein bedeutendes Kapital außerhalb der Stadt an einem heimlichen Ort in einem eiſernen großen Topfe vergraben habe. Zugleich erzählte ſie mir, daß ſie dem Oberſten Wurſtenberger, der ſie darum angegangen, bereits Geld gegeben und daß dieſer von ihr weitere 2000 Gulden „zur Bildung eines Regiments“ verlangt habe. Man kann ſich mein Erſtaunen denken. Ich ſagte ihr offenherzig meine Meinung; ſie gab dem Oberſten nichts; allein ebenſo wenig unterſtützte ſie „unſere Sache.“

Die Schickſale dieſer Gräfin ſind merkwürdig und ich kann mich nicht enthalten, einige ihrer Erzählungen mitzutheilen, ohne eine Bürgſchaft zu übernehmen; ſie werden eine nicht unintereſſante Epiſode bilden.

Graf Poninski, der Gemahl der Gräfin, hatte ſich in eine Verſchwörung eingelaſſen und war zur Verweiſung nach Sibirien verurtheilt worden, obwohl er eigentlich in preußiſch Polen anſäßig war; er ſchien indeſſen ſich gewöhnlich in Krakau aufgehalten zu haben, wo er ein Haus beſaß. Die Gräfin, welche ſehr gewichtige Empfehlungen vom preußiſchen Hofe erhalten haben wollte, beabſichtigte trotz ihrer weit vorgerückten Schwangerſchaft nach Petersburg zu reiſen, um von dem Kaiſer Nikolaus die Freiheit des Gatten zu erbitten. Dieſer ſaß vorläufig in Warſchau gefangen und ſie ſuchte von dem dortigen Polizeimeiſter die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu ſprechen, wurde aber auf die brutalſte Weiſe abgewieſen.

In Petersburg angekommen, gelang es der Gräfin, eine Audienz bei dem Kaiſer zu erhalten, welche auf zehn Uhr Morgens feſtgeſetzt wurde. Zur beſtimmten Zeit fuhr ſie

mit ihrem kleinen Sohn nach dem kaiſerlichen Palaſt. Unterweges antwortetete ſie auf die Frage des Knaben, daß ſie zu dem ruſſiſchen Kaiſer fahre, der ſeinen Vater habe ins Gefängniß ſetzen laſſen.

Sie kam zu früh und mußte im Vorzimmer warten. Zwei Beamte ſtanden mit der Uhr in der Hand an der Thür des Audienzzimmers, welche ſie genau mit dem Glockenſchlage öffneten. In demſelben Augenblicke trat auch der Kaiſer durch die gegenüberliegende Thür ein.

So muthig die Gräfin auch war, ſo machte doch der Gedanke, nun vor dem Mann zu ſtehen, den ſie grimmig haßte und von deſſen Ausſpruch das Schickſal ihres geliebten Gatten und ihr eigenes abhing, einen ſo mächtigen Eindruck, daß ſie nahe daran war in Ohnmacht zu fallen. Der Kaiſer führte ſie ſehr artig zum Sopha, entfernte ſich alsdann und ſchickte zu ihrem Beiſtande eine Kammerfrau.

Als ſich die Gräfin erholt hatte, erſchien der Kaiſer wieder; allein ich bedaure, daß ich die intereſſante Unterhaltung, welche ſie mit demſelben führte, vergeſſen habe. Dieſer fand ſich dadurch zu der Bemerkung veranlaßt: „Es iſt gut, daß uns nur die Wände hören.“ — Ihm gefiel der ſchöne Knabe der Gräfin; er zog ihn zu ſich und verlangte einen Kuß; aber das Kind riß ſich zornig los und rief: „Ich küſſe keinen Ruſſen!“ und flüchtete ſich zu ſeiner erſchrockenen Mutter. Der Kaiſer, obwohl er ſichtlich unangenehm berührt war, hob den Knaben auf den Tiſch, ſtreichelte ihm die Wangen und rief: „Nun da kann man nicht zweifeln, daß das wahres Polenblut iſt!“

Die Gräfin erlangte die Begnadigung ihres Mannes, allein mit der ſehr ernſten Verſicherung, daß es ihm den Kopf koſten werde, wenn er ſich abermals bei einer Verſchwörung betheilige. Als der Kaiſer die Gräfin entließ und

dieſe ihm dankte, ſagte Nikolaus: „Nun, dieſe Begnadigung hat Ihnen nicht viel Mühe, nicht einmal den gewöhnlichen Fußfall gekoſtet.“ — „„Ew. Majeſtät, ich kniee nur vor Gott!““ — damit war die Audienz zu Ende.

Die Gräfin erhielt einen Brief an den groben Polizeimeiſter in Warſchau, der einen Verweis für denſelben und den Befehl zur Freilaſſung des Grafen enthielt. Froh und glücklich reiſten die beiden Gatten von Warſchau ab, nachdem die Geburt eines Kindes ihr Glück erhöht hatte. Sie kamen nach P—, wo damals viele Polen gefangen ſaßen; die Gräfin ſagte, auch Mieroslawski, was mir jedoch ein Irrthum oder eine Lüge ſchien, um ihre Erzählung auszuſchmücken. Allmächtiger Gewalthaber war in dieſer Stadt ein von der Hauptſtadt mit den ausgedehnteſten Vollmachten angekommener höherer Polizeibeamte, den ich D— nennen will; er ſollte auch die vorläufigen Unterſuchungen leiten.

Die Gräfin war ausgegangen, um Etwas in der Stadt zu beſorgen. Auf dem Wege nach ihrem Gaſthofe mußte ſie bei dem Gefängniß vorüber und erſchrak nicht wenig, als ſie aus einem Fenſter die Stimme ihres Mannes hörte, der ihr mit eilenden Worten erzählte, daß er auf Befehl des allmächtigen D— arretirt ſei und daß ihm alle Papiere abgenommen wären. Dieſer Verluſt ſei entſetzlich, denn ſie compromittirten nicht allein ihn, ſondern auch viele andere Perſonen.

So beſtürzt die Gräfin auch war, verlor ſie doch nicht den Kopf. Sie richtete den Muth ihres Mannes auf und verſprach alles Mögliche zu ſeiner Befreiung und zur Habhaftwerdung der Papiere anzuwenden. Dieſe kurze Unterredung wurde durch die nachſichtige Schildwache möglich, die ein Pole war.

Die Gräfin ging augenblicklich zu D—, der sie mit außerordentlicher Freundlichkeit empfing. Die feisten, rothen Backen des Polizeimenschen glänzten noch rosiger, die kleinen Spitzbubenaugen glitzerten noch feuriger, als er die schöne aufgeregte Frau sah, und er spann alsbald ein feines Polizeinetz, in welchem er sie zu fangen gedachte. Er sagte der Gräfin, er bedaure unendlich für den Augenblick so beschäftigt und stets von seinen Leuten gestört zu sein; allein am Nachmitage wolle er jede Störung entfernen, damit sie Beide eine Stunde ganz allein sein könnten. Zugleich drückte er den Wunsch aus, der schönen Frau zu dienen und ließ in seine Rede einige Wendungen einfließen, welche ihr über die Absicht des für den Nachmittag festgesetzten Rendezvous jeden Zweifel nahmen.

Obgleich die edle Frau über die Unverschämheit dieses Menschen empört war, so besaß sie doch Selbstbeherrschung genug, ihre Verachtung zu verbergen. Sie versprach, sich Nachmittags einzustellen und ein Blick, den sie mit weiblicher Schlauheit ihrem Versprechen hinzufügte, belehrte den glücklichen Polizisten, daß er verstanden worden sei.

Zur bestimmten Stunde fand sich die Gräfin ein. Herr D— öffnete selbst und verkündete sogleich mit bedeutendem Lächeln, daß er alle seine Leute für einige Stunden entfernt und die allerstrengsten Befehle gegeben habe, nicht gestört zu werden.

Die dicke, gemeine Figur dieses elenden Menschen, den seine Lüsternheit noch widerlicher machte, erfüllte die Gräfin mit einem kaum zu verbergenden Ekel, und derselbe stürzte fast all ihre Verstellungskunst über den Haufen, wenn sie bedachte, mit welchen Hoffnungen dieser Mann sie in sein Kabinet führte; allein es gelang ihr sich zu beherrschen und den Tumult in ihrem Innern hinter der Maske einer lär-

menden Munterkeit zu verbergen. Der Polizeimann war entzückt und deutete wahrscheinlich die trotz aller Mühe durchschimmernde Aufregung mit selbstgefälliger Eitelkeit ganz zu seinen Gunsten.

„Hier sind wir ganz ungestört" lispelte der Polizeidespot. —

— Mein Gott! ich fürchte mich. Wenn Jemand käme, wenn man uns überraschte! — „Es kömmt Niemand." — Allein wenn es durch irgend einen Zufall dennoch geschähe; — „Nun, dann halten Sie sich hier ganz stille, — oder noch besser, Sie verbergen sich in diesem Wandschrank." — Dabei öffnete D— eine Tapetenthür, welche einen Kleiderschrank verdeckte. — Wo denken Sie hin, rief die Gräfin, sehen Sie mich nur an; wie sollte ich darin mit meinen Röcken Platz haben? — „Ei vollkommen!" rief der Polizeimensch, der wie ein balzender Auerhahn umhertrippelte, „ich bin fast so dick wie Sie mit Ihren Röcken und habe Platz darin, sehen Sie selbst." Damit stieg Herr D— in den Schrank. — Ja wohl, mein Bester, erwiederte die Gräfin, allein die Thür geht nicht zu. — „O ganz vortrefflich!" Damit zog der verliebte D—, dem die schöne Frau den Kopf drehen machte, die Thür an sich.

Die Gräfin, welcher schon seit dem Augenblicke, als D— von dem Schranke redete, ein Gedanke gekommen war, der um so näher lag, als sie ihn in manchem Lustspiele hatte ausführen sehen, drückte entschlossen die Thüre noch fester und drehte den Schlüssel herum. Triumphirend rief sie: „Nun sind Sie mein Gefangener!"

Herr D—, dem in dem engen Gefängnisse nicht wohl wurde, bat dem vermeintlichen Scherz ein Ende zu machen; allein endlich ging ihm ein Licht auf und er heulte beinahe vor Wuth und versuchte die Thür zu sprengen. Die Gräfin

achtete nicht darauf, ſondern ſchloß auch die Thür des Kabinets und eilte in das auſtoßende Zimmer, wo der Schreibtiſch des Gefangenen ſtand. Auf dieſem Tiſche und in demſelben fand ſie eine Menge Papiere in polniſcher Sprache; auch fielen ihr einige Blankets in die Hände, welche mit dem Siegel und der Unterſchrift D's verſehen waren. Schnell entſchloſſen ergriff ſie die Feder und ſchrieb auf eins dieſer Papiere: „Der Graf Paninski iſt ſeiner Haft entlaſſen und ſogleich auf freien Fuß zu ſetzen.“

Ohne auf den jammernden D— zu hören, der allmälig von Wuthgebrüll zu Bitten und Wimmern übergegangen war, eilte ſie mit dem köſtlichen Papier hinaus, alle Thüren zur Vorſorge hinter ſich ſchließend, und nach dem Gefängniß, nicht vergeſſend die polniſchen Papiere, deren ſie habhaft werden konnte, mitzunehmen.

Der Beamte im Gefängniſſe machte bei Vorzeigung des Papiers gar keine Schwierigkeiten und entließ den Grafen augenblicklich. Seine Frau erzählte ihm in aller Eile das gehabte Abenteuer und händigte ihm die mitgenommenen Papiere ein; allein es waren nicht die richtigen! Schnell entſchloſſen gingen nun Beide in die Wohnung des Polizeiherrn, der laut brüllte, als er aufs Neue Jemand in ſeinem Zimmer hörte. Seine Verzweiflung war grenzenlos, als man ihn verhöhnte und er dadurch gewahr wurde, welchen Streich man ihm geſpielt hatte.

Der Graf fand die ihm wichtigen Papiere, ſteckte ſie zu ſich und leerte das Tintenfaß über die andern aus, nachdem die Gräfin einen Entlaſſungsſchein für andere polniſche Gefangene ausgefertigt hatte. Die Thüren wurden nun verſchloſſen und die Schlüſſel weggeworfen. Das Wagſtück gelang und die Geretteten waren bald weit von P—. — Wie Herr D— befreit wurde und was überhaupt an der Geſchichte

Wahrheit, was Dichtung ist, mag er gelegentlich selbst erzählen, wenn er noch lebt.

Ich will mich damit begnügen, dieses eine der mir von der Gräfin erzählten Abenteuer mitzutheilen, obwohl einige andere, die sie sämmtlich wegen ihres Mannes erlebte, nicht weniger romantisch sind. Der Graf betheiligte sich bei dem Aufstande in Krakau und verlor dabei das Leben. Das jüngste Kind ward auf dem Arme eines Bedienten von einer Kugel getödtet und der älteste Knabe war schon auf der Rückreise von Petersburg gestorben. Die Gräfin stand nun ganz allein, und der einzige Gedanke, der sie beseelte, war der, Rache an den Fürsten zu nehmen, die sie als die Ursache ihres Unglücks betrachtete. Sie war, wie sie sagte, in Preußen wegen Majestätsbeleidigung zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt, welcher sie sich durch die Flucht entzog und wodurch sie genöthigt wurde, sich in Frankreich aufzuhalten. So viel ich weiß wurden aber dergleichen Verbrecher 1848 in Preußen begnadigt und die Geschichte ist keinesfalls recht klar. Als ich bald nach dieser Zeit Straßburg verlassen mußte, verlor ich auch die Gräfin aus dem Gesicht und habe nie wieder etwas von ihr gehört; wenn nicht die Gräfin Paninska, welche vor Kurzem in London in einem Schwindelprozesse eine zweideutige Rolle spielte, meine Straßburger Bekanntschaft ist.

Ein anderes sehr verdächtiges Individuum, welches zu dieser Zeit nach Straßburg kam, war ein Dr. Krätzer, dessen Namen ich schon im ersten Kapitel genannt habe. Er war im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Guizot beschäftigt gewesen und betheiligte sich sehr eifrig an der Bildung der deutschen Legion; ja nach unserer Abreise ward er, schon von Beginn Comitémitglied, Präsident der fortbestehenden deutschen demokratischen Gesellschaft. Als

Guizot noch am Ruder war, ſchwärmte Krätzer ebenſo für dieſen, als er es ſpäter für Lamartine that. Grade drei Tage vor Ausbruch der Revolution hatte er eine Arbeit vollendet, die ihn faſt zwei Jahre koſtete, und wodurch er die Gunſt Guizots und Avancement zu erreichen hoffte. Dieſe Arbeit war in der That intereſſant und für Diplomaten von großer Wichtigkeit. Es war nämlich eine ſtatiſtiſche Ueberſicht über alle in Europa erſcheinenden einigermaßen wichtigen Journale. Darin war nicht allein die Geſchichte ihrer Entſtehung, ihres Fortganges, ihrer Tendenz, Abonnentenzahl und Angabe der Gegenden enthalten, in denen ſie beſonders geleſen wurden, ſondern auch Charakteriſtiken der Redacteure und Correſpondeten, ſo daß beurtheilt werden konnte, wie es von Seiten der franzöſiſchen Regierung möglich ſei, ihnen beizukommen. Dies dem Miniſter überreichte Manuſcript, wurde mit großer Anerkennung aufgenommen; ja es gefiel ihm ſo gut, daß er es mit ſich nach England nahm. Auf dieſe Weiſe verlor Krätzer den Lohn für ſeine Mühe. Es mußte ihm indeſſen doch gelungen ſein, auf andere Weiſe ſich der neuen Regierung nützlich zu machen; denn er erhielt nicht allein einen beſſeren Gehalt, ſondern wurde auch nach Straßburg geſchickt, um hier, wie er ſagte, ein ſtatiſtiſches Büreau einzurichten, wozu dieſe Stadt ſich wegen ihrer Lage ganz beſonders eigne.

Dies war augenſcheinlich nur ein Vorwand; denn Krätzer hatte weder ſeine Familie mitgebracht, noch machte er irgend welche Anſtalten zur Einrichtung des Büreaus, ſondern widmete all ſeine Zeit den deutſchen Flüchtlingen, die er traktirte und mit denen er beſtändig verkehrte, wodurch er in alle Geheimniſſe derſelben eingeweiht wurde. Er beſuchte ſelbſt Hecker in Muttenz, eingeführt durch Doll; allein Hecker behandelte ihn mit Mißtrauen und wollte ihn

nicht wieder ſehen, obwohl Krätzer zu dieſem Ende ſich mehrere Tage in Baſel aufhielt, wo ich mit ihm zuſammen traf.

Mir war Krätzer längſt verdächtig erſchienen und das um ſo mehr, als ich Nachricht erhielt, daß er oftmals in aller Stille nach Carlsruhe reiſe, wozu er ſich eines falſchen Namens bediene. Auf meine Frage erklärte er dieſe Reiſen dahin, daß ſie behufs ſeines ſtatiſtiſchen Büreaus nöthig wären und daß er zu dieſem Ende mit dem franzöſiſchen Geſandten dort verkehre. Dieſer und keiner bei der Geſandtſchaft habe überdies eine Idee von deutſchen Verhältniſſen und er müſſe in dieſer Beziehung dort aushelfen.

Ich lies mir nichts von meinem Verdacht merken, hütete mich auch, andere Deutſche davon zu unterrichten und beobachtete nur die Vorſicht, daß ich alle wichtigen Geheimniſſe für mich behielt. Mein Verdacht wurde ihm durch reinen Zufall bekannt. Ich reiſte mit Krätzer von Baſel nach Straßburg. Im Waggon trafen wir unterwegs zufällig mit einem Badiſchen Flüchtling zuſammen, dem ich geheime Aufträge nach Baden gegeben hatte und der eben von dort zurückkehrte. Da dieſer keine Ahnung von Krätzers verdächtiger Stellung hatte, ſo fing er an, ſeinen Bericht zu machen, dem Krätzer mit dem aufmerkſamſten Ohr folgte. So lange die Sache unwichtig blieb, ſagte ich nichts; als er aber auf gefährliche Dinge kam und Namen nannte, drückte ich ſeinen Arm und gab ihm mit den Augen einen Wink, daß er ſchweigen ſolle.

Beim Ausſteigen hielt ſich Krätzer an meiner Seite und ich hatte keine Gelegenheit, meinem Agenten eine Erklärung zu geben. Dieſer ging höchlich erſtaunt hinweg und theilte den Vorfall einem andern Flüchtling mit, der ein guter Freund Krätzers war und dieſem die Geſchichte brühwarm auftiſchte.

Umgeben von einigen Anhängern erſchien Krätzer, bleich vor Zorn, im Rebſtock und ſtellte mich zur Rede. Ich war ſehr verdrießlich über die Ungeſchicklichkeit meines Agenten und nicht geneigt zu einer offenen Erklärung, die ich in dieſem Falle für nachtheilig hielt. Ich nahm alſo die Sache leicht und ſagte, daß ich ihm keineswegs mißtraue, da er aber franzöſiſcher Beamter ſei, ſo hätte ich es ſeiner ſelbſt Willen für gut gehalten, ihn nicht Mittheilungen hören zu laſſen, deren Kenntniß ihn vielleicht ſeiner Regierung gegenüber in Verlegenheit ſetzen könne. Er ſchien ſich dabei zu beruhigen, allein ich ſah ſehr wohl, wie ſehr ihn das Mißtrauen des dortigen Oberhauptes der Flüchtlinge verdroß, welches natürlich von meinen Anhängern von nun an getheilt wurde. Die Entdeckung ärgerte ihn um ſo mehr, als er mich bisher für ſeinen Düpe gehalten hatte, in welchem Glauben ich ihn bis dahin mit Erfolg beſtärkte. Ich ging auch jetzt wieder zu ihm und ſuchte ihn durch anſcheinendes Vertrauen zu ködern; allein er war geſcheut genug, meine Abſicht zu durchſchauen und von nun an eifrig bemüht, meine Entfernung von Straßburg um jeden Preis zu betreiben. Die zu dieſem Zweck angeſponnenen Intriguen zu erzählen würde zu weitläufig ſein. Er hetzte meine Feinde noch mehr gegen mich auf, nahm die Behörden gegen mich ein und benutzte die unendlich oft und dringend wiederholten Geſuche der badiſchen Regierung, mich aus Straßburg zu entfernen. Eines Tages kam vom Miniſter des Innern, Sénard, eine telegraphiſche Depeſche, durch welche dem „chef de bande Corvin,“ befohlen wurde, innerhalb vierundzwanzig Stunden Straßburg und die Rheindepartements zu verlaſſen; mit Ausnahme von Paris, Marſeille, Lyon und Rouen war mir jedoch der Aufenthalt in jeder andern Stadt Frankreichs geſtattet.

Ich ging zum Präfecten Dr. Eiſſen und erklärte ihm, daß ich nicht gehen werde; ich habe nichts gegen die franzöſiſchen Geſetze gethan und die Regierung ſelbſt habe ja meine Bemühungen in Bezug auf die deutſche Legion unterſtützt; ferner beſitze ich Erfindungspatente für Frankreich, die ich bezahlt habe und die ich in Frankreich anwenden müſſe, wenn ſie nicht erlöſchen ſollten. Der Präfect drohte, mich nach Deutſchland auszuliefern. Ich antwortete ihm lachend, daß ich es darauf ankommen ließe; es würde der Republik Frankreich große Ehre machen, wenn ſie einen deutſchen, politiſchen Flüchtling wegen ſeiner unter Sanction der Regierung ausgeübten revolutionären Thätigkeit ausliefere. Der Präfect gab mir drei Tage Bedenkzeit.

Dieſe drei Tage benutzten meine Freunde in Straßburg, von Seiten des dortigen republikaniſchen Clubs einen Proteſt gegen meine Ausweiſung zu bewirken. Ich wohnte der intereſſanten Sitzung bei, in welcher dieſer Gegenſtand mit günſtigem Erfolge für mich discutirt wurde. Das Reſultat war, daß eine Deputation des Clubs zum Präfecten geſchickt und mir darauf geſtattet wurde, bis auf Weiteres in Straßburg zu bleiben.

Am Abend der Sitzung des republikaniſchen Clubs fand ein Vorfall ſtatt, welcher ganz Straßburg und beſonders die deutſchen Flüchtlinge in Aufregung verſetzte.

Ich hatte die Nachricht erhalten, daß Dr. Rauſchenblatt ſich heimlich in Straßburg aufhalte, und vermuthete, es geſchehe im Auftrage einer deutſchen Regierung. Der Doctor hatte an dem Studentencrawall des Jahres 1833 in Frankfurt a. M. Theil genommen und ſich ſeit jener Zeit in Straßburg als Flüchtling aufgehalten, wo er von allen Einwohnern auf die gaſtfreundſchaftlichſte Weiſe aufgenommen worden war. Dieſe Aufnahme vergalt er dadurch, daß er

zur Zeit des Heckerſchen Aufſtandes Straßburg mit Hinterlaſſung vieler Schulden verließ und nicht allein ſich der Regierungspartei anſchloß, ſondern ſogar thätigen Antheil an Feindſeligkeiten gegen die Demokraten nahm; in dem Gefecht bei Kandern leiſtete er Adjutantendienſte.

Die Straßburger waren über dieſes Benehmen empört und die Exaltirteſten unter ihnen ſchwuren ihm Rache. An jenem Abend erhielt ich, wahrſcheinlich von einem derſelben, ein Billet, in welchem mir angegeben wurde, in welchem Hauſe und in welchem Zimmer deſſelben Dr. Rauſchenblatt verſteckt ſei. Ich wollte die Flüchtlinge bei dieſer Sache ſo viel als möglich aus dem Spiel und meine Straßburger Freunde als handelnde Perſonen auftreten laſſen. Ich traf zu dem Ende die nöthigen Anordnungen und die Leute begriffen vollkommen ihre Rollen. Mein Zweck war, allen Spionen die Luſt zu verleiden, nach Straßburg zu kommen und den Doctor gehörig zu ängſtigen. Die Sache ging beinahe weiter als ich beabſichtigte, denn die aufgeregte Volksmaſſe iſt eine Maſchine, deren Wirkſamkeit ſchwer zu leiten iſt.

Eine Menge Straßburger begaben ſich zu dem Präfecten und verlangten die Arreſtation des „Verräthers“. Der Präfect ſagte, er könne dieſe nur unter einem Rechtstitel verfügen, und da Rauſchenblatt Gläubiger genug hatte, ſo war ein ſolcher ſchnell gefunden.

Die Nachricht von all dieſen Vorgängen verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch Straßburg. Das Haus, in welchem Dr. Rauſchenblatt ſich verborgen hielt, ward alsbald von einer tobenden Menge umlagert, während einige hitzige Freiſchärler die verſchloſſene Zimmerthüre hüteten. Dieſe Fanatiker hatten ſich zum Theil mit Meſſern bewaffnet und wenn ihr Vorſatz, den Verfolgten zu erſtechen, auch größtentheils Renomage ſein mochte, ſo war dem doch nicht zu viel zu trauen.

Einige Straßburger Bürger hatten sich zu demselben Zwecke auf einer dunklen Treppe postirt. Die Menge von unten brüllte unaufhörlich Drohworte und verlangte auf die unzweideutigste Weise den Kopf des „Verräthers“. Selbst die zu dessen Schutz herbeieilenden Gensdarmen nahmen, so viel es sich in ihrer Stellung thun ließ, die Partei des Volkes und die heranrückenden Soldaten die bereits aufgepflanzten Bayonnete wieder von den Gewehren, als sie hörten, um welche Sache es sich handle. Wenn Rauschenblatt sich fürchtete, so ist das sehr natürlich und verzeihlich; es war Grund zur Furcht da, selbst für den beherztesten Mann. Ich kam aus der Sitzung des Clubs, als der Tumult am größesten war und erstaunte über den heraufbeschworenen Sturm.

Endlich gelang es den beiden Präfecten die tobende Volksmasse ein wenig zu beschwichtigen und Rauschenblatt durch ein Militärspalier hindurch in einen Wagen und unzerrissen in ein festes Gefängniß zu schaffen, wo man, der Versicherung nach, ihn festhalten wollte. Die Flüchtlinge fürchteten jedoch, daß man ihnen den Gefangenen nach Deutschland entführen und ihrer Rache entziehen möchte und zwölf von ihnen bivouakirten während der Nacht an der Brücke, mit dem Entschluß, den Wagen sammt Inhalt in den Rhein zu werfen. Sie warteten jedoch vergebens und erst in der folgenden Nacht wurde Rauschenblatt unter Gensdarmerieschutz nach Kehl gebracht.

Das badische Ministerium ließ in seinen Bemühungen, mich von Straßburg zu entfernen, nicht ab und den Rebstock durch Spione belagern. Einer derselben war ein junger Mensch Namens Zeiler, aus Ladenburg, der sein Geschäft lange Zeit unentdeckt trieb. Er führte sich bei mir als Demokrat ein und verschaffte sogar einige Unterstützungen, die in Mühlhausen angewiesen wurden; allein ich war sehr

vorsichtig. Bei Struve glückte es ihm besser, wie ich später erzählen werde.

In Ettlingen in Baden war eine Volksversammlung angesagt worden, welche mehrere Flüchtlinge, die in Baden wenig gekannt waren, zu besuchen beabsichtigten. Ich wollte diese Gelegenheit benutzen, eine Anzahl Briefe an die demokratischen Clubs zu befördern, in welchen ich hauptsächlich darauf hinwieß, daß sie ihre Thätigkeit auf das Militär richten möchten, was wichtiger sei als alles Andere. Ich hatte gute Gründe dazu; denn Abgesandte der verschiedenen Truppencorps in Baden waren häufig bei mir in Straßburg, oder es wurden Mädchen mit Briefen an mich abgeschickt. Einer meiner autographirten Briefe kam dem Minister Beck in die Hände, der ihn geschickt benutzte; die Aufhebung der demokratischen Clubs war die Folge.

Die Menge der Leute, die damals in allerlei Aufträgen in den Rebstock zu mir kamen, war wirklich außerordentlich und ich hatte kaum Zeit zum Essen. Auch Abgesandte aus Würtemberg waren nicht selten. Unter andern kamen daher zwei reiche Bauern, von denen sich der eine als der Anführer einer Compagnie präsentirte, die sämmtlich „aus Kerlen wie er selbst" bestünde; es muß dies eine respectable Compagnie gewesen sein, denn ihr Hauptmann maß wenigstens sechs Fuß. Er fragte mich um Erlaubniß, beim Ausbruch der Revolution den nichtswürdigen Amtmann aufhängen zu dürfen und war ziemlich unzufrieden, als ich ihn bis zu einer tüchtigen Tracht Schläge herabhandelte. Leute, die sich bei mir für die Legion wollten anwerben lassen, kamen in Massen, und mit wenig Geld hätte ich bald eine Armee zusammen bringen können.

Unter den Demokraten, die im Rebstock wohnten, oder in demselben ab und zu gingen, fehlte es nicht an Originalen.

Zwei derſelben haben mir viel Spaß gemacht. Der eine hieß Hiob Daniel Backfiſch und war Zeugſchmied aus Eberbach am Neckar; allein zugleich war er ein gar nicht talentloſer Dichter, der in ſeiner Gegend Ruf und Einfluß beſaß. Er war noch in den Zwanzigern, mit einem Schillergeſicht, langen, gelben „Elfenlocken“ und blauen Augen. Als Schmied hatte er eine Art Recht, grob zu ſein und war es auch, obwohl gegen mich niemals; denn mich liebte und bewunderte er; ſelbſt mein Aeußeres gefiel ihm und er ärgerte ſich, daß ich nicht Herwegh war, weil er behauptete, mein Geſicht paſſe zu deſſen Gedichten. Er richtete ſogar ein Sonett an mich.

Er behauptete von ſich, daß er ſchauderhaft feige ſei, und da er nie log, ſo glaubte ich ihm. Er war indeſſen ein Ultrarepublikaner von der ſchwärmeriſchſten Sorte, aber ein kreuzbraver Menſch, der Niemanden Etwas zu Leide gethan haben würde.

Er hatte lange den Wunſch gehegt, Hecker kennen zu lernen, für den er ſchwärmte, und als ich einſt einen wichtigen Brief nach Muttenz zu ſchicken hatte, veranlaßte er mich, ihn denſelben überbringen zu laſſen. Ich war daher ſehr erſtaunt, ihn ſchon am andern Tage wieder in Straßburg zu ſehen und fragte, wie er Hecker gefunden habe. Er war etwas in Verlegenheit; dann ſagte er: „Wie ich ihn gefunden habe? Sehr grob habe ich ihn gefunden!“ —

Backfiſch war auf der ganzen Reiſe nach Muttenz förmlich im Fieber geweſen und hatte ſich tauſenderlei verſchiedene Anreden ausgeſonnen, von denen eine immer poetiſcher war als die andere. Als er Hecker meinen Brief überreichte, ließ er eine ſeiner Dithyramben los und erſtarrte zur Salzſäule, als ihn dieſer unterbrach: „Ei, Herrgott's Himmel Donnerwetter, ſind denn heut alle Profeſſoren, Nar-

ren und Enthuſiaſten losgelaſſen!“ und ihm den Rücken wandte. Deputationen und Bewunderer hatten Hecker an dem Tage ſchon faſt zum Raſen gebracht und auf den armen Poeten ergoß ſich die Wolke. Als Hecker aus meinem Brief erſah, weß Geiſtes Kind mein Bote war, ließ er ihn zu ſich bitten; allein Backfiſch hatte ſich ohne Abſchied davon gemacht. Seitdem behauptete er ſtets, er kenne einen Menſchen, der noch gröber ſei als er, — Hecker.

Ein anderer Inſaſſe des Rebſtocks war ein Küfermeiſter aus Mannheim, ein dicker, großer, blühender Mann, der viel von ſeinen zwei Weibern ſprach und den Heldenthaten, die er verrichten wolle, wenn es „wieder los gehe.“ „Wenn es wieder losgeht, Herr Corvin, dann geben ſie mir eine Kanone auf den Rücken!“ Wegen der Aehnlichkeit — mit Ausnahme des Alters — nannte ich ihn Ritter Falſtaff, was ihm ſehr ſchmeichelte, bis ihm Andere ſagten, wer Falſtaff geweſen.

Unterdeſſen war der Juniaufſtand in Paris unterdrückt worden; die Clubs verloren ihre Macht und es kam eine neue Depeſche von Paris, durch welche ich nun aus ganz Frankreich ausgewieſen wurde. Ich erhielt den Befehl um halb fünf Uhr Nachmittags, mit der Eiſenbahn nach der Schweiz abzureiſen. Man wollte mir einen Paß geben; allein ich lehnte ihn ab. Meine Abſicht war, mich gegen Abend in die dicht vor dem Thor gelegene Rupertsau zu begeben, wo ich mir bereits eine verſteckte Wohnung als Alfred Meiſter gemiethet hatte, welches einer der vielen Namen war, unter denen ich meine geheime Correſpondenz führte.

Die Uneinigkeit zwiſchen unſern beiden Comités war auf den höchſten Punkt geſtiegen; an der Spitze meiner Gegner ſtand der ſchon erwähnte Blind. Meine Anerbietungen

zu einer Vereinigung waren mit Hohn zurückgewiesen worden; allein als endlich alle Geldzuschüsse ausblieben, kam man auf friedlichere Gedanken und ein von Mannheim ausgehender Vorschlag zur Einigung fand Gehör. Grade an dem Tage, an welchem ich Straßburg verlassen sollte, hatte ich mir mit Blind ein Rendezvous gegeben, um ein neues Comité aus den beiden bestehenden zusammenzusetzen. Wir fanden dazu treffliche Elemente, denn es waren in letzter Zeit einige sehr tüchtige Flüchtlinge aus Deutschland angekommen. Ich nenne unter ihnen nur Jansen, den Präsidenten des Arbeitervereins in Cöln und den alten Böning aus Wiesbaden, die zu meinen eifrigsten Anhängern gehörten und von denen ich später noch zu reden haben werde. Die neue Organisation der Gesellschaft und die deshalb nöthigen Besprechungen nahmen einige Zeit hinweg, und es war bereits vier Uhr vorbei, als ich im Rebstock ankam. Hier fand ich im Gastzimmer die Gräfin, mit der ich mich längere Zeit unterhielt, so daß ich die mir gesetzte Frist überschritt, ehe ich es gewahr wurde. Gegen fünf Uhr trat der Kellner ein und sagte mir, daß der Gasthof ringsum von Gensdarmen und Polizeidienern besetzt sei. So war es in der That; als man mich nicht hatte abreisen sehn, rückte man in Masse an, wahrscheinlich um mich gefangen zu nehmen, sobald ich mich auf der Straße blicken ließe, denn in das Haus wollte oder durfte man nicht dringen. Man konnte mich durch die offenen Fenster mit der Gräfin sitzen sehen; allein man wagte sich nicht in das Haus.

Gegen Abend ging ich in ein Zimmer des ersten Stockes, aß sehr unbekümmert zu Nacht und machte meine Toilette; denn ich hatte beschlossen, die mir auflauernden Gensdarmen anzuführen. Zu diesem Ende verkleidete ich mich als Fuhrmann. Schöne, liebe Hände geleiteten mich über eine Hin-

tertreppe, durch die Küche in den Hof, wo ich mir Peitsche und Stalllaterne vom Hausknecht überliefern ließ, der zum Hinterthor hinaus in eine schmale Gasse mir vorangehen sollte. Ich folgte und die aufpassenden Polizisten erkannten in dem tölpelhaften Fuhrmann nicht den „chef de bande Corvin“ den sie sich übrigens lange und oft genug angesehen hatten. Vielleicht war ihnen auch nicht übermäßig viel daran gelegen, mich zu fangen, denn ich hatte viele Freunde unter den Straßburgern. Ich kam glücklich in eine andere Straße, von wo mich drei meiner zuverlässigsten Anhänger in die Rupertsau begleiteten.

Der Polizeipräfect sagte mir, da mir nur der Aufenthalt in Frankreich und nicht der Besuch untersagt sei, so könne ich ja in Kehl wohnen und oftmals nach Straßburg herüberkommen. Er wußte sehr wohl, daß ich in Kehl nicht bleiben durfte und ich verstand sehr gut seine Meinung. Ich ward auch in meinem Quartier nicht beunruhigt und ging selbst heimlich des Abends in den Rebstock. Endlich, etwa zehn Tage später, kam ich wieder officiell dort als Besucher an; allein der Präfect gestattete mir nur einen dreitägigen Aufenthalt, und als dieser abgelaufen war, drückte er den Wunsch aus, dies Mal nicht durch den Schornstein, sondern wie ein gewöhnlicher Mensch abzufahren, damit er gewissenhafter Weise meine Abreise berichten könne, der ein Polizeibeamter incognito beiwohnen solle. Ich versprach seinen Wunsch zu erfüllen und Abends begleiteten mich einige dreißig der Flüchtlinge an den Landauer Postwagen, da ich erklärt hatte, ich würde nach Deutschland zurückkehren. Meine Absicht war jedoch, vorläufig nach Weissenburg zu reisen, von wo ich heimlich in die Rupertsau zurückzukehren gedachte.

In Weissenburg nahm ich mein Quartier im Gasthof zum goldenen Engel, wo ich in einem kleinen Hinterstübchen

unter fremdem Namen über zwei Monate äußerſt kümmerlich lebte, da mir ſelbſt die Mittel fehlten, nach Straßburg zurückzukehren. Meine einzige Unterhaltung waren einſame Spaziergänge in die Umgegend, Correſpondenz und Lectüre; ich durchlas faſt die Hälfte der Nummern der franzöſiſchen Leihbibliothek. Die Menſchen in dem kleinen Ort waren herzensgut, allein der Aufenthalt war entſetzlich für mich, weil ich nicht fort konnte und gern auf dem Schauplatz der Bewegung geweſen wäre. Die eingeleiteten Pläne, deren Reife man abwarten mußte, machten mich noch ungeduldiger. Es war da Großes im Werk; doch da unſere Pläne durch unreife Unternehmungen verhindert wurden, ſo mögen ſie in Vergeſſenheit begraben bleiben.

Struve war in dieſe Unternehmungen nicht mit verwickelt; man mißtraute ſeiner Raſchheit; ſah er tauſend halbbewaffnete Bauernjungen, dann meinte er eine Armee zu haben. Ich erfuhr mit Beſorgniß, daß er ein Unternehmen vorbereite, hütete mich jedoch ſehr, mich daran zu betheiligen, was mir wohl auch mißlungen ſein würde, da Struve durch Heinzen gegen mich eingenommen war und Löwenfels ſein beſonderes Vertrauen gewonnen hatte.

Eines Tages traf ich auf der Straße Blind und den lahmen Goldſchmuckfabrikanten Müller aus Pforzheim, der beſſer unter ſeinem Spitznamen Borax bekannt iſt. Blind war ebenfals aus Frankreich ausgewieſen.

Die Vorgänge in Wien und Berlin entgingen meiner Aufmerkſamkeit nicht und ich unterhielt mit beiden Städten Verbindungen. Der Ausbruch neuer Unruhen in Wien ſchien mir ſo gewiß, daß ich einige Vertraute vorausſchickte, mit der Abſicht nachzukommen, ſobald ich mir die Mittel zur Reiſe durch eine literariſche Arbeit verſchafft haben würde.

Von Frankfurt hatte ich schon lange nichts mehr erwartet; nichts als Phrasenmacherei, wie in Berlin: überall viel Geschrei und wenig Wolle. Dergleichen Aussprüche wurden damals sehr übel genommen, Jeder, der zum Handeln zu feige war hoffte, daß die Versammlungen in Berlin und Frankfurt handeln würden.

In alle Pläne, die wir im Süden machten, schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Putsch in Frankfurt. Die Vorgänge sind bekannt und ich will mich eines Urtheils darüber enthalten. Ich ärgerte mich damals genug darüber, denn diese Jammergeschichte brachte Militär nach Gegenden, wo wir es zu unsern Plänen nicht brauchen konnten.

Eines Tages wurde durch rheinbairische Freunde einer der Haupttheilnehmer des Putsches, Esselen, über die französische Grenze und zu mir nach Weissenburg gebracht. Er war ein blonder, junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren und mit etwas gekräuseltem Haar und hübschem Gesicht. Von seinem Charakter kann ich nichts sagen, da ich ihn nur einen Nachmittag sah. Von ihm erfuhr ich die Details des Frankfurter Krawalls. Er klagte bitter über Metternich, den er der Feigheit beschuldigte. Dieser sei im kritischen Augenblick nach Hanau ausgerissen unter dem Vorwand, von dort her Hülfe zu holen. Ich kannte Metternich von Mainz her, wo er im Jahre 1832 Secundant meines Gegners in einem Pistolenduell gewesen war. Später werden wir Metternich abermals begegnen. Mit einer Empfehlung von mir an Jansen reiste Esselen am andern Tage nach Straßburg ab. Auch ein Herr von Diepenbrock wurde durch Pfälzer Freunde über Weissenburg nach Straßburg spedirt.

Einige Zeit darauf brach der Struvesche Aufstand aus, der Struwelpeter, wie ihn der Volkswitz nannte, da der

Regierungsdirector des Seekreiſes Peter, daran Theil nahm und das Kinderbuch der Struwelpeter damals noch im friſchen Andenken war. Dieſer Aufſtand erſchien mir in jenem Zeitpunkt ſo abgeſchmackt, daß ich ſeine Urheber förmlich als Wahnſinnige betrachtete; doch war mein Urtheil wohl etwas durch den Umſtand beſtimmt, daß er reifere und beſſer überlegte Pläne zu Grunde richtete. Auch kannte ich damals manche Dinge nicht, welche mir in Bezug auf dieſe Angelegenheit ſpäter mitgetheilt wurden. Der Struveſche Aufſtand war, ob mit Wiſſen des Miniſters Beck weiß ich nicht, wenigſtens durch ſeine Agenten und Spione provozirt worden. Eine ſolche Handlungsweiſe würde zwar wenig moraliſch, allein ganz politiſch geweſen ſein; denn damals war die Regierung im Stande, einem Aufſtande kräftig zu begegenen, und derſelbe gab die erwünſchte Veranlaſſung, Maßregeln zu ergreifen, welche die Ausführung reiferer Pläne, von deren Exiſtenz man unbeſtimmte Kunde haben mochte, erſchwerten, wo nicht unmöglich machten. Möglich iſt es jedoch auch, daß untergeordnete Agenten ohne Auftrag provozirende Schritte thaten, nur aus perſönlichem Intereſſe und um Gelegenheit zu haben, der Regierung ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit zu zeigen. Daß Miniſter Beck Spione gebrauchte — zu tadeln iſt er deshalb nicht! — hat er in der Kammer und auch in einem nach der Revolution von ihm erſchienenen Buche ſelbſt eingeräumt.

Der ſchon früher erwähnte Friedrich Zeiler aus Ladenburg ging nach Chalons und drängte ſich an Struve, deſſen Zutrauen er ebenſowohl, wie das anderer Flüchtlinge erwarb. Man vertraute ihm Briefe und Botſchaften nach Baden an, die nicht in beſſern Händen ſein konnten! Man zeigte ihm ſogar die Plätze an, wo Waffen verborgen waren und nannte ihm alle Perſonen, mit denen man in genauerer

Verbindung ſtand. Die Folge davon war, daß eine Menge Leute arretirt und über Dinge vernommen wurden, welche ſie von Niemand als von Struve gekannt glaubten. Zeiler wußte ſich natürlich dabei fern zu halten.

Er hatte ſich von allen Flüchtlingen von nur einiger Bedeutung einige Zeilen zu verſchaffen gewußt; dieſe wurden autographirt und Poſtbeamten mitgetheilt, welche Auftrag hatten, Briefe mit ähnlich geſchriebenen Adreſſen zu näherer Beachtung aufzuhalten.

Außerdem wurden eine Menge Perſonen in Baden und Würtemberg veranlaßt, an Struve Briefe zu ſchreiben, in welchen ſie die übertriebenſten Berichte von der günſtigen Stimmung des Volkes für ſeine Pläne machten, worin ſie ſagten, daß Alles auf ihn warte, um ſich zu erheben, und daß Geld, Waffen und Munition für ihn bereit lägen. Struve, der ohnedies in ſeinen Hoffnungen ſtets zu ſanguiniſch war, nahm dies Alles für baare Münze und rannte wie toll in die ihm geſtellte, offene Falle.

Das unthätige Leben in Weiſſenburg machte mich ſo ungeduldig, daß ich trotz aller Vernunftgründe verſucht war, mich an dem Aufſtand zu betheiligen und zu verſuchen, einige der von uns conſtruirten Maſchinen mit ins Spiel zu bringen; als ich jedoch erfuhr, daß Struve Löwenfels zum militäriſchen Anführer gemacht habe, verging mir die Luſt. Mein Mißtrauen wurde vollkommen gerechtfertigt; Löwenfels benahm ſich in dem in Stauffen ſtattfindenden Gefecht erbärmlich und feige und hat ſich ſeitdem mit ſeiner Schande in irgend ein Mauſeloch verkrochen; ich habe ſeitdem nichts von ihm geſehn oder gehört. Struve und Blind, die nicht ſo geſchickt im Davonlaufen waren, wie Löwenfels, wurden gefangen.

Die Regierung hätte auch sehr gern Löwenfels und einen gewissen Neef gehabt. Zu diesem Ende machte Friedrich Zeiler nähere Bekanntschaft mit dem jüngern Blind, der damals auf der Kriegsschule in Carlsruhe war und sich den Anschein gab, als verabscheue er die Handlungsweise seines Bruders. Er verstellte sich auf diese Weise, um Zeiler Vertrauen einzuflößen und dadurch dessen Pläne und sonstige Heimlichkeiten kennen zu lernen. Zeiler ließ sich durch Blind düpiren, dem bei nächster Gelegenheit die Epauletts versprochen wurden.*) Zeiler wurde wegen seines Vertrauens von seinen Auftraggebern sehr getadelt; allein Blind wußte sich so aufrichtig zu stellen, daß man endlich an die Ehrlichkeit seiner Verrätherei glaubte. Er benutzte dies, viele Personen, die mit Arrestation oder Haussuchung bedroht waren, zu warnen. Herr Baumer, damals Gastwirth im Zähringer Hof in Durlach, (er starb in den Kasematten Rastatt's) erhielt durch eine solche Mittheilung Zeit, gefährliche Briefe von Struve bei Seite zu bringen, so daß man bei der Haussuchung nichts Verdächtiges fand.

Um Löwenfels und Neef bei Seite zu schaffen, erzählt Blind, hatte Zeiler die Dreistigkeit dem Minister den Vorschlag zu machen, diese durch Mord aus dem Wege zu räumen. Beck erschrack vor solcher Dienstfertigkeit und sagte, daß ihm natürlich daran liege, die beiden Hochverräther los zu werden, oder in seine Gewalt zu bekommen, doch sei das Zeilers Sache und er wolle damit nichts zu thun haben; seinen Lohn solle er für seine Dienste erhalten.

---

*) Ich theile diese Angelegenheit mit, wie ich sie aus dem Munde des jüngern Blind erfuhr; er gab mir Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen.

Da Beck dem jungen Blind noch immer nicht recht trauen wollte, ſo drang Zeiler in dieſen, etwas Entſcheidendes zu thun, um ſeine Aufrichtigkeit zu beweiſen. Blind verſprach alſo, die beiden genannten Perſonen auf irgend eine Weiſe in die Hände der badiſchen Regierung zu liefern und machte auch zu dieſem Zweck eine Reiſe, welche er jedoch dazu benutzte, ſeine Freunde in Straßburg von der Ankunft des Zeiler zu benachrichtigen und ihnen zu empfehlen, ſich der Papiere deſſelben zu bemächtigen, welche intereſſante Aufſchlüſſe geben würden.

Die Straßburger Flüchtlinge machten Jagd auf Zeiler und beſtätigten ihn, um jagdgerecht zu reden, in einem liederlichen Hauſe. Als Zeiler mehrere ihm bekannte Perſonen in das Lokal treten ſah, floh er mit einer Dirne in ihr Zimmer; allein die Flüchtlinge zogen die Wirthin in ihr Intereſſe und veranlaßten ſie, mit großer Aengſtlichkeit dem Spion zu ſagen, daß man ihn ermorden würde, wenn er nicht ſogleich ſeine Brieftaſche herausgebe. Der geängſtigte Zeiler lieferte aus, was er hatte und war froh mit einer tüchtigen Tracht Prügel nach Baden entkommen zu können.

Unter dieſen Papieren fand man außer einem Paſſe auch ein von dem Miniſter unterzeichnetes Papier, in welchem alle Amtleute Badens angewieſen wurden, dem Vorzeiger nicht nur alle Hülfe zu leiſten, ſondern auch kleine Summen bis zu fünfzig Gulden auszuzahlen. Das meiſte Intereſſe erregte aber die Brieftaſche, in welcher die Summen aufgezeichnet waren, die Zeiler nach und nach empfangen hatte und worin neben allerlei Notizen auch die Beweiſe davon enthalten geweſen ſein ſollen, daß der Struveſche Aufſtand provozirt wurde.

Dieſer Zeiler hatte Struve's Vertrauen in ſolchem Grade erworben, daß dieſer ihn zum Hauptmann machte und ihm

das Commando der Avantgarde anvertraute! Willich entging mit genauer Noth einer ihm gestellten Falle.

Die bei Zeiler gefundenen Papiere wurden Brentano eingehändigt, welcher den gefangenen Struve vertheidigen sollte, um davon vor Gericht Gebrauch zu machen. Brentano that dies auf eine für den Minister so schonende Weise, daß Struves Freunde damit höchst unzufrieden waren; doch ist es wohl möglich, daß diese Papiere nicht die juristische Wichtigkeit hatten, welche ihnen von Laien beigelegt wurde.

Ich sah nun ein, daß an Ausführung meiner Pläne in Baden vorläufig nicht zu denken war, und die Dinge in Wien gestalteten sich in jenem Augenblicke auch nicht ganz nach meinen Wünschen; ich gab daher dem Verlangen meiner Frau Gehör, nach Berlin zu kommen, wohin sie schon frühzeitig von Straßburg aus gegangen war.

In Berlin lebte Held, der damals dort die bedeutendste Rolle spielte. Ich hatte mit ihm die zu jener Zeit noch unvollendete illustrirte Weltgeschichte begonnen und der Verleger drang auf die Fortsetzung. Diese Arbeit verschaffte mir sogleich eine anständige Einnahme und überdies trug mir Held die Mitredacteurschaft seiner Zeitschrift „Lokomotive“ an, welche gut rentirte. Die Gefahr, die ich für meine Freiheit fürchtete, beseitigte er durch folgende Mittheilungen: Erstens hatte er in Erfahrung gebracht, daß Preußen wie Hannover seinen Staatsangehörigen in Bezug auf den Heckerschen Aufstand eine stillschweigende Amnestie bewilligt, indem es zur Vermeidung von eklatanten Prozessen die Gerichtshöfe angewiesen hatte, für das nur gegen Baden gerichtete Attentat keinerlei Untersuchung einzuleiten. Zweitens war ich sächsischer Staatsbürger, konnte also in Preußen nicht angeklagt, sondern nur ausgeliefert oder ausgewiesen werden; Beides

aber war in den „Zeiten der Anarchie“, wie man den revolutionären Zustand in Berlin nannte, durchaus nicht zu befürchten. Held versicherte mich, daß ich, wenn ich mich nicht gar zu „mausig“ mache, sondern ruhig an Weltgeschichte und Locomotive arbeite, unangefochten in Berlin leben könne, und die Polizei sich gar nicht um mich bekümmern würde. Dies bestimmte mich. Ich reiste nach Berlin ab, nicht wenig in Sorge, in der Pfalz oder sonst unterwegs erkannt und arretirt zu werden, da ich keinen ordentlichen Paß hatte. Alles, was ich zu meiner Legitimation bei mir trug, war ein Schein des Maires von Weissenburg, daß sich Herr Alfred Meister zwei Monate in der Stadt aufgehalten und gut betragen habe, wodurch wenigstens bewiesen werden konnte, daß ich an dem Struveschen Aufstand keinen Theil genommen.

In Ludwigshafen angekommen, konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, am Abend Mannheim zu durchstreifen, welches mit preußischen Truppen angefüllt war, die sich mit den badischen sehr schlecht vertrugen. Ich war durch Baden steckbrieflich verfolgt und dieser Besuch Mannheims war sehr unklug. Die Reise ging ohne Schwierigkeit vorüber; kein Mensch fragte nach meinem Paß und ich kam am 15. Oct. in Berlin an, wo ich bei Held abstieg, der mich als Herrn Wiersbitzki, Officier a. D. anmeldete und in dem die Behörde nicht den Chef des Generalstabes der deutschen, republikanischen Legion vermuthen mochte, da meine Familie in Preußen ziemlich zahlreich vertreten und als sehr monarchisch-gesinnt bekannt ist.

Sechstes Capitel.

Veränderungen in Berlin. — Held. — Arbeiterkrawall. — Die Maschinenbauer. — Berliner Demokraten. — Die Clubs. — Der Social-Verein. — Berlin muß sofort verproviantirt werden. — Die Volksschutzcommission. — Der Demokratencongreß. — Sturmpetition. — Volksversammlung. — Arnold Ruge. — Scene vor der Deputirtenkammer. — Der permanente Ausschuß des Demokratencongresses. — General Wrangel. — Belagerungszustand. — Ausweisungen. — Journalverbote. — Minister von Manteuffel. — Held's politische Weihnachtsstube. — Satyren. — Louise Aston. — Loyale Renommisten. — Die vereitelte Volksversammlung. — Ueberall Aufstände. — Revolution in der Pfalz und in Baden. — Briefe an Raveaux und an Blind. — Meine Ausweisung aus Berlin. — Abreise nach Baden.

Ich kam zu einer sehr interessanten Zeit nach Berlin. Die ganze Stadt hatte das demokratische Fieber, und wenn man die volltönenden Reden in den zahlreichen Clubs hörte und ihnen glaubte, gab man für das ganze Königthum keinen Silbergroschen mehr.

Statt der stolzen „Garde", welche man sonst selbstgefällig durch die Straßen spazieren sah, erblickte man Bürgerwehrmänner. Hie und da sah man nur einen Soldaten von einem Linienregimente, der sich fast scheu durch die Menge schlich. Alle Thore, alle öffentliche Gebäude waren von der Bürgerwehr besetzt. — Die Linden waren ganz und gar umgewandelt. Eine Menge der schönsten Wohnungen standen leer und eine elegante Equipage war eine Seltenheit, denn

der Hof mit Allem was daran hängt, war verſchwunden. Ich vermißte ihn nicht, denn das Leben, welches die Volksherrſchaft auf die Straße zauberte, war für mich von dem größeſten Intereſſe, welches noch durch Vergleiche mit dem Pariſer Straßenleben geſteigert wurde.

Ueberall bildeten ſich Gruppen, in deren Mitte irgend ein beliebter Demokrat ſtand, welcher den Umſtehenden die Grundſätze der Demokratie zu erklären ſuchte, was oft ſehr ſchwer wurde, da ſie ſich ſelbſt nicht klar waren und die Lücken mit volltönenden Phraſen ausfüllten, die ſelten ihre zündende Wirkung verfehlten. Dazwiſchen ſchrieen die „fliegenden Buchhändler“ ihre Plakate mit den originellen Titeln aus. Damals redete man zum Volk ſchriftlich, weniger in Journalen als in ungeheuren Plakaten, welche alle Mauern bedeckten und von unzähligen Gamins — eben den fliegenden Buchhändlern — durch die ganze Stadt verkauft wurden.

An die Stelle des Hofes war in Berlin die Nationalverſammlung getreten, die bekanntlich im Schauſpielhaus ihre Sitzungen hielt, vielleicht um anzudeuten, daß die Regierung die ganze Geſchichte als eine Komödie betrachte. Die Stelle der Theater nahmen dagegen die zahlreichen, viel beſuchten Clubs ein; kurz, man merkte überall, daß Berlin eine Revolution gehabt hatte.

Unter den Führern der Demokratie in dieſer Stadt ragte damals Held als der bedeutendſte, einflußreichſte und talentvollſte hervor. Seine Popularität war zur Zeit meiner Ankunft bereits im Abnehmen; allein ſie war noch immer ſo groß, daß ich durch ſie in das äußerſte Erſtaunen geſetzt wurde.

Während ich in Paris die Februarrevolution und den Aufſtand in Baden durchmachte, lebte Held in Magdeburg

und Leipzig und ging nach der Revolution in Berlin in dieſe Stadt, wo er bald durch ſein außerordentliches Rednertalent den erſten Platz unter den Demokraten einnahm. Seine Popularität war beiſpiellos; in ſeiner Hand lag das Geſchick des Staates; von ihm hing der Wechſel der Miniſter ab. Die Geſchichte ſeiner Wirkſamkeit läßt ſich leicht aus den Journalen der damaligen Zeit herausleſen, beſonders aus der Locomotive, die er nun wieder, aber täglich, erſcheinen ließ. Faſt alle Woche gab er ein oder zwei Plakate heraus und war der Leiter in den Volksverſammlungen.

Unzählige Männer ſchwärmten für ihn; ſein Bild hing überall und in allen öffentlichen Localen waren große und kleine Büſten von ihm aufgeſtellt; er war das Idol der Berliner und beſonders der Berlinerinnen, die ihn mit Lorbeern bekränzten und mit Billetdoux überſchütteten. Dieſen Verführungen konnte er nicht widerſtehen; die Frauen nahmen immer mehr und mehr ſeine Zeit in Anſpruch, wodurch er ſeine öffentliche Thätigkeit vernachläſſigte und ſeinen zahlreichen Neidern und Feinden unter den Demokraten freies Spiel ließ. Seine Sorgloſigkeit, ſein Leichtſinn und ſein Privatleben gaben ihnen zu viele Anhaltepunkte, als daß es nicht hätte gelingen ſollen, ihn von ſeinem Piedeſtal herabzureißen.

Natürlich brauchte Held in jener Zeit ſehr viel Geld und kam mit ſeiner Einnahme, ſo groß ſie war, nicht aus; allein es gab kaum einen Menſchen, der ſorgloſer und gleichgültiger in Geldſachen war, als er: hatte er es, ſo warf er es mit vollen Händen hinweg; hatte er nichts, ſo behalf er ſich kümmerlich oder borgte, wo er Etwas bekommen konnte. Das hatte man bald weg und es läßt ſich wohl denken, daß die andere Partei es an Beſtechungsverſuchen nicht fehlen ließ. Man bot ihm einſtmals zehntauſend Thaler, wenn er Berlin verlaſſen wollte, und dieſelbe Summe, wenn er Anhaltepunkte

und Beweiſe zu einer Klage gegen einen hohen, einflußreichen Beamten liefern würde, allein ohne Erfolg.

Das Treiben der Berliner Demokratie erfüllte Held mit Ekel; er ſah, daß von dieſer Seite nichts Erſprießliches zu hoffen war und plötzlich erſchien von ihm ein Plakat „meine Idee," welches ſeinen Feinden unter den Demokraten ſehr willkommen war. Es handelte ſich darum, daß der König zu Gunſten des Prinzen von Preußen abdanken, dieſer eine von Held entworfene Verfaſſung annehmen und ſich zum deutſchen Kaiſer machen ſolle. Dieſe Angelegenheit brachte ihn in nähere Berührung mit dem Präſidenten des Preußen-Vereins, Herrn von Katte. Man ſtellte ihm Fallen und ſeine Popularität nahm ab.

Ich hatte früher viel über Held vermocht, und da ſowohl ſeine Frau als die meinige, die ſich damals in Berlin aufhielt, von meiner Anweſenheit den beſten Einfluß hoffte, ſo drang man darauf, daß ich nach Berlin kommen ſolle.

Held's Aeußeres hatte ſich nun im Mannesalter ſehr zu ſeinen Gunſten verändert. Er war damals ein großer, kräftig gebauter Mann mit kurzen, ein wenig nach vorn gebeugtem Halſe. Das weiche, blonde, ein wenig gelockte Haar trug er nach hinten gekämmt, wodurch ſeine eigenthümliche, den ſcharfen Denker verkündende, Stirn ganz frei wurde. Seine kleinen graublauen Augen, die nur deshalb tief zu liegen ſcheinen, weil die Stirn gerad über ihnen auffallend hervortritt, verrathen nicht gerade den Geiſt, den er beſitzt, ſondern vielmehr ſeine Sinnlichkeit. Der untere Theil des Geſichts wurde vollſtändig durch einen außerordentlich vollen, rothblonden Bart verdeckt, der ihm bis auf die halbe Bruſt reichte. Stand Held auf der Rednerbühne, ſo war ſeine Büſte klaſſiſch. Außer der impoſanten Redner-

figur beſaß Held auch ein volltönendes, mächtiges Organ und ſeine Stimme vermochte es, ſich einer großen Volksverſammlung ſo vernehmlich zu machen, daß auch dem Fernſtehenden kein Wort ſeiner Reden verloren ging. Er war der beſte Volksredner, den ich bis jetzt gehört habe. Selten gebrauchte er die gewöhnlichen demokratiſchen Stichworte und Redensarten; er verſchmähte ſolche Marktſchreiermittel, Beifall zu erringen, den zu erreichen er auf andere, würdigere Weiſe gewiß war, ohne danach zu geizen; ja die Aeußerungen deſſelben machten ihn oft ärgerlich und ungeduldig. Seine Reden zeichneten ſich durch ihre Klarheit und vor allen Dingen durch ihre ſcharfe Logik aus, mit welcher er ſeine Feinde zur Verzweiflung brachte. Dabei war ſeine Sprache ſchwunghaft und ſelbſt poetiſch und der Witz war in ſeinem Munde ein Wetterſtrahl. Wollte Held beweiſen, „daß der Mond aus grünem Käſe gemacht ſei“, die Maſſe des Volks ging mit dieſer beruhigenden Ueberzeugung nach Hauſe.

Durch andere Geſchäfte in Anſpruch genommen, hatte ich mich um die Berliner Angelegenheiten nicht ſo ſpeciell bekümmert, um Held's Stellung in jener Stadt ihrem wahren Werthe nach beurtheilen zu können; wäre dies der Fall geweſen, ſo würde ich viel früher dort hingegangen ſein. Obgleich, wie geſagt, ſeine Popularität bereits nach dem Plakat im Abnehmen war, ſo hatte ich doch gleich am Tage nach meiner Ankunft Gelegenheit, über die Größe derſelben zu erſtaunen.

Der Regierungspartei lag es damals daran, einerſeits die Bürgerſchaft mit dem unruhigen Proletariat in Zwieſpalt zu bringen und andererſeits einen Vorwand zu finden, die Truppen wieder nach Berlin zu ſchaffen. Man ſagte mir, daß für die Erbauung einer einzigen Barrikade eine ſehr große Summe geboten worden ſei. Dieſe Bemühungen

hatten Erfolg. Am 16. Oktober Nachmittags rief plötzlich Generalmarsch die Bürger unter die Waffen und es hieß, daß auf dem Köpenicker Felde die Bürgerwehr mit den Arbeitern handgemein geworden, und daß bereits Blut geflossen sei; ferner hieß es, letztere seien in die Stadt gezogen und hätten in verschiedenen Straßen Barrikaden errichtet; ganz Berlin war in der gespanntesten Erwartung.

Held und ich begaben uns sogleich auf den muthmaßlichen Kampfplatz. Sobald wir auf der Straße erschienen, erregte Held die allgemeinste Aufmerksamkeit. Wer vorüberging, blieb stehen, um ihn zu grüßen, oder ihm nachzusehen. „Dort ist Held, Held!“ rief und flüsterte es von allen Seiten aus den Fenstern. Männer, Weiber und Kinder kamen aus den Häusern heraus, um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu geben.

Eine große Menge, die bald zu mehr als tausend Personen anwuchs, schloß sich uns an. Als wir an die Roßstraße kamen, an deren Ende eine Barrikade errichtet war, bat ich Held, mit seinem mächtigen Gefolge, welches er nicht los werden konnte, stehen zu bleiben, während ich bis zur Barrikade vorgehen und sehen wollte, was dort eigentlich geschehe. Das war in der That nicht viel. Man hatte einen Leiterwagen umgestürzt, einige Bretter, Balken und Steine unordentlich quer über die Straße geworfen und das nannte man eine Barrikade. Hinter diesem seltsamen Machwerk, welches nicht einmal Schutz gegen eine Büchsenkugel gewährt haben würde, standen fünf bis sechs versoffen aussehende Kerle, von denen nur zwei mit elenden Gewehren bewaffnet waren. Die ringsum versammelten Leute waren so zahm und gleichgültig, daß ich gleich einsah, es sei nicht das Allergeringste zu fürchten. Die ganze Geschichte sah

gemacht aus, doch kam ich damals noch nicht auf die eigentlichen Urheber.

Held war meiner Ansicht; wir beschlossen jedoch, auf alle Fälle gefaßt zu sein und retteten uns vor unserm Gefolge in eine Droschke, die uns an den Versammlungsort der Maschinenbauer bringen mußte, welche als Held's gefürchtete Leibwache betrachtet wurden. Sie bildeten ein gut organisirtes und gut bewaffnetes Corps von etwa 3000 Mann. Die Anhänglichkeit, welche sie gegen Held zeigten, war den auf ihn neidischen, und ihm auch mißtrauenden andern Führern der Demokratie besonders unangenehm und sie wendeten alle mögliche Mittel an, dieselbe zu lockern, was ihnen auch allmälig gelang, indem sie die ehrgeizigen Vorsteher in ihr Interesse zogen, denen beständig gesagt wurde, daß sie neben Held eine bloße Figurantenrolle spielten. Dies war nun allerdings der Fall. Held's Büste stand in doppelten Exemplaren in dem Lokal des Vereins und ihn selbst hatte man in öffentlicher Sitzung mit Blumen beworfen und mit Lorbeer bekränzt, was Alles keinem der Vorsteher begegnet war. Zu der Zeit, von der ich rede, war Held's Einfluß indessen noch immer groß genug und er konnte über diese nicht unbedeutende bewaffnete Macht verfügen, fand aber dies Mal keine Veranlassung, davon Gebrauch zu machen. Der Krawall endete, wie es die Regierungspartei wünschen konnte; einige Arbeiter wurden von der anrückenden Bürgerwehr getödtet; man hatte Barrikaden gehabt und bedauerte nur, daß die Hülfe des Militärs nicht gebraucht wurde, worauf man hoffte.

Held führte mich in mehrere Clubs ein, und ich ward Mitglied des Bürgerwehr- und des Social-Vereins. Letzterer war von Held gestiftet worden, der Präsident desselben wurde. Dort war stets seine politische Familie um ihn

verſammelt. Der Saal in der alten Friedrichsſtraße, wo die Sitzungen des Social-Vereins ſtattfanden, war zum Erdrücken voll, wenn es bekannt wurde, daß Held ſelbſt präſidirte. Der Anblick war eigenthümlich. Rings um die Tribüne hatte ſich ſtets ein Kreis von Mädchen und Frauen gebildet, und nicht etwa nur fahrende Schönen, oder ſogenannte emancipirte Frauen, ſondern Weiber und Töchter ehrenfeſter, ordentlicher Handwerksleute, welche trotz alles Geſchreies an Held's Ehrlichkeit glaubten und ihm gern zuhörten, da er ſo klar ſprach, daß ihn die einfachſte Faſſungskraft verſtand, was von den andern Clubrednern nicht ſtets zu ſagen war.

Das Hauptquartier der Feinde Held's war der demokratiſche Club, welcher in der Leipziger Straße im Schreier'ſchen Affentheater ſeine Sitzungen hielt. Die Matadore in dieſem Club waren Beuary, Ottenſoſer, Schönemann, May, Dohm und andere; auch mein davongelaufener Batallionsführer war im Comité.

Wenn Held in dieſen Clubs redend auftrat, ſchlug er faſt beſtändig ſeine Gegner und riß die Zuhörer zu einem Beifallsſturm hin. Dies verdroß die Vorſteher außerordentlich und es folgten faſt immer tumultuariſche Scenen, welche Held's Feinden zu der Beſchuldigung den Vorwand gaben, er gehe damit um, die Clubs zu ſprengen.

Die Erbitterung dieſer vom Neid geſtachelten Leute war ſo groß, daß ſie drohten, Held zu ermorden; allein ihre Feigheit war noch größer, ſo daß ſie es niemals wagten, das Geringſte gegen ihn zu unternehmen, ſelbſt als ich ihn einſt veranlaßte, mit mir allein in ein Lokal zu gehen, welches er oftmals beſuchte, und wo ſich eine Menge ſeiner Feinde an jenem Abend eigends zu feindlichen Unternehmungen gegen Held ein Rendezvous gegeben hatten.

Vor meiner Ankunft in Berlin hatte die Wahl eines Generals der Bürgerwehr ſtattgefunden; ſie ſchwankte zwiſchen drei Perſonen, dem General Aſchoff, — der als Major mein und Held's Bataillonscommandeur geweſen war, einem Herrn Rümpler und Held. Letzterer hatte die meiſte Ausſicht gewählt zu werden, als eine Thorheit ihn um den Erfolg brachte. Vor Gericht zum Schwur aufgefordert, verweigerte Held denſelben, „weil er nicht an Gott glaube.“ Dieſe Abgeſchmacktheit wurde zweckmäßig ausgebeutet, und Rümpler gewählt. — In Straußberg bei Berlin, wo Held einſt einen Onkel beſuchte, verſammelte ein fanatiſcher Anhänger der Monarchie einen Volkshaufen vor dem Hauſe, der ſchrie: „Held heraus! ſchlagt ihn todt!“ Dazwiſchen brüllte ſtets der fanatiſche Anführer: „Schlagt ihn todt, er hat nicht Gott gelobt! er hat nicht Gott gelobt!“ — Held fürchtete das Schickſal der de Witte und war froh, als er mit heiler Haut wieder in Berlin war.

Wollte ich das ganze Gewebe der in jener Zeit geſponnenen Intriguen enthüllen, ſo müßte ich ein eigenes Buch ſchreiben, und ich will mich deshalb nur auf Einzelnheiten beſchränken.

Die Truppen, welche General von Wrangel damals um Berlin zuſammenzog, erregten mit Recht unſere Beſorgniß und es ſchien in der That darauf abgeſehen, Berlin durch eine Blockade zu zwingen. Die Bürgerſchaft ſchien entſchloſſen, es auf einen neuen Kampf ankommen zu laſſen, und ſo mußte man auf Mittel denken, denſelben möglich zu machen. Ich ſchlug daher im Social-Verein vor, die Bürger Berlins aufzufordern, ſich mit Lebensmitteln ſo viel als möglich zu verſorgen. Mein Antrag fand Beifall und Held entwarf ein Plakat mit der Ueberſchrift: „Berlin muß ſofort ver-

proviantirt werden.“ Dieſes Plakat wurde ſehr lächerlich gemacht. „Auguſt Buddelmeier“ (Cohnfeld) erließ ein Gegenplakat: „Berlin verproviantire dir, dein großer Held hat Hunger,“ welches indeſſen mehr ſcherzhaft, als feindſelig war. Deſſenungeachtet fand der Vorſchlag bei ſehr Vielen Beifall und wurde von ihnen befolgt.

Ein anderer, weit bedeutenderer, Vorſchlag Held's war der, eine Volksſchutzcommiſſion zu bilden. Bei dem letzten Arbeiterkravall hatte man den Mangel einer aus dem Volk hervorgegangenen Behörde gefühlt, welche das Volk bei entſtehenden Unruhen leitete, wodurch unnütze Putſche und Blutvergießen gehindert und Einheit in die Operationen der demokratiſchen Streitkräfte gebracht werden konnte. Im jetzigen Augenblick mag dies Alles abgeſchmackt erſcheinen; allein damals hatte man darüber andere Anſichten.

Zu dieſer Volksſchutzcommiſſion ſollte nach Held's Vorſchlag jeder demokratiſche Club oder Verein drei Commiſſarien und drei Boten erwählen. Dieſe zahlreiche und reſpektable Verſammlung, in welcher die ganze demokratiſche Bevölkerung der Hauptſtadt vertreten war, ſollte ſich, ſobald Generalmarſch geſchlagen würde, in einem geeigneten Lokale verſammeln und die Leitung der Volksbewegung in die Hand nehmen. Die Boten ſollten ſich ſogleich in die ihnen angewieſenen Stadttheile begeben, und dann der Commiſſion getreuen Bericht über das Geſehene erſtatten. Hielt es dieſe für zweckmäßig, die Bewegung zu unterdrücken, ſo ſollten ſich die mit weißen Schärpen verſehenen Commiſſarien und Boten ohne Waffen an den Ort der Gefahr begeben und Frieden gebieten; hielt man jedoch den Kampf für nöthig, ſo ſollten ſie bewaffnet und mit rothen Schärpen erſcheinen, um das Volk während des Gefechtes zu leiten. Zugleich entwarf ich ein Reglement für das Straßengefecht,

wodurch Jedem, Handwerksmann oder Kämpfer, der geeignetste Platz im Voraus angewiesen und Ordnung in die ganze Bewegung gebracht wurde.

Mehrere bedeutende Vereine gingen sogleich auf diesen Vorschlag ein, und sowohl Held als ich wurden zu Kommissarien gewählt. Die Sache scheiterte jedoch an den Bemühungen der Feinde Held's, welche sehr fürchteten, daß sie selbst zu Kommissarien gewählt und dadurch gezwungen werden möchten, handelnd aufzutreten, während doch nur Reden ihr Fach war.

Zu jener Zeit trat der zweite Demokratenkongreß in Berlin zusammen, der zuerst seine Sitzungen im „Englischen Hause" in der Mohrenstraße und dann bei Mielentz unter den Linden hatte. Held war an demselben Deputirter des demokratischen Bürgerwehrklubs und ich des Social-Vereins. Die Erbitterung der demokratischen Feinde Held's in Berlin war nun auf ihrer größten Höhe; sie bemühten sich, die fremden Abgesandten gegen ihn einzunehmen, um zu verhindern, daß er irgend einen Einfluß in der Versammlung gewinne; ja, sie versuchten es, seine Ausstoßung vom Kongreß durchzusetzen, was indessen nicht gelang. Als Held, empört über den Antrag, die Tribüne bestieg, wurde er durch diese Demokraten ausgelacht und durch von ihnen erhobenes Geschrei und sonstigen Lärm am Sprechen verhindert.

Die demokratischen Vereine aus fast ganz Deutschland hatten ihre Deputirte nach Berlin geschickt und dieser Kongreß hatte demnach die Prätension, die demokratische Partei unseres Vaterlandes zu repräsentiren; allein dagegen muß ich, im Interesse eben dieser Partei wie des gesunden Menschenverstandes, protestiren. Es waren ohne Zweifel viele unserer ausgezeichnetsten, talentvollsten und geachtetsten Demokraten anwesend; allein die Zahl der frechen, talentlosen

Mittelmäßigkeit war überwiegend. Dieser Umstand ist sehr erklärlich; die Massen hatten noch nicht genugsam die Erbärmlichkeit dieser sich breit machenden Mittelmäßigkeit kennen gelernt, was erst geschehen konnte, wenn diese „helltönenden Redner“ sich handelnd zeigten; bis dahin nahm man Worte für Thaten; die hohle Phrase herrschte fast überall und Diejenigen, welche den demokratischen Jargon am besten in ihrer Gewalt hatten, erschienen in überwiegender Mehrzahl auf dem Kongresse. Je weniger ich von demselben sage, desto besser ist es.

Aus Baden war Niemand auf dem Kongresse erschienen, und als die verschiedenen Abgesandten der Versammlung den Zustand der Partei in den Distrikten, wo sie zu Hause waren, schilderten, erbot ich mich, dies in Bezug auf Baden zu thun, wo keiner von den Anwesenden so gut als ich bekannt war. Meine Schilderung war kurz und bündig und ihre Richtigkeit wurde durch die Folge bewiesen, obwohl damals durch Viele bezweifelt, ja lächerlich gemacht, welche ihre Feindschaft gegen Held auf mich übertrugen, den sie beständig mit ihm zusammen sahen, und die mich schon deshalb haßten, weil sie feige waren und sie mir den erworbenen Ruf des persönlichen Muths beneideten, „for you may be sure your true coward hates no man for aything so much as for his courage.“ In einem Bericht über den Kongreß in der mir stets feindlichen Mannheimer Abendzeitung hieß es: „Baden mußte es sich gefallen lassen, von einem zweideutigen Flüchtling, Corvin, vertreten zu werden.“ Unzweideutigen Ausreißern schenkte man mehr Kredit, wie dem Herrn A— und dem schon früher genannten Walraff, der ebenfalls vor unserm Uebergang über den Rhein davon gelaufen war, und den ich hier als Deputirten des Arbeitervereins in Köln zu meiner großen Verwunderung antraf!

Zu jener Zeit wurde bekanntlich Wien von Windiſchgrätz belagert. Ein unzweideutiger Flüchtling Namens Silberſtein befand ſich auf dem Kongreß und verfehlte nicht, die Bedrängniß der Partei in dieſer Stadt mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern. Der Kongreß faßte den Beſchluß, Maßregeln zur Unterſtützung derſelben zu ergreifen. Man wollte einen Aufruf an das deutſche Volk und eine Petition in Bezug auf dieſe Angelegenheit an die preußiſche Nationalverſammlung richten; letztere ſollte am andern Tage durch die ganze Maſſe der Berliner Demokraten übergeben werden. Den Aufruf an das deutſche Volk hatte Arnold Ruge bereits gedruckt bei ſich, und dies etwas matte Machwerk wurde ſogleich angenommen.

Vor der beabſichtigten Sturmpetition wurde vom Kongreß eine Volksverſammlung unter den Zelten angeſetzt, und da das Berliner Volk ſeine einheimiſchen Redner bereits zum Ekel angehört hatte, ſo ſollten nun aus den Gäſten fünf Sprecher ernannt werden. All dieſe Verhandlungen erſchienen mir ſo komiſch, daß ich bei der Wahl dieſer Redner meinen Humor nicht länger im Zaum halten konnte; ich rief mit lauter Stimme den Namen eines entſchiedenen Narren aus Dresden, deſſen rothrepublikaniſche Hanswurſtfigur für mich die ergötzlichſte auf dem ganzen Kongreſſe war. Er beſaß eine ſtattliche Geſtalt und volltönende Stimme; ſtatt eines republikaniſchen Geſinnungen als Aushängeſchild dienenden rothen Bändchens im Knopfloch, wie es Manche trugen, war einer ſeiner Knöpfe roth, der auf dem dunkeln Rock wie ein Blutfleck ausſah. Seine Reden waren ein wahrhaft ergötzliches, auf abenteuerliche, groteske Weiſe zuſammengeflicktes Moſaik der gewöhnlichſten und übertriebenſten republikaniſchen Phraſen, deren Wörterbuch er an ſeinen Fingerſpitzen hatte, und wenn er redete, ſo lachte Jeder im Kongreß, der nur

einen Funken gesunden Menschenverstand besaß. Dergleichen Waare war jedoch nicht zu häufig, und es wurde dadurch bewiesen, daß mein rothknöpfiger Hanswurst mit Acclamation zum Volksredner erwählt wurde! Außer ihm sollten noch Ruge, Professor Bayerhofer (aus Marburg) Silberstein und Braklow aus Altona reden.

Die „Volksversammlung" war meistens nur von Neugierigen besucht und bestand — Weiber, Kinder, Dienstmädchen und Verkäufer mit eingerechnet — nicht aus tausend Personen. Bayerhofer und Braklow sprachen sehr gut; Silberstein war überwältigend langweilig; allein den Sieg trugen mein Freund Rothknopf und Arnold Ruge davon. Ersterer machte auf der Tribüne Lazzis à la Abraham a Santa Clara, und erntete dafür Gelächter und donnerndes, ironisches Bravo; Ruge übertraf ihn indessen noch. Dieser ließ, ich weiß nicht was Alles, feierlich und mit erhobenen Händen beschwören, und die anwesenden Philister, welche das Sprichwort: mit den Wölfen muß man heulen, beherzigten, erhoben ihre Hände aus Furcht vor demokratischen Fäusten. Es mag das Alles Herrn Ruge ernst und feierlich erschienen sein; allein ich versichere auf mein Wort, daß wenigstens neun Zehntel der Anwesenden es als eine sehr ergötzliche Posse betrachteten und sich demgemäß unter sich darüber aussprachen. Held und ich gingen, die Stimmung der Anwesenden studirend, unter der Menge umher und konnten so am besten diese kennen lernen.

Die Sturmpetition am andern Tage fiel, wie die Berliner sagen, sehr „klöterig" aus. Der Zug bestand aus höchstens sechshundert Personen, zu denen allerdings auf dem Gensdarmenmarkt sich noch eine Menge Zuschauer gesellten, wie das in einer großen Stadt stets der Fall ist. Als die Petition, welche nichts Geringeres verlangte, als daß preußi-

ſche Truppen den Wienern zu Hülfe ziehen ſollten, übergeben war, erſchienen noch die Maſchinenbauer. Es war dekretirt worden, daß die Menge, nach Uebergabe der Petition, ſogleich den Platz verlaſſen ſolle; allein es ging Ruge, der die Leitung übernommen und den Sturm heraufbeſchworen hatte, wie dem Götheſchen Zauberlehrling; der verdammte Beſen wollte nicht wieder Beſen werden! Ruge war in Verzweiflung, denn die Zahl der Neugierigen ward immer größer und wollte nicht eher den Platz verlaſſen, als bis die Nationalverſammlung eine Entſcheidung im Sinne der Petenten gegeben hatte.

Ruge beſtieg einen der Seitenpfeiler der großen Theatertreppe und ermahnte das Volk, ruhig nach Hauſe zu gehen; allein er war nicht Held, der früher die tumultuariſchen Tauſende mit einem Wink der Hand nach Hauſe ſchicken konnte. Ruge mußte die Berliner Gaſſennarren, den „ſouveränen Lindenmüller“ (ein Gaſſenredner und Präſident des Lindenklubs, der auf offener Straße ſeine Sitzungen oder vielmehr Verſammlungen hielt) und den „Vater Karbe“ (einen übergeſchnappten alten Konditor) zu Hülfe rufen; allein das half auch nichts und ich fürchtete faſt, daß das Volk ſich zu einem dummen Streich erheben möchte, als ein ſanfter, abkühlender, auflöſender Regen meinen Beſorgniſſen ein Ende machte. Die Menge verlief ſich, froh des Vorwandes, daß die Petition erſt in der Abendſitzung der National-Verſammlung vorkommen ſolle.

Alle Demokraten, welche die Berliner nicht kannten, ſahen mit Freude und großen Erwartungen die aufgeregte Stimmung des Volkes; ſie hofften auf einen zweiten 18. März. Am Abend ſollte es „losgehen.“

Der demokratiſche Kongreß hatte bereits ſeine letzte Sitzung gehalten; allein eine Fraktion deſſelben, die blut-

rotheſte, alleräußerſte Linke deſſelben, beſtehend aus etwa einem Dutzend blutjunger Leute, hatte ſich „in Permanenz“ erklärt und im Café Bavière in der Jägerſtraße ihren Sitz genommen.

Alle Welt war nun auf die Vorgänge des Abends in der National-Verſammlung geſpannt. Ein Billet zu den Tribünen wurde mit drei bis fünf Thalern bezahlt. Ich war ſo glücklich eins zu erhalten. Ich benutzte es zuerſt, hörte wenig Intereſſantes und verließ den Saal, um mein Billet Held zu geben. Das Schauſpiel vor dem Schauſpielhauſe war unterhaltender und lebhafter. Hier hatte ſich eine dichtgedrängte Menge verſammelt, und ihre Stimmung war in der That bedenklich heiß, denn ſie wurde auch durch den herabſtrömenden Regen nicht abgekühlt. Die gewöhnlichen Volksredner beſtiegen die Theatertreppe und forderten laut zur Erhebung auf. Es wurden Fackeln herbeigebracht und man beſetzte die Ausgänge des Theaters damit, um die Mitglieder der Rechten zu erkennen, welche gegen die Petition geredet hatten, und nicht etwa aus Verſehen einen Volksfreund aufzuhängen; denn ſolch' Schickſal war den „Volksverräthern“ beſtimmt und man will in den Händen einiger Perſonen zu dieſem Ende bereit gehaltene Stricke bemerkt haben.

Ich fuhr mit Held in den Social-Verein, den wir ſo zahlreich als nur möglich beſucht fanden. Die Anweſenden waren in großer Aufregung, denn ein im Comité ſitzender, viel und dreiſt ſchwatzender, Judenjüngling hatte ſich bemüht, den Verein zur Revolution zu begeiſtern, und außerdem war von dem „in Permanenz ſitzenden Ausſchuß des demokratiſchen Kongreſſes“ ein Zettel eingelaufen, durch welchen der Social-Verein gefragt wurde, ob er geneigt ſei, heute Nacht die Revolution mit all ſeinen Mitteln zu unter-

ſtützen? Die Faſſung dieſes Zettels war jedoch ſehr unklar und ließ mancherlei Deutungen zu.

Als Held den Präſidentenſitz einnahm, brachte er einige Haltung in die aufgeregte Menge; dann nahm er den Zettel in die Hand und verſuchte die Bedeutung deſſelben zu entziffern; dieſe ſchien ihm in der Frage enthalten: „Will der Social-Verein heute Nacht mit den Waffen in der Hand die Revolution machen?“ Dieſe klare und beſtimmte Faſſung fand Widerſpruch und es ward auf Held's Antrag beſchloſſen, eine Deputation des Vereins an dieſen „in Permanenz ſitzenden Ausſchuß“ u. ſ. w. zu ſchicken, um denſelben erſtlich kennen zu lernen und ihn zu fragen, was der Zettel eigentlich in gutem Deutſch bedeuten ſolle?

Da ſich in der Menge ein Geſchrei erhob, daß dadurch viel Zeit verloren gehe, daß man durch ſolche Verzögerung vielleicht ein zu ſpätes Eintreffen auf dem Kampfplatze verurſache u. ſ. w., ſo machte der Präſident den Vorſchlag, während der Abweſenheit der Deputation darüber abzuſtimmen, ob man die Revolution in der Nacht machen wolle oder nicht. Dieſe Frage ward ſogleich mit den lauteſten Acclamationen bejaht und Held, der ſeine Pappenheimer kannte, ward ärgerlich und ſagte mit ernſter Miene: „Nun gut, ich gebe meine Stimme auch; allein unter der Bedingung, daß Diejenigen, welche ſich am Kampfe betheiligen wollen, ihre Namen hier aufſchreiben. Wer aber von den Aufgeſchriebenen auf dem Sammelplatze fehlt, — dem wird, ſobald man ſeiner habhaft wird, der Kopf vor die Füße gelegt; darauf gebe ich Euch mein Wort.“

Damit gingen Held, ich und ein Dritter, — wir bildeten die erwählte Deputation — zur Thür hinaus und fuhren nach der Jägerſtraße in das Café Bavière. Als wir hier nach dem „in Permanenz ſitzenden Ausſchuß des demokratiſchen

Kongresses“ fragten, wies man uns in ein Zimmer, wo wir etwa ein Dutzend junge Leute trafen, welche zu Abend aßen und Bier tranken. Wir hatten große Lust, diesem Ausschuß des Kongresses in's Gesicht zu lachen; allein wir mäßigten unsere Heiterkeit, und Held fragte mit Ernst und Würde nach dem Präsidenten. Als solcher stellte sich der junge Dortu aus Potsdam vor, der ein sehr hübscher, tüchtiger und lieber Junge, allein zu diesem Posten doch wirklich noch etwas zu unreif war. Er ward roth und verlegen, als Held ihn nach der Bedeutung des Zettels fragte, und ihm sagte, wie derselbe verstanden worden sei. Von so klaren Worten sind diese jungen Demokraten gar keine Freunde; alle Anwesenden waren bestürzt über die Auslegung, stammelten Entschuldigungen und schimpften über die Berliner Demokraten, welche alle Welt über die Stimmung des Berliner Volkes getäuscht hätten. Die jungen Leute schämten sich uns gegenüber ihrer angemaßten Rolle und gestanden unter großer Verlegenheit ein, daß sie sich nicht für fähig hielten, eine Revolution zu leiten, aber sehr gern für die Sache der Freiheit kämpfen möchten.

Das glaubte ich ihnen sehr bereitwillig; denn sobald auf der Straße der gleichmäßige Schritt von marschirenden Truppen hörbar wurde, fuhren alle Köpfe an die Fenster, und als einige Buben muthwilliger Weise gegen dortstehende leere Fässer schlugen, sprangen Alle von den Stühlen in die Höhe, in der Meinung, es seien Schüsse gefallen.

Als wir die in Permanenz biertrinkende Jugend verlassen hatten, gingen wir auf den Gensdarmenmarkt, wo es sehr lebhaft zu werden anfing. Die Maschinenbauer waren gegen Held's ausdrücklichen Willen ausmarschirt und hatten sich hierher begeben. Gerade als wir anlangten, kam es zu einem Conflict mit der Bürgerwehr. Diese rückte unter

Trommelſchlag mit gefälltem Bajonnet gegen die Menge vor, die wie ein Schwarm Sperlinge auseinanderfuhr. Ich glaube, daß bei dieſer Gelegenheit einer der Maſchinenbauer erſtochen wurde. Wir erwarteten von Seiten der Bürgerwehr eine Salve; allein glücklicher Weiſe irrten wir uns. Zu einem ernſtlichen Kampfe kam es nicht, ſo viel Mühe ſich die Ultras beider Parteien auch gaben, einen ſolchen herbeizuführen.

Als wir in den Social-Verein zurückkehrten, hatte ſich die Zahl der Anweſenden bedeutend vermindert. Nur ſieben Perſonen hatten ſich als kampfluſtig unterſchrieben und unter ihnen waren die meiſten Spione. Indem Held lachend dies glänzende Reſultat bekannt machte, verbrannte er den Zettel.

Die Nacht verging ohne Ruheſtörung. Die ungeſchickten Führer der Demokratie hatten der Regierung genützt, als ob ſie von ihr bezahlt worden wären; denn ſie erhielt nun einen Vorwand, die National-Verſammlung nach Brandenburg zu verlegen, um ſie vor der Gewalt des Volkes zu ſchützen. Eine große Zahl der Deputirten weigerte ſich Folge zu leiſten, und General von Wrangel marſchirte mit den Garden in Berlin ein.

Alle Welt meinte, dieſer Einmarſch werde nicht ohne Blutvergießen abgehen, denn Niemand konnte ſich denken, daß die gegen 50,000 Mann ſtarke Bürgerwehr Berlin ohne Schuß preisgeben und die Nationalverſammlung mit Gewalt aufheben laſſen würde. General Rümpler war aber ein loyaler Unterthan und handelte im Einverſtändniß mit Wrangel. Dieſer wurde von den Berliner Veſtalinnen am Thore empfangen; die Soldaten wurden mit Kränzen und Blumen überſchüttet und rückten ohne Widerſtand auf den Gensdarmenmarkt, den ſie von allen Seiten beſetzten, und

wo Artillerie aufgefahren wurde, die nach dem Theater gerichtet war. Vor demſelben ſtand Bürgerwehr, welche geſchworen hatte, daß man nur über ihre Leiche zur National-Verſammlung gelangen ſolle. Sah man dies todesmuthige Häuflein an, ſo meinte man in der That ſchon Leichen zu ſehen, denn der größte Theil der armen Kerle war ſehr bleich und vielen

erzitterten unten die Glieder.

Doch ich will nicht übertreiben. Die Bürgerwehr ſah nicht kampfluſtig aus; das iſt die einfache Wahrheit. Einen kläglichen Anblick gewährte indeſſen der Bürgergeneral, als er wie ein beim Naſchen ertappter Schulknabe vor General Wrangel ſtand, der hoch zu Roß ſaß und ganz kühl das Verlangen ſtellte, die Bürgerwehr möge ſich packen. Der Bürgergeneral hatte die Kühnheit, zu ſagen, daß ſie auf ihrem Poſten bleiben werde, und ſolle ſie acht Tage ſtehen; worauf Wrangel antwortete: er mit den Truppen werde vierzehn Tage bleiben. — Das Ende dieſer, — wie es hieß, vorher abgekarteten, Comödie war der Abzug der Bürgerwehr, die bereitwillige Uebergabe aller von ihr beſetzten Wachen und öffentlichen Gebäude an das Militär, womit die alte Ordnung wieder hergeſtellt war.

Um die Zeit, als die Nationalverſammlung ſich am andern Tage verſammeln ſollte, war ich an der Eingangsthür, wo alsbald der Präſident mit einer Anzahl Mitglieder erſchien. Die Thür war verſchloſſen und die im Hauſe befindlichen Soldaten wollten nicht öffnen. Der Präſident ließ einen Schloſſer holen; allein die Herren blieben dennoch vor der Thür.

Wie die National-Verſammlung nun mit den Soldaten Verſtecken ſpielte, wie ſie ſich von einem Lokal in's andere treiben, wie ſich der Präſident in ſeinem Stuhl die Treppe

hinabtragen ließ, da er freiwillig nicht gehen wollte, was da für große und denkwürdige Worte gesprochen wurden, wie ganz Berlin für den „passiven Widerstand“ begeistert war: — Alles das mag man in den Journalen jener Zeit nachlesen. Wie wenig Muth die Berliner damals zeigten, geht aus der Thatsache hervor, daß man dem Abgeordneten Jakoby von Königsberg einen Fackelzug brachte, weil er, als Mitglied einer Deputation, dem Könige gesagt hatte: „Es sei eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten.“ Wäre Friedrich Wilhelm IV. der Sultan Soliman II. gewesen, so hätte Jakoby allenfalls für seinen Kopf zittern können; allein was hatte er, der kein Beamter war, bei einer solchen Aeußerung zu fürchten, für die kein Gesetz eine Strafe dictirt? Diese Worte machen Jakoby alle Ehre; allein die Berliner hätten sich schämen sollen, ihre Feigheit dadurch zu zeigen, daß sie dieselben so sehr hoch aufschlugen.

Die meisten Städte Deutschlands kennen den Belagerungszustand aus der Erfahrung; ich brauche über den Berlins nichts weiter zu sagen; ebenso wenig über die Wankelmüthigkeit des Volks und die Gemeinheit demokratischer Lumpe. Unter den letzteren entstand ein solcher Wetteifer im Denunziiren, daß General Wrangel förmlich einen Ekel davor bekommen haben soll.

Jeder, der nicht in Berlin ansässig war, wurde ausgewiesen; sämmtliche liberale Journale wurden verboten, unter ihnen auch die Locomotive, und unter den Ausgewiesenen war ich; Held war Berliner Bürger. Der General schien die Literaten durch Hunger zwingen zu wollen; das Verbot der Locomotive verminderte meine und Held's Einnahme um mehrere hundert Thaler monatlich; ich verlor auch die von unserer Weltgeschichte, wenn ich Berlin verlassen mußte und war im Augenblick auf Nichts reducirt.

Ich remonſtrirte daher bei General Wrangel gegen meine Ausweiſung; er überließ die Entſcheidung dem damals erſt ernannten Polizeipräſidenten von Hinkeldey, und dieſer beſtand auf meine Ausweiſung. Ein Polizeibeamter gab mir den Wink, daß es vorläufig nur darauf ankomme, abgemeldet zu werden. Zu dieſem Ende reiſte ich, um meinen Hauswirth nicht in Verlegenheit zu ſetzen, nach Potsdam ab. Hier feierte man die ſilberne Hochzeit des Königs, und ich fand keinen Platz in irgend einem Hotel. Ich hatte beabſichtigt, einige Tage in dieſer Stadt zu bleiben, mir dort eine Aufenthaltskarte zu verſchaffen und unter dem Schutze derſelben nach Berlin zurückzukehren. Kein Nachtquartier findend, beſchloß ich, es an demſelben Abend zu thun, in der Hoffnung, daß man mich unter der Menge der Gratulanten aus Berlin nicht bemerken würde. Als wir in Berlin ankamen, fanden wir, zu meinem Schrecken, den Bahnhof mit Conſtablern, Gensdarmen und Soldaten beſetzt, die eine dreifache Kette bildeten, durch welche jeder Ankommende paſſiren mußte. Die Menge derſelben war glücklicher Weiſe groß; dabei war es finſter und Regenwetter. Ich zeigte einem Gensdarmen die Empfehlungskarte eines Tapezierers, ſagte „Paßkarte“ und paſſirte ohne Schwierigkeit.

Nun mußte ich mich am Tage in meiner Wohnung verborgen halten und ging nur am Abend aus. Der Polizeicommiſſar des Viertels durchſuchte mehrmals nach mir die Wohnung; allein er fand mich niemals. Es war ein höchſt unbehagliches Leben. Ich erfuhr, der Grund meiner Ausweiſung ſei hauptſächlich das Gerücht von einem beabſichtigten, neuen Einfall in Baden, welchen die deutſchen Flüchtlinge in der Schweiz und Frankreich machen wollten; warum man mich deshalb aus Berlin auswies, ſah ich nicht

wohl ein. Durch einen Bekannten, der ein Freund des Miniſters von Manteuffel war, ließ ich bei dieſem unter der Hand anfragen, ob es keine Möglichkeit ſei, in der Stadt zu bleiben, wo ich mich ruhig verhalten und einzig mit meinen hiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigen wolle. Der Miniſter ließ mich zu ſich beſtellen. Er empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer mit großer Artigkeit. Er iſt ein Mann, deſſen Aeußeres an Thiers und zugleich an Guizot erinnert. Ich war über eine Stunde bei ihm und erzählte meine Abenteuer mit der deutſchen Legion, die ihn zu unterhalten ſchienen; dann kamen wir auf Berliner Zuſtände und auf das Verbot der Locomotive, deſſen Zurücknahme ich gern bewirkt hätte. Als ich meine Bitte um Geſtattung des Aufenthaltes vortrug, hieß er mich, ein Schreiben deshalb an ihn zu richten und bis zur Beantwortung deſſelben in Berlin zu bleiben. Eine Bedingung ſtellte er nicht, wohl aber eine Frage, die ich übrigens, wie er ausdrücklich bemerkte, nicht zu beantworten brauche, wenn ich nicht wolle.

Er fragte, ob ich mit Arnold Ruge in Verbindung ſtände, der eine lange Vorſtellung um Bewilligung des Aufenthaltes eingereicht habe. Ich antwortete, daß ich Ruge nur von Anſehen kenne, daß er nicht danach ausſehe, als ob er handeln werde, und daher nicht mein Mann ſei. Der Miniſter ſchien jedoch anderer Meinung. Herr von Manteuffel begleitete mich artig zur Thür und verabſchiedete mich mit den Worten: „Wenn Sie irgend ein Anliegen haben, ſo wenden Sie ſich nur perſönlich an mich.“ Ich fand mich dazu nicht veranlaßt und war froh, vorläufig meinen Zweck erreicht zu haben, denn die Antwort auf mein Geſuch blieb bis zum Mai 1849 liegen.

Während der Weihnachtszeit richtete Held auf den Vorschlag eines Buchhändlers eine „politische Weihnachtsstube“ im Hotel Mylius ein. Dergleichen Weihnachtsstuben, wo allerlei interessante, sich auf lokale Verhältnisse beziehende Ausstellungen gemacht wurden, waren seit vielen Jahren in Berlin gebräuchlich; die Held's war sehr hübsch und die ausgestellten satyrischen Transparente recht gut, und man wunderte sich über ihre Dreistigkeit, besonders während des Belagerungszustandes. Ich schrieb dazu ein Puppenspiel: „Der Zauberring der weißen Frau,“ in welchem General Wrangel und bekannte Berliner Persönlichkeiten, sehr ähnlich nachgebildet, auftraten. Das Stück wurde mehrere Wochen hintereinander alle Abende aufgeführt, und selbst General Wrangel soll es incognito mit angesehen haben.

Im Friedrichstädt'schen Theater brachte man in einem Stück „Eigenthum ist Diebstahl“ Held auf die Bühne, und dieser amüsirte sich sehr über den ihn darstellenden Schauspieler, welcher sein Aeußeres und seine Manieren sehr gut abgelauscht hatte. Dies Stück sollte Held schaden; allein er gewann dadurch im Gegentheil an Popularität.

Ich wohnte mit ihm in einem Hause, und wir arbeiteten eifrig an der Weltgeschichte; aber unsere Geldnoth stieg mit jedem Tage, und endlich wurde Held wegen einer Schuld von nur — elf Thalern, die nicht augenblicklich aufzutreiben waren, in's Schuldgefängniß gebracht. Dies wurde sogleich in Berlin bekannt; und am Abend kam ein bescheiden aussehender junger Mann in unsere Wohnung, der gern einen Beitrag zu liefern wünschte, um Held zu befreien, den er sehr schätze, obwohl er selbst kein Demokrat sei, und bot fünfzig Thaler an, die er gerade habe. Ich hatte bereits die nöthige kleine Summe herbeigeschafft und dankte dem jungen Manne herzlich für sein gut gemeintes

Anerbieten, der nach vielem Zögern sich als ein Student Namens Vogel zu erkennen gab.

Man betrachtete Held's Schuldgefangenschaft als eine abgekartete Farce und die Summen, die er für seinen „Verrath" erhalten haben sollte, gewannen im Munde des Volkes täglich an Nullen. Solche Gerüchte sind doppelt ärgerlich, wenn man wirklich Noth leidet wegen der Sache, die man für Geld verrathen haben soll, und ich strebte seit langer Zeit danach, einen der böswilligen Verläumder in Person kennen zu lernen, um der Sache auf den Grund zu kommen, was ich aus mancherlei Ursachen wünschte.

Als die Regierung gesiegt hatte und die alte Ordnung in Berlin wieder hergestellt war, wollte Jedermann, besonders am Hofe, zu diesem Ende persönliche Opfer gebracht haben. Ein sehr hochgestellter Mann, Graf ***, sollte in Gegenwart vieler Personen, darunter der —sche Gesandte, gesagt haben, daß ihn die Bestechung der Demokraten und besonders die Held's sehr viel Geld gekostet. Diese Aeußerung wurde mir mitgetheilt und ich drang in Held, mich zu autorisiren, dem Grafen deshalb zu Leibe zu gehen. Held willigte ein und ich begab mich in die Wohnung jenes loyalen Herrn; da es Sr. Exellenz aber gefiel, mich antichambriren zu lassen, so ging ich ohne ihn zu sprechen, nach Hause und schrieb ein Billet, in welchem ich um eine Unterredung unter vier Augen bat, den Grund meines Wunsches angebend. Zwischen Licht und Dunkel schickte der Graf seinen Jäger — in Civilkleidung — in meine Wohnung und ließ mich bitten, ihn am andern Morgen um neun Uhr zu besuchen, da er später eine Wahlversammlung in seinem Hause habe.

Ich fand mich ein. Se. Excellenz schien außerordentlich altrirt, denn er wurde bald blaß und bald roth während der

Unterhaltung. Ich ſagte dem Grafen, daß ich weit entfernt davon ſei, ihn einer ſolchen Unwahrheit für fähig zu halten; allein es handle ſich um die Ehre eines Menſchen und als ein Mann von Ehre könne er gewiß ſich nicht weigern, auf bündige Weiſe mich zu verſichern, daß er eine ſolche Aeußerung nicht gemacht habe, nur damit ich im Stande ſei, mit gutem Gewiſſen den Verläumdern entgegenzutreten und mich auf ſein Ehrenwort zu beziehen.

Der Graf wollte die Sache ſehr kurz abmachen und ſagte: „Herr Held muß ja am beſten wiſſen, ob er Geld von mir empfangen hat oder nicht. Hat er keins empfangen, ſo kann ich es auch nicht behauptet haben". „„Das iſt ganz richtig; allein Sie wiſſen ebenſogut, daß Sie ihm nichts gezahlt haben und können mir deßhalb ohne allen Anſtand Ihr Ehrenwort darauf geben, jene Aeußerung nicht gemacht zu haben, um Lügner zu beſchämen und die Ehre eines Mannes herzuſtellen"".

Der Farbenwechſel des Grafen und ſeine Ausflüchte amüſirten mich höchlich; ich blieb jedoch feſt und wußte ihm endlich mit der allergrößeſten und ernſteſten Höflichkeit ſein Ehrenwort abzuzwingen. — Herr von —, dem ich dies mittheilte, ſagte aber ſogleich: „Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er die Aeußerung doch gemacht hat". — Ich hätte die Sache gern bis auf das Aeußerſte getrieben; allein Held kümmerte ſich zu wenig darum und ſo blieb die Angelegenheit auf ſich beruhen.

Ich lernte damals in Berlin manche intereſſante Perſonen kennen; allein die Namen derſelben ſind längſt vergeſſen und ich will nur zwei von ihnen erwähnen, welche noch heute genannt werden. Eine davon iſt Louiſe Aſton, bekannt als Schriftſtellerin, Freiſchärlerin und Vertheidigerin weiblicher Selbſtſtändigkeit. Sie war eine Freundin Held's,

und dieſer machte mich mit ihr bekannt. Sie mochte damals dreißig Jahre alt ſein, iſt blond und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, wie man es ſonſt à la neige nannte, und was zu ihrem hübſchen, zarten Geſicht ganz allerliebſt ſtand. Ihre Figur war eher groß als klein zu nennen und ihre ganze Erſcheinung die einer eleganten Frau. Aus ihren ſchönen, blauen Augen ſprach viel Geiſt und Gefühl. Der Ton ihrer Stimme legte ſich ſchmeichelnd an das Ohr, ja er war rührend, beſonders wenn ſie die Leidende ſpielte, in welcher Rolle ſie ſich gefiel. Damals litt ſie an der Einbildung, daß ſie am zweiten Weihnachtstage ſterben werde und intereſſirte ſich ſehr für ihr Portrait, welches die Modenzeitung bringen wollte und wohl auch gebracht hat. Sie iſt eine begabte Dichterin und ihre Verſe ſprechen mich bei Weitem mehr an, als ihre Romane. Das Journal „der Freiſchärler", (nicht zu verwechſeln mit einem 1848 in Straßburg erſcheinenden Sudelblatt,) welches ſie in Berlin herausgab, enthält köſtliche Gedichte. Das Blatt wurde ebenfalls verboten, denn Louiſe Aſton erzählte zu viel von dem Feldzug in Schleswig-Holſtein, den ſie mitgemacht und worin ſie durch eine Kugel an der Hand verwundet worden war. Dieſe Narbe zeigte ſie ſchon deßhalb gern, um ihre ſchöne Hand ſehen zu laſſen. General v. W. war nicht hartherzig gegen Damen, und hätte Louiſe Aſton ſich ſeinen Bedingungen gefügt, ſo würde man ſie nicht aus Berlin ausgewieſen haben; allein ſie wollte ſich nicht im Schloſſe beaufſichtigen laſſen, wo der General ſein Quartier aufgeſchlagen hatte.

Von Vorurtheilen habe ich bei der ſchönen Frau nichts entdecken können und beſonders hat man über ihren Mangel daran in Bezug auf den Umgang beider Geſchlechter Anſtoß genommen, ſo daß man ihr ſelbſt die Erziehung ihres Kindes entzogen hat. Louiſe Aſton ſagt: es iſt gemein, ewig

dieſen Unterſchied zwiſchen Mann und Frau hervorzuheben und durchaus ungerecht, auf den bloßen geſchlechtlichen Unterſchied Vorrechte zu begründen. Sie iſt der Apoſtel der „freien Liebe“ und behauptet, daß eine Frau, die ſich an jeden Mann hingiebt, der ſie begehrt, nicht verächtlicher iſt, als ein Mann, dem eine Jede recht iſt; und wie man einen Mann nicht verdammen könne, der nach dem Beſitze eines ſchönen oder berühmten, oder intereſſanten Weibes trachte, ſo könne man ebenſo wenig eine Frau verdammen, die ſich Männern hingiebt, von denen ſie ſich Genuß verſpricht.

Ihrem Grundſatze gemäß handelte Louiſe Aſton, und wenn irgend welche Berühmtheiten der damaligen Zeit bei ihr nicht glücklich waren, ſo lag die Schuld davon an ihnen, denn die ſchöne Frau war beſonders neugierig auf die Bekanntſchaft berühmter oder dafür geltender Männer. Die Geſellſchaft, welche ſie ſah, war daher die geiſtreichſte, die man irgendwo treffen konnte und ſelbſt Miniſter fand man dort. Von einem derſelben erzählte Louiſe Aſton einem vertrauten Freunde eine Anekdote, über welche ſie ſich todt lachen wollte.

Der Miniſter war ein noch ziemlich junger Mann. Er machte der ſchönen Frau den Hof und ſie quälte ihn nicht durch Sprödigkeit. Herr von — gerieth von einem Himmel in den andern und im ſiebenten angelangt, vergaß er im Taumel der Seligkeit allen Miniſterſtolz und rief: „Ich bitte Dich, nenne mich Du! nenne mich Du!“ — Bald darauf erinnerte er ſich jedoch ſeiner Würde und ſtammelte zum großen Ergötzen der Dame: „Madame, Sie können mich nun wieder Sie nennen“.

In Berlin fing damals „Profeſſor“ Boſſard an Aufſehen zu machen, der aus der Form des Kopfes und den Geſichtszügen nicht allein den Charakter eines Menſchen,

ſondern auch genau erkennen wollte, wozu derſelbe beſondere Anlagen und wie weit er dieſelben ausgebildet habe. Einige auf ihren Charakter neugierige Damen kamen ſehr überraſcht von einem Beſuche bei Herrn Boſſard zurück und bewogen Held und mich gleichfalls hinzugehen. Er wohnte damals in einer kleinen, ſehr ärmlichen Wohnung, deren Wände die Beweiſe davon zeigten, daß er eigentlich ein Maler war. Herr Boſſard hatte eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem bekannten Dichter Moritz Hartmann, den ich in Leipzig kennen gelernt hatte.

Obwohl vorauszuſetzen war, daß Boſſard Held kannte, ſo konnte es doch unmöglich in dem Maße der Fall ſein als bei mir und ich wurde durch das, was er Held's Schädel und Geſicht entnahm, auf das Aeußerſte überraſcht. Er ſagte ihm: daß er ſeinen Verſtand vermöge ſeines großen Fleißes weit über ſeine Anlagen hinaus ausgebildet habe. Dadurch ſei er dahin gekommen, ein außerordentlich ſcharfer und ſchneller Denker zu werden. Er ſei aber bei Weitem mehr Gefühls- als Verſtandesmenſch und ſeine Hauptfehler ſeien Mangel an Selbſtvertrauen, Beharrlichkeit und Energie. Die ſonſtigen Eigenſchaften — gute und böſe — wurden gleichfalls erwähnt; allein Boſſard hatte ſich ein ganz anderes Bild von Held gemacht und war ſehr erſtaunt über die ihm aus deſſen Geſicht und Schädel kommenden Offenbarungen, die mich noch mehr wegen ihrer Richtigkeit überraſchten, da ich Held durch und durch kannte.

Von mir hatte Boſſard damals noch gar nichts gehört und mein Kopf ſetzte ihn noch mehr in Verwunderung. Er ſagte, ich ſei kein ſo raſcher Denker, wie Held, dringe aber eben ſo tief und ſcharf ein, wenn mir Zeit gelaſſen würde; dafür habe ich aber das, was Held fehle, im höchſten Maße, nämlich Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit und

Energie. Ich sei der Mann der That und wir Beide vereinigt würden Großes leisten können.

Mir gefiel dieser Ausspruch um so mehr, da mich schon von Jugend auf der Gedanke verfolgt hat, daß aus mir noch einmal „etwas Rechtes“ werden würde. Jedenfalls schadet ein solcher Gedanke nichts; er bewahrt davor, sich wegzuwerfen und durch Gemeinheit abzunutzen.

Der Aufenthalt in Berlin wurde nun mit jedem Tage unangenehmer; die wenigen Freiheiten, die von der Revolution geblieben waren, wurden so beschnitten, daß kaum der Schatten davon blieb. Wie man dabei von Seiten der Regierung verfuhr, zeigt am klarsten folgender Vorfall. Das Recht der freien Versammlung bestand in Preußen noch unter der Bedingung der Anzeige an die vorgesetzte Ortsbehörde. Held berief eine Volksversammlung in Zehlendorf, welches außerhalb des Rayons des in Belagerungszustand erklärten Berlins liegt und mit der Potsdamer Eisenbahn in wenigen Minuten zu erreichen ist. Aristokraten und Demokraten erschraken aus verschiedenen Gründen; selbst Journale unserer Partei wollten die Ankündigung dieser Versammlung nicht aufnehmen.

Tags vorher ging Held nach Zehlendorf, einen Platz einzurichten und zugleich die gesetzliche Anzeige bei dem Schulzen zu machen; dessen Frau erklärte, sie werde die Erlaubniß nicht geben; das Gesetz verlangte indessen nicht einmal die Erlaubniß des Schulzen, nur Anzeige an denselben. Alle unzufriedenen Berliner — und ihrer war eine große Zahl! fanden sich am andern Tage am Bahnhofe ein; allein „General Wrangel in die Marken“, wie die Berliner den zeitweiligen Dictator tauften, hatte der Direction verboten, von Morgens 11 Uhr bis Abends 7 Uhr irgend einen Zug abgehen zu lassen; und das an einem Sonntage! Die Ver-

ſammlung war auf 3 Uhr Nachmittags angeſagt und durch dieſen coup d'état war ſie unmöglich gemacht.

Eine große Zahl Eifriger nahm jedoch Wagen und auch Held und ich begaben uns auf dieſe Weiſe nach Zehlendorf. Eine Maſſe Volk ging die zwei Meilen zu Fuß.

Unterwegs trafen wir auf eine Abtheilung Dragoner, welche deſſelben Weges wandelten und auf der Ebene ſahen wir von allen Seiten her Truppen nach dem Mittelpunkt Zehlendorf marſchiren. Dort angekommen, erfuhren wir, daß der zur Volksverſammlung beſtimmte Platz von Truppen umringt ſei. Wir begaben uns dorthin und erblickten eine Schwadron der rothen Huſaren; das Garde-Jäger-Bataillon lag im Walde im Hinterhalte. Ein Huſarenmajor hielt mit einem Trompeter an dem zweiten Meilenſtein, der die Grenze des belagerten Bezirks angab. Held fragte den Major, ob er etwa beauftragt ſei, die Volksverſammlung durch Gewalt der Waffen zu verhindern? — „Die Volksverſammlung darf nicht ſtatt finden", antwortete kurz der Huſar. Held fragte nach dem Geſetz, welches dieſelbe verbiete; allein der Major ließ ſich darauf nicht ein, ſondern entgegnete: „Ich habe Ordre, das zu thun, was mir der Herr Landrath befehlen wird".

Wir ſahen uns nach dem Herrn Landrath um. Dieſer hatte Held ſchon geſucht und kam uns aus dem Dorfe entgegen. Er war ganz außerordentlich höflich, nahm den Hut ſchon dreißig Schritte vorher ab, und man ſah ihm an, daß er in großer Verlegenheit war. Mit Stottern und Stammeln brachte er es endlich heraus, daß die Volksverſammlung auf „höhern Befehl" nicht ſtattfinden dürfe, da den geſetzlichen Anforderungen nicht entſprochen und die Anzeige nicht vier und zwanzig Stunden vorher bei der Ortspolizei gemacht worden ſei. Held, der ſelbſt beim

Schulzen geweſen, war erſtaunt über die Dreiſtigkeit dieſer Behauptung; allein mit ſehr verbindlichem Lächeln belehrte ihn der Landrath, daß der Schulze nicht die Ortspolizei in Zehlendorf habe, ſondern — das Rentamt Mühlhof in Berlin!

Dieſe überraſchende Erklärung rief ein allgemeines Gelächter hervor, denn wer hätte ſich einfallen laſſen, die Polizei von Zehlendorf in Berlin zu ſuchen. Dem Herrn Landrath ſchien unſere gute Laune ein großer Troſt; er lachte mit und geberdete ſich ſehr vergnügt, als Held ihm ſagte, daß er nicht daran denken könne, mit einem Haufen unbewaffneter Menſchen, ſich einer ſo überwiegenden, bewaffneten Macht zu widerſetzen; daß er nur der rohen Gewalt weiche und feierlich gegen dieſe Verletzung des Verſammlungsrechtes proteſtire.

Auf dem Rückwege trafen wir eine Menge Wagen und Fußgänger, die nach Zehlendorf wollten und es wurde dadurch klar, daß Held's Einfluß noch immer bedeutend genug war.

Die Revolution in Sachſen brach aus. Mir ſchien die Sache thöricht und hoffnungslos; trotz meiner Luſt an Abenteuern fühlte ich mich nicht verſucht, an dieſer unglücklichen Unternehmung Theil zu nehmen.

Bis dahin hatte ich keine Antwort auf mein Geſuch wegen des Aufenthaltes in Berlin erhalten, mich aber beſtändig gegen die Polizei zu wehren gehabt, welche fortwährend durch Denunziation ehemaliger Demokraten, die ſich lieb Kind machen wollten, angeregt wurde. Endlich kam im Mai die Antwort in dem gemeſſenen Befehl, Berlin binnen vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen!

Ich nahm dieſen Befehl mit dem allervergnügteſten Geſichte von der Welt auf; denn nie iſt wohl ein Aus-

weiſungs-Dekret mehr a tempo gekommen, als dieſes. Kurz zuvor war nämlich in Baden der Mai-Aufſtand ausgebrochen, und die erſten Reſultate deſſelben verſprachen für die Sache der Freiheit mehr, als alle deutſchen Revolutionen zuſammengenommen. Ich blickte auf die Karte von Baden und dem weſtlichen Deutſchland mit dem Auge eines Bräutigams, der das Portrait ſeiner Geliebten betrachtet. Baden war meine revolutionäre Braut, und nie hat ſich ein Bräutigam mehr nach der Hochzeit geſehnt, als ich nach dem herrlichen Boden des zum Kampfe für die Freiheit aufgeſtandenen Landes.

Da ſich meine gleich zu Anfange beabſichtigte Reiſe dorthin noch einige Zeit verzögert hatte, weil ich an Franz Ravaux geſchrieben, und weil noch einige unumgänglich nothwendige Vorbereitungen dazu zu treffen waren, ſo hatte meine Ungeduld den höchſten Grad erreicht, ſo daß ich vor Aufregung und Verlangen förmlich das Fieber bekam. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen; es fehlte nur an einem Legitimations-Papiere; da kam das Ausweiſungs-Dekret und ich war auch über dieſe Schwierigkeit hinweg; denn indem ich das Papier zur Reiſe nach Paris viſiren ließ, war die Bahn zur Reiſe über Mainz nach Mannheim und Rheinbaiern geebnet.

Mir war es wie einem Vogel, welcher den Käfig verläßt. So nahe es mir auch ging, von meinen Lieben ſcheiden zu müſſen, hätte ich doch laut aufjauchzen mögen, als die Lokomotive ſich in Bewegung ſetzte und mit mir die eiſerne Bahn entlang nach dem Rheine zu brauſte.

Siebentes Capitel.

Reiſe. — Auf dem Dampfſchiff. — Mainz. — Der erſte Freiheitskämpfer an der Flohhütte. — Worms. — Oberſt Bleuler. — Morgengruß. — Mannheim. — Franz Ravaux. — Sigel. — Carlsruhe. — Philipp Becker. — Dortu. — Carl Heinzen. — Der alte Böning. — Die Flüchtlingslegion. — Der Kriegsminiſter-Stellvertreter. — Das Geniebataillon. — Anneke. — Julius Fröbel. — An der Table d'Hote. — Gefecht bei Hemsbach. — Die Dragoner. — Thörichte Bekanntmachung. — Der Sicherheitsausſchuß. — Sigel, die Vollmacht und Carl Heinzen. — Auf dem Kriegsminiſterium. — Guſtav von Struve. — Der alte Schlöffel. — Mögling. — Fickler arretirt. — Abſchied von Sigel. — Oberſt Türr. — Viſite bei Struve. — Rückkehr nach Mannheim. — Janſen aus Cöln. — Willich. — von Trützſchler. — Der neue Oberſt der Volkswehr. — Abmarſch des erſten Bataillons. — Vertheidigungsmaßregeln. — Oberſtlieutenant Mercy. — Requiſition von Pferden. — Botſchaft von Friedrich Doll. — Der Bürgermeiſter von Neckarau. — Das Hauptquartier. — Major Tiedemann. — Germain Metternich. — Abermals Schlöffel. — Hauptmann Stöck.

Ich hatte ſolche Eile nach Baden zu kommen, daß ich mich unterweges auch nicht eine Stunde unnütz aufhalten mochte. In Dortmund wohnten meine Eltern, die ich ſeit zwei Jahren nicht geſehen hatte. Es war am Nachmittag, als ich dieſe Stadt vor mir liegen ſah und alle Honoratioren vom Oſt- und Weſthellweg hatten ſich in einem Kaffeegarten an der Eiſenbahn verſammelt. Da ſtand auch meine gute alte Mutter und ſchaute mit wehmüthigen Blicken nach dem Zug, als ahne ihr, daß derſelbe eines ihrer Kinder vorübertrage, die alle weit, weit von ihr nach Oſten zu wohnten. Da ſtand auch mein behäbiger Stiefvater, der

Dichter des Preußenliedes, und dachte an die Auſtern, die der Zug bringen könne.

Ade, ade! Vorbei! vorbei! Lieb gut, alt Mütterlein, ich muß fort an den grünen Rhein, in den Kampf hinein, für Deutſchlands Freiheit, für Deutſchlands Einheit! — Doch war mirs recht weh ums Herz! Am Bahnhof ſtand der Berghauptmann A—, deſſen Sohn bereits auf dem Kampfplatze war. — „Wohin?“ — „„Nach Baden!““ — „Gruß an meinen Sohn!“ — „„Gruß an meine Eltern!““ — Fort gin's nach Köln.

Nach Köln am Rhein, wie Leute dort ſagen, vielleicht um es von Köln an der Spree, einem Theil Berlins, zu unterſcheiden. Wie froh war ich, daß ich dem letzteren entflohen war und nun dem wahren Köln zueilte. Das Herz ſchwoll mir vor Freude. War's mir doch, als höre ich ſchon das Rauſchen des mächtigen, lieben Stromes, als wehe mich die ſtärkende, balſamiſche Luft an, welche über ſeine grünen Wellen dahin ſtreicht.

Nach neun Uhr Abends kam der Zug nach Deutz. Ich ging in den Gaſthof zum Prinzen Karl, der eine Terraſſe am Ufer des Rheines hat und in der Nähe des um ½ 11 Uhr nach Mainz abgehenden Dampfſchiffes liegt.

Am Abend war auf der Terraſſe Muſik, welche eine fröhliche Menſchenmenge dorthin lockte. Da ſaßen die luſtigen Kölner mit ihren Weibern und Töchtern unter grünen Zelten, durch deren Laub bunte Lampen ſchimmerten, und lauſchten behaglich den Tönen, ſchlürften den goldenen Rheinwein und ſchauten vergnüglich hinaus auf den vorbeibrauſenden Strom und auf die ſtolze Colonia Agrippina, deren Umriſſe ſich auf dem helleren Himmel abzeichneten und in welcher Tauſende von Lichtern ſchimmerten, die ſich im Rhein ſpiegelten. Ach, dieſer Maienabend war herrlich! Ich war

förmlich wonnetrunken; ich glaube gar, ich wischte mir eine Thräne aus dem Auge. Mit Behagen setzte ich den grünen Römer voll süß duftenden Rheinweins an meine Lippen und leerte ihn auf das Wohl Deutschlands! Dann lachte ich innerlich über meine Sentimentalität, deren ich mich gar nicht mehr fähig geglaubt hatte und ließ mir mein Beafsteak vortrefflich schmecken.

In solcher Nacht zu schlafen, war nicht möglich. Eine Cigarre nach der anderen rauchend ging ich auf dem Verdeck spazieren und träumte von einer glorreichen Zukunft. In Coblenz mußten wir eine Compagnie preußischer Soldaten, Wagen, Protzkasten und auch mecklenburgische Offiziere an Bord nehmen. Die Soldaten breiteten sich über beide Verdecke aus und die Damen flohen in die Kajüte.

Einer der Schiffleute sagte mir, daß das Regiment, zu welchem die Compagnie gehöre, gut demokratisch sei und daß die Regierung demselben nicht traue. Ich ließ mich daher mit den Soldaten in ein Gespräch ein und war sehr erstaunt über ihre Reden. „Sehen Sie", sagten sie, „unser Einer weiß auch, warum es sich handelt, aber man kann nicht immer, wie man gern möchte. Wir müßten ja zu dumm sein, wenn wir nicht einsähen, daß wir gegen unseren eigenen Vortheil fechten; denn ziehen wir die bunte Jacke aus, dann sind wir ja auch Volk".

Eine zwischen dem Hauptmann und Feldwebel stattfindende Scene gab mir viel zu denken und überraschte mich außerordentlich, denn der Feldwebel gebrauchte Ausdrücke, die in früherer Zeit kein Lieutenant ertragen haben würde, welche aber der Hauptmann geduldig einsteckte und wegging. „Hätte der Kerl nicht das Maul gehalten", sagte der Feldwebel zu den Umstehenden, „ich hätte ihn wahrhaftig binden lassen".

Wir kamen in Mainz an. Liebes „goldiges“ Mainz! Schauplatz meiner ersten Feldzüge gegen schwarz-, braun- und blondgelockte, schwarz-, braun-, blau- und grauäugige Frauen, Jungfrauen und Mamsellen! Wie hatte sich seit jener Zeit dort Alles verändert! Der ganze Quai hatte sich umgestaltet; überall erhoben sich neue Festungswerke und damit waren alte, liebe Erinnerungen zerstört worden. Auf den Straßen, wo ich sonst so bekannt war, begegnete mir kein befreundetes Gesicht. Die Mädchen waren noch so schön wie sonst, aber ach, nach mir guckten sie nicht mehr, denn ich konnte ihr Vater sein!

Wirth und Wirthin des Gasthofes, in dem ich zu Mittag aß, schimpften wacker auf die Preußen, die sich mausiger machten, als jemals, weil alle junge Leute, wohl über tausend Mann, nach der Pfalz und nach Baden gezogen wären. —

Das Dampfschiff nach Mannheim ging nicht, und mit der Eisenbahn dorthin zu fahren, getraute ich mich nicht, aus Furcht, in Hessen wegen meiner mangelhaften Legitimation angehalten zu werden. Mit Mühe und Noth fand ich einen Einspänner, der mich für fünfzehn Gulden nach Mannheim bringen und einen anständigen Reisegefährten, der gleichfalls in diese Stadt wollte.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als ich zum Neuthor hinausfuhr. Zu demselben Thor zogen vor vielen Jahren die Mainzer jungen Männer, auf vierspännigen Leiterwagen sitzend, zum Hambacher Feste. Alle waren geschmückt mit schwarz-roth-goldenen Kokarden, die wir Preußen grimmig verfolgten. Ich stand damals kampfgerüstet auf der Citadelle, deren Kanonen auf das Neuthor gerichtet waren, um die „Liberalen“ mit Kartätschen zu überschütten, wenn sie „mucksen“ sollten. Wer damals prophezeiht hätte, daß

die preußiſche Armee, ja Preußens König, einſt dieſe Farben an ihren Helmen tragen ſollten, würde unfehlbar für verrückt erklärt worden ſein. Langſam aber ſicher war die Idee von dem dreifarbigen aber einigen Deutſchland, von einem erneuerten deutſchen Kaiſer in's Volk gedrungen, und wenn es wahr iſt, was in höheren Kreiſen in Berlin als Thatſache erzählt wurde, daß kurz nach der Märzrevolution der König von Preußen ſich zum deutſchen Kaiſer ausrufen laſſen wollte, ſo würde dies nur von dem richtigen Blick und Gefühl des Königs zeugen. Die Pferde zu dem Ritt durch die Stadt, hieß es, hätten bereits geſattelt im Hofe geſtanden, als der nun verſtorbene Prinz Waldemar zum Könige geeilt ſei und in einer zweiſtündigen Unterredung denſelben bewogen habe, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen.

Wir fuhren über Weiſſenau, Laubenheim, Nierſtein, das gelbe Haus, nach Oppenheim. An der ſogenannten „Flohhütte“ waren wir ſchon drei- bis vierhundert Schritte vorüber gefahren, als wir hinter uns den Ruf hörten: „Halt! halt! ſchieß!“

Erſtaunt ſah ich mich um und erblickte einen baieriſchen Soldaten und andere Leute, die in großer Haſt meinem Wagen nachrannten, und deren Geberden keinen Zweifel darüber ließen, daß der Ruf uns galt. Der Kutſcher hielt und als die Leute ganz außer Athem heran kamen, fragte der Soldat — ein Poſten, der ſich in der Kneipe erfriſcht hatte und uns deshalb nicht paſſiren ſah —: „Haben Sie Schreibens?“ Ich zeigte meine Legitimation und der Soldat entſchuldigte ſich ſehr artig, woraus ich endlich merkte, daß ich nicht mit einem königlich baierſchen, ſondern mit einem Soldaten der Pfälzer aufſtändiſchen Truppen zu thun hatte. Wäre ich etwas harthöriger geweſen, ſo würde mir

wahrſcheinlich als erſter Gruß im Lande der Freiheit eine Kugel nachgeſchickt worden ſein.

Das Wetter war herrlich und es war eine Freude, durch dieſe reiche, von Segen ſtrotzende Gegend zu fahren, die ſo ruhig da lag, daß man gar keine Ahnung davon hatte, man ſei in einem revolutionirten Lande. In Oppenheim ſah es jedoch kriegeriſch aus. Die Knaben hatten ſich mit Stangen, hölzernen Säbeln und dergleichen verſehen und ſpielten „Freiſchärler“. An ihrer Spitze zog die ſchwarz-roth-goldene Fahne und einer der Knaben war „der Hecker“. Die Alten ſahen dem Spiele wohlgefällig zu.

Abends gegen halb zehn Uhr kam ich in Worms an. Dieſe Stadt hatte der Oberſt der Aufſtändiſchen, Blenker, mit etwa achthundert Mann der rheinheſſiſchen Legion beſetzt. Der Gaſtwirth, der mir als er meinen ihm nicht unbekannten Namen hörte, einen Schoppen ächte Liebfrauenmilch vorſetzte, führte mich ſelbſt in das Hauptquartier, da ein Paſſirſchein von Oberſt Blenker durchaus nöthig ſei, um nach Mannheim zu kommen.

Ich fand hier mehrere Herren Bürger, von denen ich keinen einzigen kannte, aber ſpäter beſſer kennen lernte; unter ihnen Enno Sander, den ich ſchon irgendwo, vielleicht auf dem demokratiſchen Congreſſe, geſehen hatte. Der Oberſt war nicht anweſend; er viſitirte die Poſtenkette. Die Frau Oberſt war aber da und der Generalſtab machte ihr den Hof. Eine hübſche, intereſſante Blondine; ein wenig kammerjungferartig, aber mit Charakter in den Zügen. Sie war an dieſem Abend in Frauenkleidern, während ſie ſonſt nach Männerart, an der Seite ihres Mannes vor der Legion reitend, Hoſen und Stiefel und eine braune Blouſe mit Ledergürtel trug.

Die Anwesenden betrachteten mich halb mitleidig, als ich diese Besetzung von Worms durch ein so schwaches Corps ohne Reserve nicht besonders vernünftig fand. Als ich endlich, nach einigen orientirenden Fragen, sehr bestimmt erklärte, „daß ich mich mit zweitausend Mann die ganze Pfalz bis Germersheim von Freischaaren frei zu fegen getraue", war man sehr empört und meinte, man wolle sich gegen eine Armee von zehntausend Mann in Worms halten. Ich schüttelte den Kopf immer bedenklicher, als ich hörte, daß man, eingezogenen Nachrichten nach, noch in dieser Nacht einen Angriff erwarte, und konnte nicht verhehlen, wie ich unter solchen Umständen ihre Sorglosigkeit und ihre mangelhaften Vertheidigungsanstalten nicht begreifen könne.

Schon im Gasthofe hatte ich vom Wirth erfahren, daß ein Herr Ottensoser aus Berlin in Worms zugegen und viel um Blenker sei. Man schien ihm nicht recht zu trauen, wie denn überhaupt der Süddeutsche gegen Norddeutsche stets mißtrauisch ist. Ottensoser war in Berlin Commis, ich glaube in einer Schnittwaarenhandlung, gewesen, und fand sich veranlaßt, nach Schleswig zu gehen und die Berliner, die sich übrigens stets bemühen, „das Glänzende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen", rühmten Ottensosers Tapferkeit, die er während eines Gefechtes durch hartnäckige Behauptung eines Grabens gezeigt habe. Ich traf ihn in Berlin als einen derjenigen, die fast beständig auf der Tribüne der Klubs zu sehen waren und auch auf dem demokratischen Kongresse vermehrte er die dort herrschende Verwirrung. Eifersüchtig auf Held, der sich über ihn lustig machte, oder gar keine Notiz von ihm nahm — was ein jüdischer Demokrat noch weniger verzeiht, als ein christlicher — war er natürlich dessen Feind und nebenbei der meinige. Er war damals ein sehr junger Mann und ich glaube, daß

er es herzlich gut und ehrlich mit unſerer Sache meinte und recht viel Talent hatte, wenn auch vielleicht nicht zum General. Ich ſprach mich daher auch in dieſer Weiſe über ihn aus.

Endlich kehrte Blenker von ſeiner nächtlichen Runde zurück. Er war ein hübſcher Mann von militairiſchem Aeußern und gefälligen Manieren und mochte ein Vierziger ſein. Er hatte in einem heſſiſchen Kavallerie-Regiment als Wachtmeiſter gedient und war dann Weinhändler geworden. Ueber ſein Feldherrntalent vermag ich nicht zu urtheilen; allein als Wachtmeiſter hatte er gelernt ſein Corps ziemlich in Ordnung zu halten und außerdem muß ich rühmen, daß er für nöthige, materielle Dinge, wie ſie zur Ausrüſtung eines ſolchen Corps gehören, mit Verſtand und Umſicht ſorgte. Er trug den Arm in der Binde, denn er war bei einem Verſuch in die Feſtung Landau einzudringen, durch einen Balkenſplitter verwundet worden. Dieſer Angriff auf Landau iſt oft ſehr lächerlich gemacht worden; allein ich kann nicht derſelben Anſicht ſein. Die Feſtung war äußerſt ſchwach beſetzt, Bürger und Soldaten waren großentheils demokratiſch geſinnt und die Officiere allein hielten zur Regierung. Sie gaben ſich viel Mühe und verſahen ſogar ſelbſt Poſtendienſt, da die treugebliebene Mannſchaft nicht ausreichte. Blenker hatte Verbindungen in der Feſtung und erhielt die Verſicherung, daß ihm beim Anrücken das Thor geöffnet werden würde. Er hatte demnach guten Grund gegen daſſelbe vorzurücken und war nicht wenig überraſcht, mit Kanonenſchüſſen empfangen zu werden, die viel Schaden gethan haben würden, wenn die Artilleriſten nicht abſichtlich zu hoch geſchoſſen hätten. Davon konnte aber Blenker um ſo weniger etwas merken, als ein Splitter von einem getroffenen Balken ihn am Arm verwundete, und es wird ihm Niemand ſehr verargen, wenn er unter dieſen Umſtänden ſich eilig mit ſeinem Corps ent-

fernte, welches gewiß nicht geeignet war, so brevi manu eine vertheidigte Festung zu stürmen.

Blenker empfing mich sehr artig, fertigte dem Bürger Corvin und Reisegefährten den verlangten Passirschein aus und empfing meine Warnungen mit wohlwollender Herablassung. Ich reiste um Mitternacht nach Mannheim ab, nicht ahnend, daß meine Vorhersagung so schnell in Erfüllung gehen sollte.

Morgens gegen drei Uhr überschritt ein Regiment Hessen-Darmstädter nebst etwas Kavallerie und Artillerie den Rhein und rückte gegen Worms vor, ohne bedeutungswerthen Widerstand zu finden. Die Freischaaren hatten bis nach Mitternacht den Feind erwartet, allein thörichterweise gegen Morgen, wo man stets am meisten auf der Hut sein sollte, die Betten gesucht. Sie erschraken sehr, als sie durch Granaten geweckt wurden und liefen so eilig davon, daß sie zum Theil selbst ihre Tornister im Stich ließen. Einige Schüsse wurden gewechselt, allein das Resultat war der Rückzug des Blenker'schen Corps nach Frankenthal, wohin ihnen die Hessen nicht folgten, welche nur Worms haben wollten. Viele Bürger dieser Stadt wurden arretirt und hatten Ursache, ihr Vertrauen in den Heldenmuth der Legion zu bereuen.

Ottensoser zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch einen xenophontischen Rückzug aus.

In all the trade of war, no feat
Is nobler than a brave retreat.

Er hatte mit achtzig Mann in der Nacht eine Recognoscirungspatrouille gemacht und war in große Schwulität gerathen, als er sich durch die Hessen von Worms abgeschnitten sah. Er machte daher einen kühnen mieroslawskischen Flankenmarsch in der Richtung nach Amerika zu und langte so in großem Bogen bei den Seinigen an. Dies erzählte mir der preußische Deputirte Reuter, welcher vom

Kirchthurm von Worms herab die ganze Haſenjagd mit anſah.

Es lag mir daran, Sigel, der in Mannheim im Gaſthof zum Rheinberg logirte, ſo bald als möglich zu ſprechen; ich fand aber in dieſem Gaſthofe keinen Platz und mußte in den Pfälzer Hof fahren. Schon ſehr früh wurde ich durch Militairmuſik geweckt und ſah unter meinem Fenſter ein Linien-Regiment vorübermarſchiren, ein Anblick, der mich mit großer Freude erfüllte. Eine Revolution mit einem wohlorganiſirten Heere war ein anderes Ding als die Freiſchaarenwirthſchaft von 1848, die man den Schweizern nachgeahmt hatte, ohne zu bedenken, daß dort die Militairverhältniſſe ganz anderer Art ſind.

Als ich in den Rheinberg kam, fand ich Sigel nicht mehr anweſend, wohl aber Franz Ravaux, dem ich mich ſogleich vorſtellte. Er ſah ſehr leidend aus und ſchien die Schwindſucht zu haben. Von einem Brief aus Berlin wollte er nichts wiſſen; allein ſpäter erfuhr ich, daß derſelbe richtig in ſeine Hände gekommen war. Man hatte ſich in Bezug darauf berathen und die Frage discutirt, ob man mir eine höhere Stellung anvertrauen könne, oder nicht. Das Reſultat der Berathung war mir nicht günſtig, denn Berliner Demokraten, die dabei befragt wurden, ſprachen von meiner Verbindung mit Held, der als offenbarer Verräther betrachtet wurde, und die badiſchen Feinde, die ich mir in Straßburg erworben hatte, riefen wie einſt Bornſtedt und Löwenfels in Paris: „Nur Corvin nicht!“ Für ſie war es übrigens Vorwand genug mich mit Mißtrauen zu brandmarken, daß ich den Muth gehabt, nach Berlin zu gehen und auf dem demokratiſchen Congreß zu reden, trotzdem daß ich in Baden ſteckbrieflich verfolgt war. Für Denjenigen, der die ſpeciellen Verhältniſſe nicht kannte, konnte die Sache allerdings einen

zweideutigen Anſchein haben, ganz beſonders aber für Leute, die mit großer Ungeduld darauf warteten, — Beſtechungsanerbietungen von irgend einer Regierung zu erhalten. Die vielen elenden Subjekte, die es unter den Demokraten gab, rechtfertigten das Mißtrauen, welches überdies gegen einen Adeligen und ehemaligen Officier noch mehr zu entſchuldigen war. Damals empörte es mich jedoch ſehr und erſt jetzt kann ich ruhiger darüber denken.

Es wäre mir lieb geweſen, wenn man ſich offen gegen mich ausgeſprochen hätte, allein man ließ mich über das Mißtrauen gänzlich im Unklaren, welches indeſſen auch bald verſchwand und nur von einigen perſönlichen Feinden, wie Heinzen, und Anderen feſtgehalten wurde, welche fürchteten, ich möchte Anſpruch auf ihre Stellen machen.

Im Schloß traf ich Sigel, als er eben mit Mercy ausfahren wollte. Er erkannte mich nicht wieder; als ich ihm aber meinen Namen nannte, nahm er Anlauf zu einem ſauerſüßen Lächeln und verſprach ſpäter in den Rheinberg zu kommen und weitläufiger mit mir zu reden, was er aber unterließ.

Sigel war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der wegen ſeines bartloſen, wenig markirten Geſichtes noch jünger ausſah. Dieſes Geſicht war nicht eben ſchön, allein auch nicht grad häßlich zu nennen; es gewann durch Freundlichkeit, die jedoch ſelten war, und er ſah durch den eigenthümlichen Bau ſeines Auges meiſtens mürriſch aus. Der Eindruck, den er mir machte, wurde durch eine monotone, heiſere Stimme nicht verbeſſert. Er war über Mittelgröße und gut und kräftig gewachſen, was mehr zu ſeinem Vortheile hervorgetreten ſein würde, wenn er ſich nicht durch die damals in der badiſchen Armee gebräuchlichen weiten und ſteifen lederbeſetzten Hoſen entſtellt hätte. Das braune Haar

trug er kurz geschnitten. Die Form des Gesichts war rund und der Ausdruck desselben ziemlich unbedeutend. Seine Freunde und die ihn sonst näher kannten, rühmten seinen Charakter als Mensch.

Sigel war der erste badische Officier, der zu Hecker überging. Dadurch und daß es ihm gelang, ein Corps von gegen 5000 Mann zu sammeln, wovon ich im ersten Kapitel redete, erlangte er in Baden große Popularität und Nichtmilitairs betrachteten ihn als ein militairisches Genie. Hecker und seine näheren Freunde, die Sigel genauer kannten, machten sich jedoch über ihn lustig und hielten nichts von seinen militairischen Talenten.

Es war natürlich, daß er bei der Revolution von 1849 eine nicht unbedeutende Stellung gleich von vorn herein einnahm; wäre ich von Weissenburg gleich beim Beginn des Aufstandes nach Baden gekommen, so würde dasselbe mit mir der Fall gewesen sein, trotz aller Feinde.

Als ich nach Mannheim kam hatte Sigel, obwohl nur mit dem Rang eines Majors, der That nach den Oberbefehl über die „Neckararmee," die aus sämmtlichen badischen regulären Truppen bestand, obwohl dem Namen nach ein Oberst (ehemaliger Hauptmann) dieselbe befehligte.

Ich habe keinen Grund, Sigel nicht persönlich zu achten und bin gern bereit, seine vielen, schätzbaren Eigenschaften anzuerkennen; allein es ist meine Ueberzeugung, daß die Stellung, welche ihm mehr aufgedrungen als von ihm eingenommen wurde, über seine Fähigkeiten und Kräfte ging. Es fehlten ihm dazu die allernöthigsten Erfordernisse: Umsicht und Klarheit, Bestimmtheit, Charakterfestigkeit, Organisationstalent, Menschenkenntniß und Beredsamkeit.

Die unbedeutendsten Schwätzer hatten Einfluß auf ihn und Schwindler, talentlose Aufschneider und Betrüger er-

hielten unumschränkte Vollmachten und Geld, während er zuverlässige und talentvolle Leute ängstlich mied. — Er mochte das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit haben; das zeigte sich in der Unsicherheit, Unentschiedenheit in Allem was er sprach und that. Er konnte Niemand fest ins Gesicht sehen und ebensowenig Jemand eine bestimmte Antwort geben. Wer zu ihm kam, sich einen Rath oder Befehl zu holen, ging ganz verwirrt von ihm. Seine widersprechenden Befehle oder unbestimmten Dispositionen richteten oft heillose Confusion an und es war ihm stets am liebsten, wenn man that was man wollte. Seine beste Eigenschaft als Soldat war sein persönlicher Muth; doch hatte er mehr den des Subalternofficiers als den des Feldherrn.

Ich blieb zwei Tage in Mannheim, ohne Sigel zu sprechen, der abgereist war. Was ich sah erbaute mich wenig. Eitelkeit und Ehrgeiz trieben ihr Spiel und Jeder trachtete nur danach, sich einen recht guten Platz zu verschaffen, oder so viel als möglich von den goldenen Aepfeln zusammenzulesen, die von dem Staatsbaume herabgeschüttelt worden waren. Die meisten Demokraten richteten sich zu meinem Erstaunen ein, als sei die Existenz des von ihnen geträumten Staates eine ausgemachte Sache und beruhe nicht auf dem Ausgange eines sehr zweifelhaften, gefährlichen Kampfes.

Wie bereitete man sich auf diesen Kampf vor? Drei Wochen waren bereits unter unnützen Zänkereien vergangen und für die Organisation der Landwehr des ersten Aufgebots war noch so gut als gar nichts geschehen. Sigel hatte nichts zu seiner Disposition als die Linientruppen, deren Bataillone keineswegs vollzählig waren, und einige Freicorps oder Legionen, die als Wehrkörper nichts werth, da ihre Disliplin ebenso mangelhaft als ihre Gefechtstüchtigkeit zweifelhaft waren.

Ueberall sah ich ein sehr großes Feld für meine Thätigkeit, und da die provisorische Regierung, den Mangel sachverständiger Officiere fühlend, solche durch die Zeitungen eingeladen hatte, so glaubte ich mit aller Bestimmtheit, sehr schnell eine meiner Fähigkeit einigermaßen angemessene Stellung zu erhalten. Ich war um so mehr zu dieser Erwartung berechtigt, als die meisten jüngern und alle höhern Officiere die Armee verlassen hatten, von welcher dieser Mangel bitter empfunden wurde. Die selbstgewählten Officiere waren nur ein sehr unzulängliches Surrogat. Um nun der Quelle, aus der die Stellen flossen, näher zu sein, beschloß ich nach Carlsruhe zu reisen.

Ich kam in dieser Stadt gegen Abend an und stieg in demselben Gasthofe ab, wo der Landesausschuß und viele fremde demokratische Notabilitäten logirten. Da ich hörte, daß Philipp Becker aus Biel in Carlsruhe und Obercommandeur der gesammten Volkswehr Badens sei, so beschloß ich ihn aufzusuchen, in der Hoffnung, dadurch am schnellsten meinen Zweck zu erreichen, weil er für die Volkswehr eine Menge von Officieren gebrauchen mußte. Ich kannte zwar Becker nicht persönlich, allein man erinnert sich vielleicht der Unterhandlung, die ich mit ihm durch Lommel hatte. Er wußte mehr von meinen militairischen Fähigkeiten als ein Anderer und wir hatten einige Briefe gewechselt. Ich ging also auf das Rathhaus, wo sein Bureau war. Ein Freischärler führte mich in das Vorzimmer desselben; hier fand ich Dortu aus Potsdam, welcher einer der vielen Adjutanten Beckers war. Er erinnerte sich mit einiger Verlegenheit meiner Person von Berlin her, wo ich ihn in seiner etwas komischen Glorie als Präsident des „in Permanenz sitzenden Ausschusses ꝛc." im Café Bavière gesehen hatte. Ich ersuchte ihn, mich bei dem Obersten zu melden und war

nicht wenig überraſcht, von ihm nach ſeiner Rückkehr zu hören, Becker habe jetzt keine Zeit und könne mich nicht annehmen.

In meinem Gaſthofe fanden ſich am Abend eine große Menge intereſſanter und bekannter Perſonen ein; denn hier hatten ſich die verfolgten Demokraten aus ganz Deutſchland Rendezvous gegeben. Hier traf man die Mitglieder der Linken des Frankfurter Parlaments und der preußiſchen Nationalverſammlung; die Theilnehmer an den Aufſtänden in Sachſen und Thüringen und die aus der Schweiz und Frankreich zurückgekehrten Flüchtlinge. Mir gegenüber an den Tiſch ſetzte ſich — Karl Heinzen; wir ſahen uns kalt an und nahmen keine Notiz von einander. Man hatte „unſern wackern Landsmann“ den „berühmten Heinzen“ in der Pfalz nicht im Landesausſchuß aufnehmen wollen und nun kam er nach Carlsruhe, um zu ſehen, ob hier die Leute geneigter wären, ſich von ihm regieren zu laſſen. Als man dazu keine Neigung zeigte, intriguirte er gegen die Regierung; als jedoch die rothe Partei den Kürzern zog, wollte ſich Karl Heinzen mit dem Commando einer von ihm zu bildenden Schweizer-Legion begnügen. Dieſe Legion kam aber auch nicht zu Stande, da ſich Niemand fand, der unter Heinzen fechten wollte und er verließ Baden.

Im Pariſer Hof logirte auch Philipp Becker, den ich am Abend im Wirthszimmer ſah und wo wir uns mit der Wärme von zwei Eiszapfen begrüßten. Er war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, ziemlich groß und mit gebräuntem, militairiſchem Geſichte. Seine Erſcheinung flößte Zutrauen ein und war durchaus nicht lächerlich, wie die manches Anderen, den ich dort ſah. Er trug einen grünen Uniformsrock mit goldenen Epaulet-Haltern. In der Schweiz ſtand er an der Spitze des von ihm gebildeten Wehrbundes Hilf dir, welcher ſeine eigenthümlichen Satzun-

gen und Einrichtungen hatte, um die ich mich aber nie bekümmerte, da ich solch demokratischen Firlefanz abgeschmackt fand. Viele legten aber großen Werth darauf, hatten heimliche Zeichen und Stichwörter, trugen heimliche Kennzeichen ꝛc.

Als es schon anfing dunkel zu werden, kam die „Flüchtlingslegion“ die Straße herunter, um vom Exerciren in ihre Kaserne zu marschiren. Die Legion stellte sich vor dem Hotel auf und brachte Philipp Becker ein Hoch, der am Fenster erschien, sich bedankte und versprach, daß die Legion in den nächsten Tagen Gewehre erhalten sollte, die sie bis dahin noch nicht hatte.

Ich schlug die Hände vor Verwunderung zusammen und lachte herzlich, als ich den guten alten Böning in kriegerischem Schmuck an der Spitze dieses stattlichen Regiments als Oberst sah. Bis dahin hatte ich Böning für einen friedlichen alten Mann gehalten und auch nicht eine Spur von militairischem Geist in ihm geargwohnt. Er sah indessen ehrwürdig und stattlich aus, wie ein Held aus den Zeiten des Mittelalters und war gewiß die malerischste Erscheinung in Baden. Böning mochte ein Sechziger sein; er war groß, kräftig gebaut und ging ein Wenig nach vorn gebeugt; sein Kopf war ein solcher, wie ihn sich Maler als Modell wünschen; das Gesicht trug den Ausdruck der Herzensgüte, allein zugleich auch der Charakterschwäche; der graue Bart und die grauen langen Locken unter dem breitrandigen Freischärlerhut standen ihm besonders gut. Er trug eine schwarze Blouse mit Ledergürtel; aus dem Brustschlitz ragten die Griffe eines Paars hübscher Pistolen mit Stahlbeschlag hervor; dazu trug er hohe Jagdstiefel und einen Schleppsäbel. Er ritt damals einen sehr schönen, aalglatten Braunen, der wahrscheinlich aus dem großherzoglichen Stalle requirirt war. Ich hatte den guten alten Mann herzlich lieb; doch muß ich

der Wahrheit gemäß ſagen, daß er durchaus nicht für ſeine Stelle paßte. Man hatte ihn zu derſelben augenſcheinlich nur ſeines Aeußern wegen gewählt und eine verzeihliche Eitelkeit hatte ihn verführt, dieſelbe anzunehmen. Er begrüßte mich mit großer Herzlichkeit aber einiger Verlegenheit; hätte ich Anſpruch auf ſeine Stelle gemacht, er würde ſogleich vom Pferde geſtiegen ſein, denn all ſeine Leute gehörten zu meiner Legion, deren Commando ich ja noch gar nicht niedergelegt hatte; allein ich hoffte bei dem allgemeinen Mangel an fähigen Officieren, einen Platz zu finden, auf dem ich von mehr Nutzen ſein konnte und ſagte dies auch den Leuten der Legion, die ihren alten Befehlshaber reclamirten.

Da ſich die damaligen Gewalthaber nicht um mich kümmerten, ſo mußte ich ſelbſt Schritte thun, endlich ein Feld für meine Wirkſamkeit zu erhalten. Sigel ſtand bei der Neckararmee, wie auch der damalige Kriegsminiſter — ich glaube Oberſt Eichfeld — aber deſſen Stellvertreter, ein Hauptmann Meierhofer, war in Carlsruhe. Ueber dieſen ſprach man im Pariſer Hof in ebenſowenig ehrerbietiger als anerkennender Weiſe, ja mit demokratiſcher Offenheit nannte man ihn ein Kameel; Andere behaupteten er ſei ein Rhinoceros, während noch Andere ihn zu einem Eſel degradirten.

Neugierig, dieſe ſo ausgezeichnete Perſönlichkeit kennen zu lernen, ſtellte ich mich dem Herrn „Kriegsminiſter“ Stellvertreter vor, und wurde ein Wenig gedemüthigt dadurch, daß derſelbe meinen Namen noch nie gehört hatte, der doch oft genug in Baden genannt worden war. Ich war daher gezwungen, meine kurze Biographie zu liefern und äußerte endlich den Wunſch, im Generalſtab eine Stelle zu erhalten. Er hörte mich geduldig an und antwortete dann — ich vermuthe das Kameel ſprach aus ihm — ich möchte mich

zum Geniebataillon einzeichnen lassen, welches man zu bilden in Begriff sei.

Himmel! dachte ich, so viel Genies haben sie hier, daß sie ein ganzes Bataillon davon bilden wollen! Da konnte ich mich freilich nicht darüber wundern, daß man mich so en bagatelle behandelte. Doch Scherz bei Seite! — Ich machte den Herrn darauf aufmerksam, daß ich nicht zum Ingenieurcorps, sondern zum Generalstab wolle und bereit sei, mich jedem Examen zu unterwerfen. Ich wußte übrigens, daß Niemand vorhanden war, der mich hätte examiniren können. Hauptmann M. belehrte mich aber, — ich glaube das Rhinoceros sprach — daß Ingenieurcorps und Generalstab eins seien, was ich bis dahin nicht gewußt hatte, und daß ich mich nur beim Geniebataillon einzeichnen lassen möchte. Mit großer Schüchternheit — über die ich mich sehr amüsirte — bemerkte ich, daß ich bei dem großen Mangel an Leuten, die etwas verstünden, einen andern Platz als mitten in einem Bataillon Genies beanspruchen zu können glaube. „Nun", antwortete die dritte vierbeinige Person aus dem Kriegsminister, „man kann Sie doch nicht gleich zum Chef des Generalstabes machen!" — Ich sagte, daß man diesen Mißgriff schon früher begangen und daß ich die deutsche Legion in dieser Eigenschaft geführt hätte. Er habe jetzt keine Zeit, antworteten alle drei Bestien aus dem Kriegsminister und ich war so klug wie vorher.

Um doch zu wissen, wie es mit dem Bataillon stünde, begab ich mich in das betreffende Bureau und erfuhr, daß sich innerhalb acht Tagen schon — zwei Genies hätten einzeichnen lassen! —

Im Pariser Hof traf ich Annecke, den Obersten der Artillerie aus der Pfalz. Er war nach Carlsruhe geschickt worden, um mit der badischen provisorischen Regierung wegen

des Ankaufs einiger Geschütze zu unterhandeln, da die Pfalz gar keine, Baden aber einen Ueberfluß daran besaß. Dieser ganze Handel war abgeschmackt, da man erklärt hatte, daß Baden und die Pfalz in militairischer Hinsicht als ein Staat betrachtet werden sollten. Dessenungeachtet kostete es die größeste Anstrengung, die badische Regierung zu bewegen, vier alte Zwölfpfünder für 15000 Gulden an die Pfalz zu verkaufen. Bespannung wollte man nicht abgeben und von Munition nur so viel als in die Protzkasten ging. Besonders wüthend war Annecke über den Kriegsminister-Stellvertreter, den er nun wieder ein Heupferd nannte! Dieser hatte Anneckes Eitelkeit ebenfalls verletzt dadurch, daß er seinen Namen nicht kannte und durch die Frage: „Ob er gedient habe?“ —

Annecke war preußischer Artillerielieutnant gewesen und wegen eines Aufsehen und ihm Ehre machenden Prozesses sein Name in den Zeitungen viel genannt worden. Er war ein hübscher Mann, über dessen militairische Fähigkeiten ich jedoch nicht urtheilen kann. Er wollte mich bereden, nach der Pfalz zu kommen, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen und wo ich ein weites Feld für meine Thätigkeit finden würde. Ich versprach mir die Sache zu überlegen.

Als ich sehr gelangweilt umherschlenderte, traf ich Julius Fröbel in derselben Beschäftigung. Er hätte gern sich nützlich gemacht, allein man hatte keine Verwendung für ihn. Ich kannte Fröbel von Leipzig her und ich schätzte ihn als einen der tüchtigsten Männer unserer Partei. Wir gingen in den schattigen Schloßgarten und hier erzählte er mir seine Abenteuer in Wien und wie er dort zum Tod durch den Strang verurtheilt und begnadigt worden sei. Nach dieser Begnadigung sei, erzählte er mir, in der Nacht ein Officier zu ihm gekommen, der mit in dem Kriegs-

gericht geſeſſen, welches ihn verurtheilte. Dieſer Officier ſchien über den Tod Robert Blum's, oder vielmehr über die befürchteten Folgen ſehr unglücklich und rief im bittenden Ton: „Oh, kommen Sie wieder nach Frankfurt, dann bitten Sie für das unglückliche Oeſterreich.“ —

An der Table d'Hote fand ich ſehr viele Herren vom Landesausſchuß und neben mir ſaßen Fröbel und Gögg, der Finanzminiſter, ein hübſcher junger Mann, deſſen Namen ich aber bis dahin noch nicht hatte nennen hören. Man ſprach von dem gegenwärtigen Zuſtande und den Maßregeln, die getroffen worden waren, dem Feinde zu begegnen, und ich ergriff dieſe Veranlaſſung, den Leuten etwas eindringlich meine Meinung zu ſagen.

Zunächſt hob ich es als eine grenzenloſe Unklugheit hervor, daß man die Pfalz ſo gänzlich unberückſichtigt laſſe; treffe man dort nicht Maßregeln, ſagte ich, ſo werde der Feind, ehe man es ſich verſehe, mitten im Herzen Badens ſein. Es ſei gar nicht zu entſchuldigen, daß man ſich ſo wenig um die Feſtungen Landau und Germersheim bemühe. Erſteres habe nur eine ſchwache, unſerer Sache zum Theil günſtige Beſatzung und die Bürger, uns noch günſtiger geſinnt, würden dieſelbe augenblicklich zur Uebergabe zwingen, ſobald man einige Dutzend Bomben in die Stadt geſchickt habe. Könne man Germersheim nicht bekommen, ſo ſolle man doch wenigſtens den dieſſeits des Rheins liegenden Brückenkopf nehmen, der, wie man mir geſagt habe, noch gar nicht einmal armirt ſei.

Die Preußen müßten Thoren ſein, wenn ſie, anſtatt ſich an den Päſſen des Odenwaldes die Stirn blutig zu rennen, nicht ganz gemüthlich bis Germersheim durch die Pfalz marſchirten, unter dem Schutz dieſer Feſtung über den

Rhein gingen, der badiſchen Armee in Flanke und Rücken fielen und Carlsruhe einnähmen.

Die Maßregeln, die man bis jetzt im Odenwald getroffen, ſeien unbedeutend; man müſſe ſo weit als möglich in denſelben vordringen und Darmſtadt bedrohen, zugleich aber die Linie von Mannheim bis Heidelberg und dieſe Städte ſelbſt ſtark beſetzt halten. Verführe man ſo, dann müſſe der Feind entweder einen bei dem hohen Waſſer ſchwierigen Rheinübergang oder den ebenſo gefährlichen über den Neckar verſuchen, worin er durch die Armee im Odenwald, welche beſtändig die Flanke bedrohe, ſehr gehindert werden würde.

Sei man genöthigt, das flache Land preiszugeben, dann möge man wenigſtens darauf bedacht ſein, den Schwarzwald, das Oberland und Raſtatt in guten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Von hier aus könne man Würtemberg revolutioniren und die zerſtreuten Volkswehren ſammeln. Man möge ſich beeilen, dieſe letzteren im Oberland ſo ſchnell als möglich zu organiſiren, damit man bei Unglücksfällen am Neckar dort wenigſtens eine tüchtige Reſerve habe.

Man hörte mich an und gab mir Recht, allein damit war es abgethan; in den nächſten Minuten hatte man Alles vergeſſen, um ſich um Stellen in der Verwaltung und um Theorien zu zanken, die man doch erſt nach Durchführung der Revolution ins praktiſche Leben rufen konnte. Man war ſehr ſiegesgewiß und erwartete Großes von Sigel und der Neckararmee; an die Preußen dachte man wohl, aber ſtets an 10—20000 Mann, welche ſie, wie nach Sachſen, ſchicken würden.

Nachmittags kam die Nachricht von einem Gefecht, welches Sigel gegen die Heſſen-Darmſtädtiſche Armee bei Hemsbach verloren hatte. Da gab es entſetzlich lange

Geſichter! Es kamen auch eine Anzahl flüchtiger Soldaten, meiſt Dragoner an, die — vom Schlachtfelde bis Carlsruhe per Eiſenbahn gelaufen waren. Anſtatt dieſe Ausreißer ſogleich vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, oder ſie wenigſtens einzuſperren, ließ man ſie in der Stadt umherlaufen und die Geſchichte von der grauſamen Schlacht erzählen.

Die Heſſen hatten eine Volksverſammlung an der Grenze geſtört und es war beſchloſſen worden, ſie zu züchtigen. Zu dieſem Ende überſchritt Sigel die Grenze und ſuchte die heſſiſchen Truppen auf. Er mußte vernünftiger Weiſe darauf gefaßt ſein, ſie zu finden und danach ſeine Vorſichtsmaßregeln treffen; allein er marſchirte wie im Traum und ſtieß ganz unvermuthet auf die vor ihm ſtehende, feindliche Armee. „Wollen wir einmal ein Bischen?“ ſagte Sigel zu Mögling, der als Lieutenant in ſeiner Nähe war und ging an der Spitze der Dragoner vor, ohne Plan oder Vernunft. Unvermuthet wurden ſie durch Kartätſchen begrüßt, von denen eine Sigels Helm durchbohrte, ohne ſonſt zu ſchaden. Die Dragoner kehrten ſogleich höchlich überraſcht um und überrannten in wilder Flucht die Infanterie, welche ſolcher Aufforderung zum Ausreißen kaum bedurfte, da die Kartätſchen in die Regimentsmuſik gefahren waren und in derſelben Entſetzen verbreitet hatten. Mögling machte noch einmal einen Angriff mit den Dragonern, allein vergebens. Das Leibregiment hielt ſich ſchlecht, wüthend über die ſelbſterwählten feigen Officiere, die ihren Gehalt noch gern länger beziehen wollten. Die Badenſer liefen bis Weinheim, ja ſelbſt bis Heidelberg und wären die Heſſen gefolgt, ſo würden jene eine große Niederlage erlitten haben; allein dieſe — hielten ſich für geſchlagen und retirirten gleichfalls! Mögling erzählte mir ſpäter die ganze „Schweinerei,“ wie er es nannte.

An und für ſich war dies Gefecht von gar keiner Bedeutung; allein es war äußerſt wichtig wegen des moraliſchen Eindruckes, den es machte und der Fehler, die es hervorrief. Sigel, deſſen Unfähigkeit die Schuld allein beizumeſſen iſt, ſchob dieſelbe auf die Dragoner, welche die Kanonen nicht genommen hätten, von deren Kartätſchen ſie auf etwa hundert Schritt Entfernung überraſcht worden waren, und Struve beging die Unklugheit, ein Bülletin in Carlsruhe an die Straßenecken ſchlagen zu laſſen, in welchem die Dragoner als Feiglinge vor ganz Deutſchland an den Schandpfahl geſtellt wurden. Das war ebenſo ungerecht als unvorſichtig und ich zuckte förmlich zuſammen, als ich das Blatt las, denn dadurch, das wurde mir ſogleich klar, machte man ſich das Dragoner-Regiment zu Feinden und öffnete der Verrätherei Thür und Thor.

Am andern Vormittag erhielt ich zu meiner Verwunderung eine Vorladung, ſogleich vor dem Sicherheits-Ausſchuß zu erſcheinen. Ein mir gänzlich unbekanntes Individuum hatte mich als Verräther, Spion und wer weiß was noch denuncirt. Ich ließ Philipp Reuter holen, den ich unten im Rathhauſe bemerkt hatte, und man entſchuldigte ſich bei mir.

Nach dem Gefecht bei Hemsbach verbreitete ſich auch die Nachricht, daß eine Anzahl höherer Officiere der Armee durchgegangen ſeien und unter ihnen der Kriegsminiſter, Oberſt Eichfeld. Handelten dieſe Herren auch nicht ehrlich, ſo handelten ſie doch klug; an dieſer erſten Frucht von Sigels Feldherrnthum ließ ſich die ganze Erndte erkennen!

Sigel kam indeſſen nach Carlsruhe, um die Stelle des ausgeriſſenen Kriegminiſters einzunehmen, von deſſen eigentlichen Funktionen er auch nicht einmal eine blaſſe Idee hatte. — Als ein ſehr hübſches Pröbchen von der zu jener Zeit

üblichen Art und Weiſe im Geſchäftsverfahren führe ich nur an, daß der Kriegsminiſter-Stellvertreter M., als er in den Pariſer Hof zu Tiſche kam, noch nichts davon wußte, daß er ſeit dem vorigen Tage unnütz und Sigel zum Kriegsminiſter ernannt ſei. Er ward blaß vor Aerger, ſagte aber kein Wort. Als ich gegen Jemand meine Verwunderung darüber äußerte, erhielt ich zur Antwort: „Ach, was ſoll man mit der Volleul' viel Umſtände machen!“ — In dem Mann ſchien eine ganze Menagerie vermuthet zu werden, denn ſpäter hörte ich ihn Fuchs und Verräther ſchelten!

Ich ging zu Sigel, um zu erfahren, ob er eine Stelle für mich habe. Ich fand ihn mittheilender als das Erſtemal und wir ſprachen über die gegenwärtige Lage der Dinge. Ich verhehlte ihm meine Beſorgniſſe nicht und drang auf die Beſchützung der Pfalz und wenigſtens auf die Wegnahme des Brückenkopfes von Germersheim, damit der Feind uns nicht in die Flanke komme und überflügle. „Was thut das? ſagte Sigel, wenn der Feind uns in der Flanke iſt, dann ſind wir ihm auch in der Flanke!“ — Als ich nach der Stärke der Armee fragte, geſtand er ganz naiv, daß er dieſelbe nicht kenne. Ich ſprach mich unumwunden über dieſe ſorgloſe, liederliche Wirthſchaft aus und ſtellte dem Kriegsminiſter vor, wie wichtig es ſei, vorerſt ſeine Streitkräfte kennen zu lernen, dieſe zu organiſiren und zu brauchbaren Wehrkörpern zu machen. Er gab mir Recht, und als ich meine Bereitwilligkeit ausſprach, nach dieſer Richtung hin thätig zu ſein, fing er an eine Vollmacht zu dictiren, kraft welcher ich zum Oberinſpecteur der Armee oder etwas dem Aehnlichen, ernannt werden ſollte, — als Karl Heinzen durch ſein Hereintreten ihn unterbrach, ihm etwas ins Ohr ſagte und mit ihm in ein Nebenzimmer ging, in

welchem sich der ältere Schlöffel und ein preußischer Deputirter befanden.

Von meiner Vollmacht war weiter nicht die Rede. Heinzen hatte Sigel beschworen, mir, einem so verdächtigen Menschen, keine wichtige Stellung zu geben und mich in einer Weise geschildert (ich erfuhr es später durch den preußischen Deputirten), daß Schlöffel mich in seltsam hochfahrender Art behandelte, welche ich nicht zu dulden entschlossen war. Ich schrieb daher an Sigel und beklagte mich bitter über das gegen mich beobachtete Verfahren und die unerklärlichen Kränkungen, die mir von allen Seiten zugefügt würden, von Personen, welche nicht offen gegen mich aufzutreten wagten.

Als ich am andern Tage in das Kriegsministerium kam, um Sigel zu sprechen, fand ich diesen so beschäftigt, daß ich nicht ankommen konnte. An anständige Formen gewöhnt, hatte ich mich anmelden lassen; allein das war ein Fehler; Jeder lief ohne Umstände in des Kriegsminister Zimmer und an mich kam nicht die Reihe. Ich benutzte die Muße, die ich durch dieses Antichambriren erhielt, meine Betrachtungen zu machen. Dies Treiben im Kriegsministerium war betrübend für den Demokraten und ergötzlich für den Spötter. Von einer Geschäftsordnung war gar nicht die Rede; hatte man ein Anliegen, so konnte man tagelang umherlaufen, ehe man die nöthige Behörde ausfindig machte. An einen regelmäßigen Empfang war nicht zu denken; das Zimmer des Ministers glich einem Taubenschlage und so Viele auch hineingingen, Keiner ging befriedigt oder abgefertigt hinaus, denn trat ein Anderer ins Zimmer, so brach Sigel das Gespräch ab und wandte sich an den Neuangekommenen.

Eine mir höchst komisch erscheinende Figur spielte Gustav v. Struve. Er war, wenn ich nicht irre, Präsident des

Militairausschusses! Struve, Präsident eines Militair-Ausschusses! Außer Muth, den ich ihm nicht absprechen will, hatte Struve auch gar nichts in sich, was ihn zu irgend einem militairischen Posten befähigte, und dennoch war er grade am meisten darauf versessen, Soldat zu spielen. Schon sein Aeußeres war so unmilitairisch als möglich und das ist nicht ganz unwichtig. Er sah immer zerknittert und ungewaschen aus und ich konnte nicht umhin, ihn mit einer Elster zu vergleichen, die in einer Küche gehalten wird und deren Federn stets zerknittert und beschmutzt sind. Die dreifarbige, wie ein Strick zusammengedrehte Schärpe, welche er über der Brust trug, war beinahe unter dem Arm zusammengeknüpft und die Schwänze der Schleife baumelten zwischen den Schulterblättern. Ich konnte mich nicht des Lachens erwehren, als ich ihn einige Soldaten abfertigen sah, denen er Papiere übergab. Die Soldaten waren ganz verblüfft über die Art und Weise, wie man mit ihnen im Kriegsministerium umging und sahen sich erstaunt an. Man bat sie, sich zu setzen und die Gefälligkeit zu haben zu warten und erschöpfte sich in Entschuldigungen, daß man sie warten lasse.

Struve, der mich sehr wohl erkannte, würdigte mich keines Blickes und Sigel, der einige Mal durch das Zimmer gehen mußte, that sehr eilig und vermied es mich zu sehen; kurz ich schien bei den Machthabern in vollständiger Ungnade und hatte keine Aussicht, mein Glück zu machen.

Von all den Leuten, die ich dort sah, machte der alte Schlöffel den angenehmsten Eindruck auf mich; er verstand zu repräsentiren, und benahm sich sehr ruhig und angemessen. Er suchte mich auf; Sigel hatte ihm meinen Brief übergeben. Er war Oberkriegs-Commissär und sprach mit mir über militairische Angelegenheiten. Er machte mir Aussicht auf ein größeres Commando bei der Neckararmee und sagte,

daß dort sein Sohn sei. Der Junge sei sehr brav, aber noch unerfahren und es werde ihn freuen, denselben unter der Leitung eines älteren Mannes zu sehen. Ehe wir jedoch zu einem Resultate kamen wurde Schlöffel abgerufen und ich sah ihn in Carlsruhe nicht wieder; von einer Anstellung für mich war weiter nicht die Rede.

Am Nachmittag traf ich Mögling in Uniform, der in derselben sehr gut aussah. Er war zum Hauptmann ernannt worden und kaufte sich eben die Epaulets. Am Nachmittage reiste er in Geschäften nach Würtemberg, wie es hieß, dort einige Regimenter zu empfangen, die mit den Badensern gemeinschaftliche Sache machen wollten. Ich sah ihn während der ganzen Revolution nicht wieder, da wir zufällig stets an verschiedenen Orten thätig waren.

Als ich am andern Morgen ausging, erhielt ich die Nachricht, daß Fickler, der Mitglied des Landesausschusses war, in Stuttgart arretirt und auf den Asperg gebracht worden sei. Ich ging sogleich zu Sigel und brachte ihm diese wichtige Neuigkeit, die anfänglich große Bestürzung erregte; allein der bei Sigel anwesende Struve wußte, sanguinisch wie er war, der Sache sogleich eine vortheilhafte Seite abzugewinnen; ja er betrachtete diese Verhaftung Ficklers als ein Glück, da sie ganz sicher das würtembergische Volk zum Aufstande bringen werde!

Auf diese Erhebung hatte man schon lange gewartet und so sicher darauf gerechnet, daß man förmlich den Muth verlor, als die Schwaben noch immer sich nicht rühren wollten. Ein starkes Truppencorps nach Würtemberg zu schicken, um das Volk dort bei den ersten Schritten zu unterstützen, fiel aber Niemand ein; wenigstens unterließ man es.

Als ich abermals einige Stunden auf dem Kriegsministerium zugebracht hatte, ohne Sigel sprechen zu können

und ihn eine Hintertreppe hinabgehen sah, eilte ich ihm nach und holte ihn vor der Thür ein. Ich fragte ihn nun, ob er mir endlich eine bestimmte Antwort geben wolle oder nicht? Ich sei auf die Aufforderung der Regierung von Berlin hierher gereist und habe weder Zeit noch Geld genug, hier unbeschäftigt umherzulungern. Nach einigen verlegenen Worten sagte Sigel: „Nehmen Sie doch ein Bataillon, ich habe auch eins nehmen müssen." — „Nun gut," antwortete ich, „so geben Sie mir eins." — „Ja, ich habe keins!" — „Nun dann hol Sie" — und damit ließ ich ihn stehen.

Am Nachmittag wollte ich nach Mannheim zurückkehren, um von hier in die Pfalz zu reisen und zu sehen, ob man dort ebenso sich gebahre wie in Carlsruhe. Während meiner Abwesenheit dort, bemerkte ich vor der Front eines Volkswehrregiments einen hübschen, blutjungen Mann in ungarischer Tracht. Ich hörte, daß es Türr sei, der sich für einen ehemaligen österreichischen Officier ausgegeben und den man ohne Weiteres — zum Obersten gemacht habe. Er war übrigens nicht Officier, sondern Oberwachtmeister gewesen; andere sagten Tambourmajor, was jedoch eine Unwahrheit ist.

Die erbärmliche Wirthschaft, die ich in Carlsruhe sah, flößte nicht allein mir, sondern auch andern dort länger anwesenden Personen nichts weniger als Zutrauen an das Gelingen der Revolution ein, und als ich ging um mich Fröbel zu empfehlen, dessen Frau angekommen war, fand ich eine Dame aus Mannheim bei ihr!, die ich in Straßburg hatte kennen lernen und die eine eifrige Demokratin war. Sie sagte zu mir beim Abschied. „Nun, adieu, auf Wiedersehen in Straßburg."

Ich wollte nicht abreisen, ohne Struve einen Besuch zu machen. Wenn wir uns auch früher, durch Heinzens Hetzereien, gewißermaßen feindlich gegenübergestanden hatten;

wenn ich auch Manches in ſeinem Betragen lächerlich fand, ſo erkannte ich doch ſeine großen Fähigkeiten vollkommen an und ſchätzte die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung und vor allen Dingen ſeine Redlichkeit und Uneigennützigkeit.

Guſtav von Struve und ſeine Amalie empfingen mich ſehr kühl. Ich ſagte ihm: es ſcheine mir jetzt nicht an der Zeit alter Zwiſtigkeiten zu gedenken und zweckmäßig, gemeinſam zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles zu arbeiten, deshalb käme ich zu ihm, um zu zeigen, daß ich meinerſeits keinen Groll mehr hege und bäte ihn, den ſeinigen ebenfalls zu vergeſſen.

Struve wiederholte ungefähr meine Phraſe; wir gaben uns die Hand; allein er ſchien mir keineswegs aufrichtig. Seine Frau, ein ſehr ſchönes Weib mit brillanten, ſchwarzen Augen, ſchwieg hartnäckig; kaum daß ſich eine Frage nach meiner Frau von ihren Lippen rang. Ich konnte ſie nicht ohne Lächeln anſehen, der mancherlei Anecdoten gedenkend, die man ſich von ihr, in Bezug auf ihre Werbungen von Officieren für die Revolution erzählte.

Als ich, in Mannheim angekommen, eben auf dem Weg zum Bahnhof in Ludwigshafen war, begegnete ich Janſen aus Cöln, den ich ſeit Straßburg nicht wieder geſehen und von dem ich wußte, daß er ſich zu Willich begeben, welcher in Beſançon ein tüchtiges Corps von Flüchtlingen gebildet hatte. Willichs communiſtiſche Thorheiten hatten Janſen angeekelt und er war mit achtzig Mann, die ihm folgten, zuerſt nach Carlsruhe und dann nach Mannheim gegangen. Er ſprach ſehr gut von Willichs Charakter und militäriſchen Fähigkeiten, machte ſich aber über ſeine Narrheiten luſtig. Dieſer halte, ſagte er, ſich für eine Art von Chriſtus und habe ſeinen Johannes in einem blaſſen Schneidergeſellen, dem er ganz beſondere Gaben zuſchreibe. Er habe es nicht

länger aushalten können und ſei dem Narrenhauſe entflohen. Willich ſollte nun vor Landau ſtehen und dieſe Feſtung blockirt halten.

Janſen rieth mir ſehr ab, nach der Pfalz zu gehen, wo die Verwirrung noch weit größer ſei, als in Baden; er bat mich in Mannheim zu bleiben und mit ihm zu Trützſchler zu gehen, der mich ſicher nicht fortlaſſen werde. Dieſer, Civilcommiſſionär von Mannheim und zugleich Regierungs-Director des Unterrheinkreiſes, war ein Mann von etwa dreiunddreißig Jahren, mit feinem, hübſchen, offenen Geſicht, blauen Augen, und blondem, ſchlichtem Haar. Er war von mittlerer Größe und ſchlanker Geſtalt. An ſeinem Dialect erkannte man, daß er ein Sachſe ſei. Er empfing mich mit großer Offenheit und Liebenswürdigkeit und bat mich dringend, in Mannheim zu bleiben, da alle Geſchäfte auf ihm laſteten und er ſogar die Militär-Angelegenheiten beſorgen müſſe, indem kein Menſch da ſei, der das Geringſte davon verſtünde.

Trützſchler gefiel mir außerordentlich und immer mehr, je länger ich ſein Thun und Treiben beobachtet. Er war ein entſchiedener Republikaner und machte alle demokratiſchen Narrenspoſſen mit; allein er that es mit dem Anſtande eines wohlerzogenen, an feine Geſellſchaft gewöhnten Mannes und hielt lange Haare, ſchmutzige Wäſche und Hände durchaus nicht für Erforderniſſe eines Demokraten. — Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein war er thätig, und wo er ſchaffte, wurde auch Etwas abgemacht, Etwas vor ſich gebracht. Es war nicht dieſe Carlsruher zappelnde, nichts fördernde Geſchäftigkeit, ſondern eine rührige, beſonnene, ſachkundige Thätigkeit. Es iſt kaum zu glauben, was Trützſchler Alles allein und anſcheinend mit der größten Leichtigkeit beſorgte! Obwohl ich ihn meiſtens gelaſſen und ſehr

ruhig fand, so konnte er doch sehr entschieden und derb auftreten, was er denn auch bei manchen Gelegenheiten that. Er war von allen in Baden anwesenden Demokraten offenbar der tüchtigste.

Im Umgange gewann er noch mehr und man lernte in ihm nicht nur den gewandten und fähigen Geschäftsmann, sondern auch den liebenswürdigen, tüchtigen Menschen schätzen und lieben.

Bei Tische forderte er mich auf, mit ihm eine Batterie für vier Geschütze auf der Neckarspitze zu besichtigen, die schon gegen tausend Gulden an Arbeitslohn koste, ihm aber gar nicht gefallen wolle. Die Arbeit, sagte er, habe ein Ingenieur geleitet, den man aus dem Hauptquartier Heidelberg mit der unumschränken Vollmacht abgesandt habe, die Linie von Heidelberg bis Mannheim durch Befestigungen zu verstärken.

Ich fand ein seltsames Ding von einer Schanze vor und der junge Ingenieur schämte sich nicht wenig vor mir. Auf meine Angaben wurden einige Aenderungen gemacht; allein es blieb immer ein verpfuschtes Ding.

Durch Trützschlers Vermittelung ward ich zum Obersten der Mannheimer Volkswehr ernannt. Diese bestand damals aus einem Bataillon von fünf Compagnieen, dem mich Trützschler als seinen Befehlshaber im Auftrage der Regierung vorstellte.

Ich formirte sogleich die Compagnieen nach den darüber bestehenden Bestimmungen, ließ Officiere wählen und die Leute einexerciren, womit man indessen schon einige Zeit unter der Leitung eines Oberfeldwebels angefangen hatte. — Es war ein schwieriges Ding, Disciplin in dieses Bataillon zu bringen, da die erwählten Officiere durchaus keinen Begriff von der Nothwendigkeit derselben hatten. Sie waren an das

Clubweſen gewöhnt und wollten mit mir discutiren, wo ſie zu gehorchen hatten, und ich war genöthigt, gleich von vornherein mit ſehr großer Strenge dazwiſchen zu fahren, um ihnen dieſen demokratiſchen Firlefanz aus dem Kopfe zu treiben. Ein Umſtand, welcher ſehr nachtheilig auf die Disciplin wirkte war, daß die Leute weder ordentlich, noch gleichmäßig equipirt waren und daß die Officiere nicht Uniformen trugen, ſondern in Blouſen, Civilröcken u. ſ. w. vor der Front erſcheinen mußten. Die Hervorhebung dieſes Mangels wird manchem Civiliſten abgeſchmackt erſcheinen; allein Militärs werden die Wichtigkeit deſſelben einſehen. Der Regierungs-Director Trützſchler mochte in blauer Blouſe mit dreifarbiger Schärpe erſcheinen, ohne ſich an Anſehen zu vergeben; allein ein Major oder Hauptmann in der Blouſe findet bei ſeinen Leuten nicht den nöthigen Reſpect.

Kaum hatte ich das Bataillon einige Tage, als ein junger Mann bei mir erſchien, der ſich als Major von Rochlitz und Adjutant Sigels ankündigte. Er brachte mir den Auftrag, ſo viele Bataillone als möglich, in Mannheim zu bilden und dazu Leute vom erſten Aufgebot zu nehmen, ohne Rückſicht auf die Bezirke und Ortſchaften, wo ſie zu Hauſe wären. Zugleich brachte er mir abermals einen neuen Organiſationsplan — den dritten in drei Tagen — und den Befehl, das nach demſelben eingetheilte Bataillon zur Avantgarde der Neckararmee, Abends ſechs Uhr deſſelben Tages abmarſchiren zu laſſen. In aller Eile traf ich die nöthigen Vorbereitungen und übergab das Bataillon einem ehemaligen preußiſchen Premierlieutenant Herrn von Bernigau. Als das Bataillon ſich ſammelte, wurde es durch einen ungeheuern Platzregen bis auf die Haut durchnäßt, fuhr ſo mit der Eiſenbahn nach Heidelberg und mußte hier die Nacht ohne

Feuer auf der Straße kampiren, weil man gar nicht daran gedacht hatte, daß es ſo pünktlich eintreffen werde. Die armen Leute mußten meiſtens in's Feld rücken ohne genügende Kleidung, mit einem Paar Schuhe, ohne Torniſter und ſelbſt ohne Patrontaſchen, während auf den Kammern der Linienregimenter altes, aber noch immer brauchbares Material in Maſſe aufgeſtapelt war.

Es that mir eigentlich leid, von dem Bataillon Abſchied zu nehmen, welches aus recht braven Leuten beſtand, aus denen ich bald ein tüchtiges Corps gemacht haben würde; allein Trützſchler wünſchte ſehr meine Anweſenheit in dem bisher vernachläſſigten Mannheim, wo ich bald einen Angriff erwartete. Hier war allerdings Mancherlei zu thun. Die Geſchäfte im Büreau der Volkswehr überließ ich jedoch meiſtens meinem Adjutanten Lindemann, den ich auf Trützſchlers Empfehlung genommen hatte. Lindemann war ein Sachſe und hatte einſt ein liberales Blatt — ich glaube „die Sonne“ — in Chemnitz redigirt. Er galt für einen Vollblutdemokraten und war ein angenehmer, verſtändiger Mann, den ich im Büreau beſſer brauchen konnte als im Felde, ſchon weil er mit der Feder bei Weitem beſſer als mit ſeinem Pferde umzugehen verſtand. Meine Hauptaufmerkſamkeit war auf die Vertheidigungs- und Sicherheitsmaßregeln gegen einen Angriff von Seiten des Feindes gerichtet, der uns bereits ſehr nahe war. Mecklenburgiſche Dragoner hatten einen Beſuch in Sandhofen gemacht, welches kaum eine Stunde von Mannheim liegt und in Birnheim, hieß es, ſtünden feindliche Truppen. Deſſenungeachtet hatte man in Mannheim in großer Sorgloſigkeit gelebt und gar nicht daran gedacht, ſich gegen einen Ueberfall nur im Mindeſten zu ſichern. Erſt ſpät beſetzte man das bei Mannheim liegende Dorf Käferthal; allein die ganze Strecke von dieſem Ort bis zum Rhein lag offen da,

kaum daß man die Kettenbrücke über den Neckar durch einen Posten sicherte, der ohne Schwierigkeit aufzuheben gewesen wäre.

Sobald ich in Mannheim eine militärische Function übernahm, ließ ich mir es angelegen sein, diesen Fehler zu verbessern, worin mir Trützschler durch seine Vollmachten kräftig Beistand leistete; denn ich erhielt nicht allein das Commando über die Vorposten, sondern auch den Auftrag, den von Heidelberg geschickten Ingenieur in seinen Arbeiten zu controlliren, oder vielmehr dieselben anzugeben, da man ihn, der übrigens ein ganz braver, junger Mann war, durch ein Abberufen nicht kränken wollte.

Ich stellte nun alle Abend Feldwachen und Posten von Linienmilitär und Volkswehr aus, wobei ich beide Truppengattungen stets gleichmäßig vertheilte, damit die letztere von der ersteren den Felddienst lerne, was sich als sehr zweckmäßig erwies. Diese Sicherheitsmaßregel genügte mir jedoch nicht; da ich mit Bestimmtheit von dieser Seite her einen Angriff auf Mannheim erwartrte, so war ich darauf bedacht, einige Punkte durch Geschütze zu verstärken und zu diesem Ende auf der Strecke vom Waldhof bis zur Giuliniſchen Schwefelsäurefabrik drei Batterieen errichten zu lassen. Die eine wurde nicht weit vom Waldhof selbst, die andere auf dem Exercierplatz in der Nähe des Brunnenhäuschens erbaut und zu der dritten auf dem rechten Flügel beschloß ich die Fabrik selbst zu benutzen. Cavallerie- und Infanterie-Feldwachen sollten diese Batterieen decken. Besonders wichtig erschien mir die in der Fabrik. Hier konnte man einige Geschütze sehr vortheilhaft postiren und in der Nähe boten im Fall eines Gefechtes die dort herum liegenden Bierkeller und der mit einer starken Mauer umgebene Kirchhof gute Punkte zur Vertheidigung. Letzterer sollte einer Hülfsbrücke gleichsam

als Brückenkopf dienen und eine andere Brücke unterhalb der Kettenbrücke von Flößen hergestellt werden, die stark genug war, Infanterie und selbst Cavallerie zu tragen.

Ehe noch meine Anstalten vollends ausgeführt waren, übernahm Oberstlieutenant Mercy den Oberbefehl über den linken Flügel der Neckararmee und ward zugleich Stadt- und Garnisonscommandant von Mannheim. So hatte sich bis dahin Lieutenant Haas — ein Gefreiter, der bei dem Soldatenaufstand in Rastatt eine gewisse Rolle spielte — aus eigener Machtvollkommenheit genannt, ohne daß ihn Jemand respectirte; er ward nun auf die Functionen eines Platzmajors beschränkt. Die Vertheidigungsmaßregeln waren jetzt Mercy's Sache und dieser begnügte sich damit, vor der Neckarbrücke, an der Stadtseite, eine leichte Verschanzung, die mit einigen Geschützen besetzt ward, und eine Floßbrücke unterhalb der Kettenbrücke bauen zu lassen. Die Befestigung des andern Ufers und namentlich der Giulinischen Fabrik gab er auf Klagen des Besitzers auf, der viele tausend Ctr. Schwefel und andere brennbare Stoffe in derselben zu haben behauptete. Das war allerdings nicht angenehm; allein ich hatte die Geschütze so postirt, daß sie durch dicke Mauern von der eigentlichen Fabrik getrennt waren und im Fall einer Feuersbrunst sogleich zurückgezogen werden konnten. Der vorrückende Feind würde sich ganz gewiß in der Fabrik festgesetzt haben, wenn wir es nicht thaten und dann mußten wir die Gebäude in Brand schießen. Der Besitzer war also im Fall eines Gefechtes, bei dem der Feind so weit vordrang, auf alle Fälle schlimm daran; doch das sind unvermeidliche Folgen des Krieges.

Mercy war vor der Revolution Oberlieutenant und Adjutant des dritten badischen Regiments gewesen. Als bei dem Soldatenaufstande in Rastatt die Arrestanten befreit

werden ſollten, ſtand er den Soldaten mit dem Säbel in der Hand gegenüber und wurde der Gegenſtand ihres beſonderen Haſſes, den er ſich ſchon durch ſeine Strenge als Adjutant zugezogen hatte. Die Soldaten drohten ihn umzubringen und er war genöthigt, ſich bei einem Bekannten zu verſtecken, bis es ihm gelang, in Civilkleidern zu entkommen. Als die Revolution an Umfang gewann, ſchloß er ſich derſelben an und erſchien plötzlich in Carlsruhe als „Kriegsminiſter-Stellvertreter“, welche Stelle er jedoch nicht lange einnahm.

„Im Lande der Blinden iſt der Einäugige König.“ Mercy galt für einen talentvollen Soldaten, das beweiſen die Stellen, die ihm anvertraut wurden. Er war ſchwach, eitel und unentſchieden und als Regiments-Adjutant in einer Garniſon eben an ſeinem Platze. Um die Sache, für welche wir kämpften, ſchien er ſich nicht viel zu kümmern, da er ſich wohl nie den Kopf darüber zerbrochen hatte; er nahm einmal daran Theil und hoffte ihren Sieg, damit er eine hohe Stelle mit gutem Gehalt bekam, wodurch ſeine Wünſche befriedigt waren. Er war von mittler Größe; hatte dunkles Haar, ein angenehmes Geſicht, welches rothe Puſteln etwas entſtellten, und war im Umgange ein ganz leidlicher Menſch.

Aus ſeinem zaghaften, unentſchiedenen Auftreten ſah man deutlich, daß er das Zutrauen zum Gelingen der Revolution verloren hatte und ſo wenig wie möglich thun wollte, um die Laſt ſeiner Sünden gegen die großherzogliche Regierung nicht zu ſchwer zu machen. Dies waren die Gedanken, welche ſeine Handlungsweiſe in mir erzeugten; allein möglich iſt es auch, daß dieſe Unentſchloſſenheit und Unentſchiedenheit in ſeinem Charakter lagen. Beſonders vorſichtig und rückſichtsvoll verfuhr er mit den Mannheimern, bei denen etwas mehr Strenge und Energie ſehr am Platze ge-

weſen wäre. Mercy trat außerordentlich leiſe auf und wußte ſtets Trützſchlers und meine Maßregeln, die übrigens nichts weniger als hart waren, bis zur Unwirkſamkeit zu mildern.

Zu meinem Dienſt hatte ich Pferde nöthig. Trützſchler ließ drei aus dem Stall der Großherzogin Sephanie requiriren; ſie wurden von einem Thierarzte abgeſchätzt — das eine mit achthundert Gulden, und mit einer Anweiſung auf die Kaſſe bezahlt. Mercy bohrte beſtändig an mir, dieſe Pferde zurückzugeben und ich war herzlich gern dazu bereit, da ſie für meine Zwecke wenig taugten, wenn ich nur andere gehabt hätte. Das theuerſte gab ich indeſſen gleich zurück, da es ein Wagenpferd war; eins überließ ich meinem Adjutanten zum Gebrauch und das dritte, welches die angenehme Gewohnheit hatte ſich zu bäumen und gelegentlich zu überſchlagen, behielt ich bis ich Mannheim verließ, wo ich es ebenfalls in den Stall der Großherzogin zurückſandte.

Um dieſe Pferde wurde ich im Hauptquartier beneidet, und eines Tages kam ein Officier mit einem Papier, welches mir befahl, dieſe Pferde dem Vorzeiger zu übergeben. Das Papier war unterzeichnet: „Friedrich Doll, Oberbefehlshaber der Volkswehr in Baden.“ Ich lachte laut, als ich dieſe Unterſchrift las. Man hatte mir, dem Oberſten eines Regiments-Volkswehr, kein Wort von Dolls Ernennung zu dieſem wichtigen Poſten gemeldet, die eine ganz coloſſale Dummheit war; denn kein Menſch eignete ſich dazu wohl weniger als grade Doll, der nie Soldat geweſen war und auch nicht einmal einen Schatten von militäriſchen Kenntniſſen oder perſönlichen Erforderniſſen beſaß. Doch dieſe Sache mag dahin geſtellt bleiben; ich bin außer durch das in Rede ſtehende Papier nie eine Spur ſeiner Thätigkeit gewahr geworden. Da er keinenfalls ein Recht auf die mir

von Trützschler überwiesenen Pferde hatte, so erlaubte ich mir, ihm einen Gruß zu senden, den ich nicht gut schreiben kann und über den sich der Bote entsetzte und fragte, ob ich das wirklich Doll sagen lasse? Ich antwortete: „Ja ich, Corvin, lasse das dem Hausnarren Doll sagen.“

Da das Volkswehr-Büreau im Schlosse war, so bezog ich eine an dasselbe stoßende Wohnung.

Ich widmete nun der Organisation der Volkswehr meine ganze Aufmerksamkeit, hatte dabei aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hatte ich endlich mit Mühe und Noth das erste Aufgebot aus den umliegenden Ortschaften eingezogen, so liefen die Leute bei der nächsten Gelegenheit nach Hause. Trützschler machte mir die größeste Strenge zur Pflicht, besonders gegen nachlässige Bürgermeister, welche solche Desertionen unter der Hand begünstigten. Einer derselben war der Bürgermeister von Neckarau. An diesen schrieb ich sehr derb: „Wenn Sie die Deserteurs nicht zu finden wissen, so werde ich mit einer Schwadron Dragoner hin kommen und sie suchen. Finde ich noch welche, dann werde ich Sie bei den Ohren nach Mannheim bringen lassen. Darauf nehmen Sie das Ehrenwort des Bürgers Corvin.“ — Dieser Brief wurde sorgfältig aufbewahrt und später produzirt, wovon ich weiterhin reden werde.

Es war in der That keine Freude für die Leute, ihre nöthige Feldarbeit im Stiche zu lassen und unbeschäftigt umherzulungern, wobei sie den Mangel an Geld noch härter empfanden. Man hatte ihnen noch keinen Kreuzer Sold gezahlt und sie baten lange vergebens darum. Ich ging daher in das Hauptquartier nach Heidelberg und mit großer Mühe gelangte ich durch die Vermittelung Tiedemanns zu Sigel, von ihm eine Anweisung auf die vierwöchentliche Löhnung von mehr als tausend Mann zu verlangen. Mit Mühe und

Noth erhielt ich vierhundert Gulden, doch wurden andere achthundert Gulden einige Tage darauf an Bernigau geschickt.

Major Tiedemann sah ich hier zum ersten Mal; er war Chef des Generalstabes der Neckararmee und sehr geschäftig in seinem Büreau. Er behandelte mich mit großer Artigkeit, fragte mich viel über militärische Dinge und ich nahm einen vortheilhaften Eindruck von ihm mit.

Das Treiben in diesem, im Gasthof zum Prinzen Carl befindlichen Hauptquartier war seltsam und bunt genug. Die Stadt war damals mit Truppen angefüllt; es war in der Nähe von Weinheim zu kleinen Gefechten mit den Hessen gekommen und Alles war in großer Bewegung.

Germain Metternich, in blauer Blouse und hohen Stiefeln nebst mächtigem Schleppsäbel, lief aus einem Zimmer ins andere. Man wunderte sich darüber, ihn fortwährend im Hauptquartier, anstatt auf seinem Posten zu sehen; man sagte mir, er befehlige die Avantgarde, die keineswegs im Prinzen Carl mit ihm hinter dem Schoppen saß. Er galt übrigens seit dem Hambacher Fest für einen der ersten Demokraten und war auch wirklich überall dabei gewesen. Er galt für einen Helden; Andere nannten ihn einen Hasenfuß. Letzteres thaten Esselen und ein Mann aus der Gegend von Neckargemünd, welcher anwesend war, als die Hanauer Turner, die sich in Hirschhorn gegen die Baiern vertheidigten und sich verschossen hatten, um Hülfe zu ihm schickten, die er aus Feigheit nicht leisten wollte. Ich hatte keine Lust die alte Bekanntschaft zu erneuern und sah ihn während der ganzen Revolution nicht wieder.

Auch Schlöffel fand ich in Heidelberg wieder. Ich ersuchte ihn, und Trützschler that dasselbe, nicht zu leiden,

daß Sigel so viel junge Leute mit „unumschränkten" Vollmachten nach Mannheim schicke, wo es nächstens zu einem ernstlichen Kampfe kommen werde und wo man Männer brauche. Außer dem Wiener Studenten, den man als Ingenieur mit so großen Vollmachten und Aufträgen dorthin sandte, ernannte Sigel auch einen Heidelberger Studenten, Namens Stöck, zum Hauptmann und Befehlshaber der Artillerie in Mannheim. Dieser noch sehr junge Mann trug die Uniform eines eidgenössischen Lieutenants und war eifrig mit dem Exercitium beschäftigt, hatte aber doch zu wenig practische Kenntnisse, um die ihm übertragene Stelle genügend auszufüllen.

Schlöffel hörte mich an und sagte endlich: „Mein Gott, Sie können sich ja doch nicht halten und es kömmt auch nicht darauf an, da Mannheim gar kein militärisch wichtiger Punkt ist." Damit ging er, mich starr vor Erstaunen stehen lassend. Schlöffel war kein Soldat und ich lege ihm daher diese Aeußerung nicht zur Last; er sprach sich nur aus, was Sigel oder andere Militärbefehlshaber darüber dachten und deren Feldherrntalent läßt sich aus diesem einzigen Umstand beurtheilen. Neckar und Rhein bildeten die größten, der feindlichen, nach Baden bestimmten Armee entgegenstehenden Hindernisse; überließ man ihnen Mannheim, so hatten sie beide hinweggeräumt; diese Stadt war damals der militärisch wichtigste Punkt im ganzen Lande!

Mein erstes Bataillon hatte sich unterdessen bei Ladenburg recht brav gehalten und eine Anzahl mecklenburgischer Dragoner und Infanteristen gefangen genommen. Ich verfehlte nicht, dies Bataillon, welches meinen Namen trug, wegen seines Benehmens zu loben. Major Bernigau, den die

Leute nicht leiden mochten, hatte das Fieber bekommen und war in Heidelberg zurückgeblieben; mein Freund Janſen, der bisher ſein Adjutant geweſen war, übernahm das Commando. Ich hatte in Mannheim nur zwei Compagnieen des zweiten Bataillons, die noch der Obhut des Inſtructors anvertraut waren und als Rekruten galten.

Achtes Capitel.

General Mieroslawski. — Generaladjutant, Oberſt Sigel. — Revüe bei Mannheim. — Adam Mieroslawski. — Barrikaden in Ludwigshafen. — Gefecht bei Käferthal. — Die Heſſen geſchlagen. — Angriff der Preußen. — Ich übernehme das Commando gegen ſie. — Unannehmlichkeit mit dem General. — Verſuch die Brücke abzuführen. — Ludwigshafen in Brand geſchoſſen. — Sehr lebhaftes Gefecht am 17. Juni. — Das Gefecht am Abend von den Preußen erneuert. — Ihre Geſchütze demontirt. — Alarm in der Nacht. — Der aus dem Rhein gefiſchte Ungar. — Lieutenant Bär und vierundzwanzig Kameraden. — Brand der Batterieen. — Die Preußen ziehen ab. — Die Baiern. — Waffenruhe. — Gefährlicher Sturz mit dem Pferde. — Vorbereitungen an der Neckarſeite. — Das verdächtige Schiff. — Nachricht von dem Unglück von Waaghäuſel. — Befehl zur Räumung Mannheims. — Contrerevolution. — Ich und andere Oberſten werden am Bahnhof arretirt. — Gefährliche Lage. — Lieutenant Hauf und die Volkswehr. — Befreiung. — Die gefangene Locomotive. — Abfahrt. — Janſen. — Trützſchler und Stöck gefangen. — Ankunft in Heidelberg. — Pferdehandel. — Theodor Mögling. — Nächtlicher Ritt nach Neckargemünd.

Die badiſche proviſoriſche Regierung ſtand ſchon ſeit einiger Zeit mit dem bekannten Polen Mieroslawski wegen Uebernahme des Commandos der Armee in Unterhandlungen, die mit der Annahme dieſes Poſtens als General und der Zahlung einer Summe — ich glaube zwanzigtauſend Gulden — endete. Eines Nachmittages forderte mich Mercy auf, mit ihm nach Käferthal zu reiten, um den eben dort angekommenen General zu begrüßen. Ich ergriff freudig dieſe Gelegenheit, Mieroslawski kennen zu lernen, obwohl ich

mit der Maßregel ſeiner Berufung keineswegs einverſtanden war. Die Wahl eines mit unſern Verhältniſſen gänzlich unbekannten Polen zu unſerm Obergeneral ſchien mir ein entſchiedener Mißgriff und um ſo mehr, als Mieroslawski auch nicht ein Wort Deutſch verſtand und unſere Officiere nur ſehr mangelhaft Franzöſiſch redeten, ſeltene Ausnahmen abgerechnet. All dieſe Uebelſtände würde ich überſehen haben, wenn ſie durch andere Eigenſchaften des polniſchen Anführers genügend aufgewogen worden wären. Allerdings hatte er anfänglich gegen die Preußen einigen Erfolg gehabt; allein ſeitdem war er überall geſchlagen und gefangen worden. Sein letzter Feldzug in Sicilien war ebenſo unglücklich wie alle andern geweſen und ich huldigte der Anſicht des Cardinals Richelieu, daß Glück faſt noch mehr werth ſei als Geſchick. Mieroslawski ſchien mir keins von Beiden in genügendem Maße zu haben, wenn auch Letzteres mehr als Erſteres. Jedenfalls traute ich ihm aber mehr Erfahrung und Feldherrntalent zu als irgend einem der in Baden anweſenden Deutſchen, welche geneigt waren, ihm den Rang ſtreitig zu machen, und deshalb begrüßte ich ſeine Ankunft mit Freude, nun wenigſtens energiſches Handeln hoffend.

Wir ritten ſcharf und von oben bis unten mit Koth beſpritzt, langten wir in Käferthal an, wo wir Mieroslawski mit Sigel in dem Quartier des Oberſten Kapferer trafen, der mit einigen Compagnieen ſeines Regiments das Dorf beſetzt hielt. In dem Zimmer waren noch einige andere deutſche und auch polniſche Officiere anweſend, welche letzte der General mitgebracht hatte, der noch Civilkleider trug.

Mieroslawski war ein Mann von etwa dreißig Jahren von mittler Größe, mit etwas vorgebeugter Haltung. Sein blondes, etwas gelocktes Haar trug er ziemlich lang, den Bart jedoch kurz. Sein Geſicht war angenehm, wie

auch der Ton seiner Stimme. Dr. Zurkowski, der als sein Adjutant fungirte und den ich von Straßburg her kannte, stellte mich ihm vor. Er hielt uns eine Rede in französischer Sprache, deren Inhalt ich den Andern deutsch wiederholte, in welcher er sehr bedauerte, unsere Sprache nicht zu verstehen, aber die Hoffnung aussprach, sie bald zu erlernen. Er versprach, Alles was in seinen Kräften stünde, für die Sache der Freiheit zu thun, ermahnte aber, die gelockerte Disciplin in der Armee wieder herzustellen. Er wollte, sagte er ferner, die Sache mit einem großen Schlage zum Ende bringen, deshalb alle Streitkräfte zusammenziehen und eine große Schlacht wagen. Schließlich wies er uns an Sigel und stellte uns ihn als Den vor, durch welchen wir alle seine Befehle erhalten sollten, als sein „alterego."

Sigel, der zum Obersten und General-Adjutanten ernannt war, stotterte auch einige Worte, in denen er das ungefähr wiederholte, was Mieroslawski gesagt hatte. Im Allgemeinen machte Mieroslawski auf mich einen günstigen Eindruck.

Er hatte in Bezug auf die Wichtigkeit Mannheims andere Ansichten, als ich sie gehört hatte, und verlegte sein Hauptquartier dorthin in das Schloß. Da ich mich lieber suchen lasse, als aufdränge, so kam ich mit ihm nur in flüchtige Berührung und hatte keine Gelegenheit, Mieroslawski als Mensch kennen zu lernen.

Eines Nachmittages ließ er Generalmarsch schlagen. Sämmtliche Truppen, die in Mannheim lagen, mußten sich auf dem Exercirplatz versammeln; Linienmilitär, Volkswehr und Bügerwehr, sogar meine, von ihrem Instruktor geführten, Rekruten mußten die Parade mitmachen. Der General ließ einige Evolutionen und besonders Angriffe in der Kolonne machen, die besser ausfielen, als ich erwartet hatte.

Nach der Revue ritten Mieroslawski, Mercy und ich nach Ludwigshafen, der rheinbaierischen Stadt, welche auf dem andern Ufer des Rheins liegt und durch eine Schiffbrücke mit Mannheim verbunden ist. Hier wurde gemeldet, daß sich preußische Husaren in Frankenthal hätten sehen lassen, welches kaum zwei Stunden entfernt ist. Es war demnach ein Angriff für den folgenden Tag zu erwarten, und Mieroslawski besichtigte die Aufstellung der Geschütze auf dem Mannheimer Rheinufer und ließ sie einige Mal blind abfeuern, um unsere Pferde an den Knall zu gewöhnen. Der General hieß die Aufstellung der Geschütze gut; allein mir schien sie wenig zweckmäßig, schon deßhalb, weil sie ganz frei standen und die Bedienung dem Kleingewehrfeuer vom andern Ufer ausgesetzt war.

Bereits ins Schloß zurückgekehrt, bat mich der General, seinen Bruder, den Obersten Adam Mieroslawski, nach Ludwigshafen zu begleiten, und ihn in den Anstalten, die er dort treffen würde, zu unterstützen. Adam Mieroslawski war ein hübscher junger Mann, mit langem, dünnem Bart und sehr beweglichem Wesen. Man sagte mir, daß er in der Marine gedient habe. Die Hast, mit welcher er Alles that, hatte nicht meinen Beifall und eben so wenig war dies mit den Anordnungen der Fall, die er zur Vertheidigung von Ludwigshafen traf. Die Barrikaden waren keinesweges zweckmäßig placirt, und als ich ihn darauf aufmerksam machte, versprach er es zu ändern; allein es blieb beim Alten. Mich bat er, den Bau der Hauptbarrikade zu leiten, wozu ich mir Freiwillige aus Ludwigshafen zusammensuchte, die ich mit einigen Maas Wein munter erhielt. Man holte vorräthige Eisenbahnschwellen und eine große Menge Baumwollenballen aus dem Hafengebäude, welche als sehr brauchbares Material zum Barrikadenbau verwendet wurden.

Die Barrikade ſollte ſo gebaut werden, daß dadurch die Paſſage ſelbſt für Wagen nicht gehemmt würde, und die Folge davon war, daß ſie durch dieſe Einrichtung nicht nur weniger Schutz gewährte, ſondern auch die Anlage einer Geſchützbank hinter ihr unmöglich machte. Es fing an Tag zu werden, als ich meine Arbeit vollendet hatte und zu Bette ging.

Ich ward ſehr bald durch den Generalmarſch geweckt und ſtieg zu Pferde. Meine Rekruten fand ich auf dem Marktplatz und befahl ihnen, hier bis auf weiteren Befehl zu bleiben. Ich ſelbſt ritt über die Neckarbrücke nach Käferthal zu, wo ich unſere Truppen mit den Heſſen engagirt fand. Letztere waren bereits zurückgeſchlagen worden und es war eine Pauſe im Gefecht entſtanden, die nur durch Tirailleurfeuer ausgefüllt wurde. Blutlachen auf dem Wege zeigten mir, daß einige Leben verloren worden waren, und der Gedanke, daß hier Deutſche gegen Deutſche kämpften, verdüſterte mich.

Mercy begegnete mir und rief mir zu: „Pfeifen hören! pfeifen hören!“ Es war das erſte Mal, daß er Kugeln pfeifen hörte. Nicht lange darauf ſtieß ich auf Mieroslawski, den General, der heute in Uniform war. Er trug einen blauen Militärüberrock mit Goldſtickerei am Kragen und ſehr große, goldene Generalepaulets; dazu rothe Hoſen, einen Pallaſch an einem goldenen Wehrgehänge und ein mit Gold beſetztes Käppi. Er hatte eine Menge Adjutanten; allein im Gefecht, wenn er ſie brauchte, war ſelten einer von ihnen zu finden, ſo daß er genöthigt war, mir einen Auftrag an den Oberſt Tobian zu geben, welcher das Gefecht leitete. In demſelben Augenblicke hörten wir Kanonendonner von Ludwigshafen her. Der General gab mir den Befehl, nach Ausrichtung meines Auftrages ihm an den Rhein

nachzukommen. Meine Bestellung war bald gemacht, und gleich darauf erhielt Oberst Tobian, der ein tüchtiger Soldat (Pole) war, einen Schuß in den Mund, an welchem er nach einigen Tagen starb.

Am Mannheimer Hafengebäude holte ich den General ein. Oberst Türr, der junge Ungar, von dem ich früher redete — hatte Ludwigshafen mit seinem Regiment Volkswehr vertheidigen sollen. Er holte sich von Mannheim einen Zwölfpfünder und eine siebenpfündige Haubitze, die aber wegen der Barrikaden gar nicht zu postiren waren, und Hauptmann Stöck, der behauptete, vom General den Befehl erhalten zu haben, keine Geschütze nach Ludwigshafen zu senden, zog sich mit denselben eiligst über die Brücke zurück. Ihm folgte in großer Unordnung Türr mit seiner Volkswehr und man hatte kaum Zeit, den Durchlaß der Brücke an der Ludwigshafer Seite abzufahren, so nahe waren die Preußen unsern Truppen auf den Fersen. Türr und Stöck beschuldigten sich gegenseitig der Feigheit, wie das in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt. Es fehlte nicht viel, so wären die Preußen über die Brücke gekommen, und die Nachricht von der Einnahme von Mannheim durch sie, welche bereits in den Zeitungen stand, wäre eine Wahrheit geworden. Zwischen ihnen und dieser Stadt lagen nur zwölf Ellen Wasser und hätten sie augenblicklich und etwas energisch nachgedrängt, so würden sie Mittel gefunden haben, dieses Hinderniß noch vor unserer Ankunft auf dem Kampfplatze zu überwinden, trotz der aufgestellten Geschütze, deren Bedienung wohlgezieltem Flintenfeuer in der ersten Ueberraschung schwerlich Stand gehalten haben würde.

Als Mieroslawski und ich von dem Hafengebäude nach dem Europäischen Hofe ritten, zwischen welchen beiden großen Häusern keine andern auf der Chaussee stehen, wurden von

Ludwigshafen her zwei Kartätſchenſchüſſe auf uns gefeuert, deren Kugeln neben und unter unſern Pferden dahin raſſelten. Mieroslawski kehrte hinter das Hafengebäude zurück und das Feuer wurde von der Ecke deſſelben durch die dort aufgeſtellten zwei Geſchütze erwidert, was ſogleich Infanterieſeuer und Kartätſchenſchüſſe auf dieſen Punkt lenkte.

Ich machte den General auf unſere Gefahr und die mangelhafte Aufſtellung der Geſchütze aufmerkſam und ihm den Vorſchlag, dieſelbe zu verbeſſern und durch ſchnell aufzuwerfende Batterien zu ſichern. Er ging darauf ein, übertrug mir in aller Eile die Ausführung und das Kommando auf dieſer Seite und ritt ſogleich nach Käferthal zurück; er war nicht zehn Minuten am Rhein geweſen.

Ich ließ ſogleich Maſſen von Baumwollenballen aus dem Hafengebäude bringen und unter dem Feuer des Feindes damit in aller Eile nothdürftige Batterien herſtellen, die indeſſen doch einigen Schutz gewährten. Zugleich traf ich Aenderungen in der Aufſtellung der Geſchütze und unſer Feuer erwiderte das der Preußen auf ſo wirkſame Weiſe, daß dieſen die Luſt verging, die Brücke zu forciren.

Das Gefecht bei Käferthal war gleichfalls glücklich abgelaufen; die Heſſen waren mit Verluſt zurückgeſchlagen worden und ſchienen keine Neigung zu haben, den Angriff zu erneuern. Adam Mieroslawski kam zu mir an den Rhein und war ganz enthuſiasmirt über meine zweckmäßige und wirkſame Vertheidigung. Er trug mir auf — er ſprach ebenfalls nur franzöſiſch — den Artilleriſten den Dank des Generals auszudrücken, der anerkenne, daß ſie durch ihre Tapferkeit Mannheim gerettet hätten. Ich entledigte mich dieſes Auftrages zu meinem und der Artilleriſten Vergnügen. — Mein Adjutant Lindemann war während dieſer Be-

ſchießung nicht bei mir; er war mir bereits im Gefecht bei Käferthal abhanden gekommen.

Gegen Mittag ſchwieg das Feuer gänzlich; nur hin und wieder wurde eine Flintenkugel über den Rhein gewechſelt. Nachdem ich meine Befehle gegeben hatte, ritt ich nach dem Schloß, welches etwa dreihundert Schritte hinter unſeren Batterien lag, um mein Pferd füttern zu laſſen und im Bureau der Volkswehr nachzuſehen. Auf der Treppe begegnete mir General Mieroslawski, der mich in ärgerlichem Tone fragte: „was ich hier mache, und warum ich nicht bei meinen Leuten ſei?“ Ich ſagte ihm den Grund, und daß ich eigentlich keine Leute hätte, da die Rekruten noch unter ihrem Inſtruktor ſtänden. Er fuhr mich heftig an und ſagte: „Und wenn Sie nur ſechs Leute haben, ſo müſſen Sie dabei ſein! Ich werde Kriegsgericht über Sie halten laſſen.“ — Dergleichen verdrießt um ſo mehr, wenn man ſich bewußt iſt, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, und das Benehmen des Generals frappirte mich um ſo mehr, als ich eben ſeinen Dank für die „Rettung Mannheims“ durch ſeinen Bruder in Empfang genommen hatte. Durch den Ton fühlte ſich auch mein Stolz verletzt; denn innerlich dünkte ich mich weit mehr zu einer Autorität an dieſem Ort berechtigt, als den fremden, jungen Polen. Er war jedoch mein General, hatte im Augenblick mancherlei Verdrießliches im Kopf — die Verwundung Tobians unter Anderm — und dann war ich auch von der Nothwendigkeit der Subordination zu ſehr überzeugt, um irgend eine Entgegnung zu machen; allein ich geſtehe, daß ich innerlich kochte, als der General in ſein Zimmer eilte. Ich hatte noch nicht den Fuß der Treppe erreicht, als ich von einem ruppig ausſehenden Polen in Civilkleidung eingeholt wurde, den ich nicht kannte. Dieſer Menſch verlangte meinen Säbel. Ich riß

denſelben ſammt dem Gurt herab, faßte aber mit der rechten Hand den Griff und rief: „Nehmen Sie ihn!“ Der Pole ward verlegen, ſtammelte begütigende Worte und verließ mich.

Sehr ärgerlich über den Vorfall ſtieg ich zu Pferde, um durch die Stadt an den Rhein zurückzukehren. An der Schloßwache ſagte mir der Offizier, der General habe nach mir verlangt; ich antwortete, daß ich denſelben eben geſprochen und ritt weiter. Am Pfälzer Hof wurde ich, Schritt reitend, von einem andern Boten eingeholt, der mich augenblicklich zum General beſchied. Ich fand dieſen mit ſeinem Bruder und andern Polen bei Tiſche. Er ſchien ſehr aufgebracht und wollte nichts davon wiſſen, daß er mich habe rufen laſſen. Sein Bruder Adam ſprach jedoch ſehr eifrig mit ihm und er beruhigte ſich. Als ich das Zimmer verließ, kam mir der jüngere Mieroslawski nach und bat mich, den Vorfall zu vergeſſen; er wolle bei ſeinem Bruder Alles wieder ins Geleis bringen; ich möge nur wieder an den Rhein zurückkehren und dort anordnen, was ich für gut fände.

Meine auf dem Marktplatz aufgeſtellten Rekruten hatte der General ſelbſt dort weggeholt und ſie bei den Bierkellern aufgeſtellt, wo ſie ſehr brav einen Angriff der heſſiſchen Chevauxlegers zurückgewieſen, welche leichtes Spiel mit ihnen zu haben glaubten.

Ich kehrte an den Rhein zurück und verlegte, um dem Ort der Handlung näher zu ſein, meine Wohnung in den Gaſthof zum Rheinthal, welcher dem Hafengebäude gegenüber liegt. Ich benutzte die eingetretene Gefechtspauſe und Dunkelheit dazu, die Geſchütze vortheilhafter aufzuſtellen und die Batterien zu vervollkommnen, denn ich konnte mir wohl denken, daß die Preußen bald wieder reden würden.

Als es ganz dunkel war, kam Adam Mieroslawsky; er wollte die Rheinbrücke abfahren laſſen und forderte dazu meine Hülfe. Zu dieſem Ende gingen wir Beide an der Spitze einer Pionierabtheilung auf die Brücke vor und gelangten unter dem Schutz dort aufgeſtellter Baumwollenballen unbemerkt bis an das Ende derſelben, nur zwanzig Schritte von dem Eingang nach Ludwigshafen entfernt, davon durch die Waſſerlücke getrennt, welche durch Abfahrung des Durchlaſſes entſtanden war. Wir wollten eben unſere Arbeit des Abfahrens beginnen, als wir durch Blitz, Knall und Kugelpfeifen dicht vor uns über die Wachſamkeit der Preußen belehrt wurden. Die Kugeln thaten zwar keinen Schaden; allein die unbewaffnet vorgegangenen Pioniere ſprangen wie die Hirſche davon, oder drückten ſich hinter die Baumwollenballen. Ein Unterofficier lag glatt an der Erde; ich hielt ihn für todt, entdeckte aber bald, daß er nur feige war und zog ihn am Ohr aus ſeinem Verſteck.

Unter dieſen Umſtänden war an ein Abfahren der Brücke nicht zu denken, und Adam Mieroslawski, der es ſehr eilig hatte, gab mir vor ſeinem Weggehen den Auftrag, allerlei brennbare Materialien herbeizuſchaffen und die Brücke in Brand zu ſtecken. Da er mir nicht das Geringſte zu befehlen hatte — ich war ja ſelbſt Oberſt — und der Brandauftrag mir vom General aus nicht wiederholt wurde, ſo hielt ich es nicht für nöthig, ihn auszuführen, vollkommen überzeugt davon, daß die Preußen es nicht wagen würden, unter meinem Kanonenfeuer die mehrere hundert Schritte lange Brücke zu überſchreiten. Die Polen waren überhaupt ſehr brennluſtig; allein ich vergaß nie, daß ich in Deutſchland war, und daß ich leider Deutſche mir gegenüber hatte; ich hielt es für meine Pflicht, Schaden ſo viel, als nur irgend möglich, zu verhüten.

Schon am frühen Morgen begann das Feuer der Schützen, in welches das der Kanonen bald einfiel. Das Zollhaus an der Brücke in Ludwigshafen war von den Preußen besetzt, die von hier aus ein lebhaftes Feuer unterhielten. Dieses Haus erstreckt sich längs des Rheins und besteht aus zwei etwas vorspringenden Flügeln, die mit dem zurückstehenden Mittelbau einen kleinen Hof bilden, welcher nach dem Rhein zu durch eine starke, brusthohe Mauer geschlossen ist, deren Fuß der Rhein bespült. Hinter dieser Mauer hatten sich preußische Schützen postirt, die sich aus unsern Kugeln wenig machten. Mieroslawski schickte mir den Befehl, dieses Haus in Brand zu schießen. Gleich die erste Granate schlug in das Dach und mehrere andere folgten; doch zündete keine einzige, da nichts Brennbares in dem Hause enthalten war. Eine, welche über das Haus hinwegflog, zündete in einem Gasthause — ich glaube, im deutschen Hofe — allein das Feuer wurde bald gelöscht. Ich ließ nun den kleinen Hof mit Kartätschen und Shreppnells beschießen, wodurch er so ziemlich geräumt wurde; nur drei wackere Schützen hielten tapfer Stand; allein endlich sah ich sie auch nicht mehr.

Andere Schützen postirten sich hinter Baumwollenballen in dem Hofe des Ludwigshafer Hafengebäudes, und wir gaben uns Mühe, sie zu vertreiben. Zu diesem Ende war auch eine Granate dort hingeworfen worden; nach einer halben Stunde sahen wir an dem Ort, wo sie eingefallen war, die Flammen herausschlagen. Die Bewohner von Ludwigshafen erzählen jedoch, das Feuer sei durch die Schüsse der Preußen entstanden, wodurch sich die Baumwollenballen entzündet hätten. Das ist glaublich, denn uns begegnete in Mannheim dasselbe und baumwollene Schanzen zeigten sich als höchst gefährlich.

Unter dem Regen unſerer Kugeln war jeder Löſchverſuch gefährlich, und die Preußen kümmerten ſich am Ende ebenſo wenig, als auf unſerer Seite die Polen, darum, ob ein paar hunderttauſend Gulden, die „Ausländern“ gehörten, in Rauch aufgingen; ſie handelten wenigſtens demgemäß. Das Feuer, welches in dem wohlgefüllten Hafengebäude Nahrung genug fand, loderte bald hoch zum Himmel empor.

Die Zerſtörung dieſes koſtbaren Gebäudes, der darin aufbewahrten Vorräthe von Kaufmannsgütern und der Gedanke, wie viele Menſchen dadurch empfindlich getroffen werden konnten, betrübte mich aufrichtig, und ich ſprach mich demgemäß gegen meine Artilleriſten aus, die in ihrem Kunſteifer die Sache nicht von dieſer Seite betrachtet hatten.

Der Brand von Ludwigshafen bot, beſonders bei Nacht, ein grauenvoll ſchönes Schauſpiel dar, erhöht durch die Spiegelung im Rhein. Da die Flammen Alles mit Tageshelle erleuchteten, ſo dauerte das Feuer die ganze Nacht, und ich glaube gern, daß ich an dieſem Tage für 10,000 Gulden Munition verſchoſſen habe, wie man mir ſpäter zum Vorwurf machte; allein hätte ich ohne dies Feuer Mannheim ſchützen können, wie ich es that? Das Abbrennen eines einzigen Hauſes würde ja mehr Schaden verurſacht haben, als die ganze Munition werth war.

Die Mannheimer waren beim Beginn der Kanonade ſehr ängſtlich geworden, beſonders als ſie merkten, daß es den Preußen hauptſächlich darauf ankam, ihre Stadt in Brand zu ſchießen, zu welchem Ende ſie hauptſächlich mit glühenden Kugeln und Granaten ſchoſſen. Um Schaden zu verhüten, hatte ich gute Anſtalten zum Löſchen treffen laſſen und vor jedem Hauſe und auf jedem Boden mußten Gefäße, gefüllt mit Waſſer, bereit ſtehen. Es zündete keine einzige Kugel, und die Bürger beruhigten ſich etwas.

Die Preußen hatten in Baden die Leidenſchaft, ihre Geſchütze durch das Schießen mit glühenden Kugeln zu verderben; zu welchem Zweck das geſchah, konnte ich nicht wohl einſehen, denn dieſelben zeigten ſich als durchaus unnütz. Mir iſt nicht ein Fall bekannt geworden, daß eine ſolche Kugel gezündet hätte, und doch ſollte ſie — meinen Schulbüchern nach — noch nach zehn Minuten grünes Holz zünden. Eine dieſer Kugeln ſchlug gegen einen dicken Baumaſt und zerfiel in zwei Stücke; eine andere drang durch die Mauer des europäiſchen Hofes, fuhr in ein Gaſtzimmer, ſchlug gegen die Holzbekleidung der einen Seitenwand, ſprang von hier gegen die dem Fenſter gegenüberliegende und dann zurück, wo ſie in der Nähe ihres Eingangs auf dem Teppich liegen blieb, den ſie eben nur verſengt hatte. Eine andere, die in ein höher gelegenes Zimmer fuhr, machte ähnliche Sprünge und blieb unſchädlich auf den Tannen-Dielen liegen, wo man ſie am andern Morgen fand. Durch das Mannheimer Hafengebäude fuhren eine ganze Menge glühender Kugeln, ohne den geringſten Schaden anzurichten.

Ein Granate ſchlug in ein Haus in der Nähe des Rheinthals und platzte in einem Zimmer, deſſen Bewohner nicht wenig erſchrocken war. Die Stücke in beiden Händen haltend, ſtürzte er mit bleichem Geſichte zu mir auf die Straße und rief: „Sehen Sie, das iſt in meine Stube geflogen!“ — „Laſſen Sie ſich den Vogel braten,“ gab ich dem Manne zur Antwort, der ſeinen Schreck gewiß zeitlebens nicht vergeſſen wird.

Ein anderer ehrlicher Bürger, der ſich hinter das Hafengebäude verlief, ſah hier eine ſechspfündige Kugel in einer Pfütze liegen. Er dachte, dieſelbe zum Andenken mit nach Hauſe zu nehmen; allein entſetzt ließ er ſie fallen und beſah ſeine verbrannten Finger; denn die Kugel war noch

ſehr heiß, trotzdem, daß ſie ſchon eine ganze Weile im Waſſer gelegen hatte.

Am andern Morgen begannen die Preußen ein ſehr lebhaftes Feuer, welches gegen den Schloßgarten, hauptſächlich aber gegen die Flanken-Batterie gerichtet war, die ich an der Ecke des Lagerhauſes erbaut und mit einem Zwölfpfünder und einer Haubitze beſetzt hatte. Es regnete hier Kugeln von allen Sorten; glühende Kugeln, Granaten, Kartätſchen und Shreppnells; allein meine braven Artilleriſten, die ich durch Beiſpiel und Zuſpruch anfeuerte, kehrten ſich wenig daran. Das ganze Gefecht an dieſem Vormittag glich einem Feſt, und Scherz und Gelächter nahmen kein Ende. Da die Baumwollenballen durch unſere Schüſſe Feuer fingen, ſo mußten wir ſie fortwährend mit Waſſer begießen, und ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lief mit ſeinem Eimer oben auf der Batterie hin und her, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umſauſten. Eine Granate fiel dicht vor mir nieder, als ich mit Lieutenant Hauf in der Nähe der Batterie ſtand, und ich kann nicht in Abrede ſtellen, daß ich ſie mit großem Intereſſe betrachtete und herzlich froh war, als ſie, ohne Schaden zu thun, zerplatzte. Ein Stück traf indeſſen einen Artilleriſten in die Bruſt, ohne daß er es in ſeinem Eifer merkte. Er wollte gar nicht einmal nachſehen, als ich ihn darauf aufmerkſam machte. — Zwei abprallende Flintenkugeln eines Shreppnells ſchlugen unſchädlich gegen meine Bruſt. Wir verloren trotz all dem Feuern nicht einen Mann, und nur ein Volkswehrmann, der hinter mir ſtand, als ich den Feind recognoscirte, erhielt eine für mich beſtimmte Büchſenkugel durch die Wade. Altbaieriſche Beamte, ſagte man mir, ſchoſſen aus den Häuſern von Ludwigshafen mit Standbüchſen auf uns.

Eine preußiſche Vollkugel war trefflich gezielt; ſie ſchlug durch die Scharte, ſtreifte das Rad des Zwölfpfünders und würde drei Mann mitgenommen haben, wenn die Bedienung die Regelmäßigkeit des Exercirplatzes bewahrt hätte. Dieſer Fall und das heftige Feuer machten die Artilleriſten für einen Augenblick ſtutzig und ſie traten ein wenig zurück. Ich langte mir jedoch den jungen Lieutenant, der eigentlich die beiden Geſchütze befehligen ſollte, bisher aber immer an andern Orten geweſen war, und der erhöhte Ton meiner Stimme brachte ihn und die Artilleriſten wieder an den richtigen Platz. Das heftige Feuer dauerte indeſſen ein paar Stunden, und nicht nur Artillerie, ſondern auch Infanterie nahmen lebhaft an dem Kampfe Theil. Beſonders heftig beſchoſſen die Preußen den kleinen Garten hinter dem Bureau der Cölner Dampfſchifffahrt-Geſellſchaft, wo ſich eine Anzahl unſerer Leute hinter der Bruſtmauer feſtgeſetzt hatten. Wir hatten trotz alle dem Gekratter nur höchſtens drei oder vier Todte und nicht mehr Verwundete; allein der Verluſt der Preußen ſoll bedeutend geweſen ſein.

Endlich hatten die Preußen ſich verſchoſſen. Ich ſah ein längliches Ding vor meinen Füßen einſchlagen, hob es auf und entdeckte mit Erſtaunen, daß es ein etwa zwei Zoll langes Stück einer mit Oelfarbe angeſtrichenen runden Eiſenſtange war, die wahrſcheinlich zu einem Geländer gehört hatte. Ein Artilleriſt, Namens Orth, hob ein anderes Stück auf, welches vor ihm niederfiel und zeigte es mir, mit wüthendem Geſicht rufend: „Sehen Sie, Herr Oberſt, mit ſolchem Dreck ſchießen die Kerle!“ Es war ein Stück Eiſenerz.

Ich konnte mir wohl denken, daß die Preußen ſich bald wieder Munition verſchaffen und das Gefecht mit erneuten Kräften fortſetzen würden und traf demgemäß meine Anord-

nungen. Ich war an Geſchützen den Preußen überlegen, denn ich hatte vier Sechspfünder, ſechs Zwölfpfünder und zwei Haubitzen, wovon die eine jedoch gleich am erſten Tage für den Augenblick durch Brechen der Lafette unbrauchbar wurde. Auch ein Zwölfpfünder bekam einen Riß und konnte erſt ſpäter durch einen anderu erſetzt werden.

Ich war darauf bedacht, die Stellung der Geſchütze während des Gefechts häufig zu wechſeln, was ich vortheilhaft fand und ließ auch zwei Geſchützbänke hinter dem Rheindamm am Ludwigsbad eiligſt erbauen und mit zwei der Zwölfpfünder beſetzen, wodurch ich Ludwigshafen bedeutend näher war, da das Ludwigsbad vor dem Hafen liegt. Auch veranlaßte ich, daß die nichts weniger als kampfluſtige Mannheimer Bürgerwehr ihre ſehr guten Büchſen zum Theil an Freiwillige abgeben mußten, welche ich geeignet aufſtellte.

Mein Adjutant hatte während des Gefechts im Bureau zu thun, und nach demſelben ſah ich ihn nur zweimal am Rhein; ſeine Stelle nahm unterdeſſen der ehemalige würtembergiſche Artillerielieutenant Hauf ein, den ich ſchon bei dem Bau der Schanzen nach Käferthal zu verwendet hatte. Er war brav und brauchbar. Hauptmann Stöck war am Neckar beſchäftigt und niemals am Rhein, während von jenſeits geſchoſſen wurde. Trützſchler und Mercy kamen hin und wieder; ich veranlaßte letzteren, von Carlsruhe Munition und von Raſtatt zwei Mörſer zu verſchreiben.

Gegen Abend war das Hafengebäude faſt niedergebrannt; im Vordergrunde glimmten noch einige Haufen brennbarer Stoffe und die hin und wieder herausfliegenden Flammen beleuchteten die ſtattlichen Ruinen, in denen ſich einige Thorbogen ſcharf abzeichneten. Mit eintretender Dunkelheit begannen die Preußen auf's Neue die Stadt mit Granaten und glühenden Kugeln zu beſchießen, und die Bürger

geriethen in große Angſt, da es augenſcheinlich darauf abgeſehen war, ihre Häuſer zu entzünden.

Die feindlichen Geſchütze waren durch die Flammen und den Rauch im Vordergrunde maskirt und meine Artilleriſten waren in großer Verlegenheit, da ſie nicht wußten, wohin ſie ihr Feuer richten ſollten; allein es gelang mir, an verſchiedenen kleinen Anzeichen die Stellung der preußiſchen Geſchütze zu erkennen; ich richtete ſelbſt die Geſchütze auf die geeigneten Punkte und ließ zu gleicher Zeit Feuer geben. Das Reſultat war glänzend. Das Feuer der Preußen verſtummte augenblicklich, ihre Geſchütze waren demontirt. Zwei ihrer Lafetten waren zerſchoſſen und gegen die Mündung eines ihrer Geſchütze war eine meiner zwölfpfündigen Kugeln gefahren, hatte das Rohr geſprengt und drei Mann getödtet, wie mir ſpäter erzählt wurde. Die Preußen zogen ſich nach dem Dorfe Mundenheim zurück, um unſerm Feuer nicht ferner ausgeſetzt zu ſein.

Ich ſchrieb einen Brief an den verſammelten Stadtrath und theilte demſelben mit, daß die Bürger für die Nacht keine Urſache zur Beſorgniß hätten, da ich die feindlichen Geſchütze hätte demontiren laſſen.

Ich wußte, daß in Ludwigshafen nur eine ſchwache Beſatzung und bedeutende Hülfe nicht in der Nähe ſei, ſchrieb daher an Mercy, den Kommandanten, daß ich mit einem Bataillon über den Rhein gehen und die Stadt wiedernehmen wolle; allein er war damit nicht einverſtanden.

Die Brücke, die ich hatte erretten wollen, war nun doch in Brand gerathen; eine der preußiſchen glühenden Kugeln war in einen der auf ihr liegenden Baumwollenballen gefahren und hatte gezündet. An ein Löſchen war unſererſeits nicht zu denken, da jeder Verſuch dazu viel Menſchenleben gekoſtet haben würde.

Ich war begreiflicherweise sehr müde, und da kein Angriff zu erwarten war, so traf ich die nöthigen Sicherheitsmaßregeln und legte mich im Rheinthal zu Bette, um einige Stunden zu ruhen. Es ist Grundsatz bei mir, im Kriege zu schlafen, so oft es ohne Schaden geschehen kann; denn man kann nie wissen, wann wieder einmal die Gelegenheit zur Erfrischung der Kräfte geboten werden wird und mit etwas Uebung gelangt man dazu, stets schlafen zu können wenn man will.

Ich mochte kaum zwei Stunden gelegen haben, als ein Mensch in mein unverschlossenes Zimmer stürzte mit dem Ruf: „Die Preußen brechen über Mühlau herein!“ und augenblicklich verschwand. Die Sache schien mir zwar außerordentlich unwahrscheinlich, allein man hatte von dorther wirklich Kleingewehrfeuer gehört. Ich war also schnell im Sattel. Vor der Thür fand ich Trützschler und Mercy, die beim Glase Wein gewacht hatten. Sie waren ziemlich bestürzt und froh, als sie mich auf dem Platz fanden. Ich sandte gleich zwei Geschütze und ein Bataillon nach der Mühlau ab, um auf alle Fälle die Zugänge zu der Stadt zu schützen, während ich selbst, über das Ludwigsbad reitend, von hier aus die Mühlau erreichen wollte; sie ist ein Gartenfeld, welches durch den Rhein und Neckar gebildet wird.

Am Ludwigsbad traf ich auf eine Patrouille, welche einen durchaus nackten Mann mit einer Mütze auf dem Kopfe von der Mühlau her den Rheindamm entlang brachte. Da der Mensch vor Kälte und Angst schlotterte, so hing ihm einer der Artilleristen seinen Mantel um. Der Mann war, als er an's Ufer schwimmen wollte, triefend aus dem Rhein gezogen worden und ich sehr geneigt, ihn für einen Spion zu halten. Als ich ihn mit der Pistole bedrohte, um durch Angst die Wahrheit von ihm herauszupressen, rief er: „Nix

deutſch, ich Ungar!“ Zugleich nahm er aus ſeiner Mütze einen Zettel, den ich beim Schein einer Laterne las. Auf ihm ſtanden ungefähr folgende Worte:

„Liebe Brüder! Seit drei Tagen ſitzen wir ohne Nahrung in einem der Schiffe der Brücke. Wir haben uns bei dem Rückzuge aus Ludwigshafen verſpätet und konnten nicht mehr über die Brücke. Rettet uns, ſonſt müſſen wir Hungers ſterben, oder uns dem Feinde ergeben. Sieben von uns wollen ſich in einem Nachen den Rhein hinunter treiben laſſen. Der Kahn wird kenntlich ſein an einer weiß und rothen Fahne.

Lieutenant Bär und 24 Kameraden.“

So ungefähr lautete der Inhalt dieſes Zettels, der uns mit Entſetzen erfüllte; der Ungar, ein guter Schwimmer, hatte es übernommen, ihn zu überbringen und hätte ſeine Kühnheit faſt mit dem Tode gebüßt, denn es wurde auf ihn geſchoſſen. Daſſelbe Schickſal hatte ein Kahn gehabt, der ſich dem Lande in der Nacht nähern wollte und wir vermutheten, daß es der angekündigte geweſen ſei.

Die Nacht war ſo finſter, daß ich in der nach dem Mühlauer Schlößchen führenden Allee buchſtäblich nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte; allein ich vertraute der Ortskenntniß meines Pferdes aus dem Stall der Großherzogin Stephanie, welches dieſen Weg oft genug gemacht haben mußte und ritt im vollen Galop. Die an der Mühlau aufgeſtellte Volkswehr war in großer Beſtürzung; man hatte geſchoſſen und wußte nicht worauf und war nur eines einzigen Schuſſes gewiß, der den Arm eines Kameraden durchbohrt hatte. Ich brachte bald wieder Alles in die gehörige Ordnung und kehrte nach meinem Quartier zurück, wo ich Trützſchler, Mercy und den Ungar fand, den man in

aller Eile mit Unterhoſen, Schlafrock und Pantoffeln bekleidet und gehörig gefüttert hatte. Oberſt Türr, der als Dolmetſcher dienen ſollte, wurde aus dem Bette geholt und wir erfuhren das Nähere von dem Schickſal der in der Schiffbrücke gefangenen Leute. Dieſe ſaßen nun ſchon ſo lange ohne Nahrung und waren faſt tod vor Hunger und Entſetzen, denn die Kugeln beider Parteien pfiffen um und über ſie und trafen nicht ſelten das Schiff. Zwei der Gefangenen waren bereits todt und die Angſt der Lebenden war auf den höchſten Gipfel geſtiegen, als die Brücke in Brand gerieth.

Wir berathſchlagten ſogleich über die Mittel, durch welche die Unglücklichen zu retten ſein möchten. Trützſchler, durch das kriegeriſche Leben aufgeregt, ſagte, er wünſche ſchon lange auch etwas Kühnes zu thun; er erbot ſich vor der Morgendämmerung über den Rhein zu fahren und die Leute zu retten. Davon rieth ich ihm dringend ab und er gab meinen Gründen auch Gehör; es fanden ſich andere Freiwillige und Trützſchler übernahm nur die Leitung der Expedition. Alle bis auf ſieben Mann wurden gerettet; ſo erzählte man mir, denn ich hatte andere Geſchäfte und war nicht gegenwärtig. Von dem Schickſale der Sieben werde ich weiter unten reden.

Am Morgen beſetzte ich das Mühlauer Schlößchen mit einer permanenten, ſtarken Wache und ſtellte einen Zwölfpfünder auf der Terraſſe auf, um den Verſuch zu machen, eine Schleuſe in dem gegenüberliegenden Rheindamm zu öffnen, wodurch die Preußen von demſelben fern gehalten ſein würden. Der Verſuch war jedoch ohne Erfolg und ich ließ eine Scharte in den Rheindamm an der Mühlau ſtechen und den Zwölfpfünder dort aufſtellen. Schüſſe wurden hinüber und herüber gewechſelt und zerſchlugen manchen Spiegel im Schlößchen, welches ein beliebter Vergnügungsort der Mannheimer iſt. Ich hatte vor langen Jahren im Saale deſſelben einen ſehr

vergnügten Ball mitgemacht und nun tanzten Freischärler darin zum Ton einer Guitarre und dazwischen pfiffen die Kugeln.

Am Abend geriethen unsere Batterien von Watte in Brand, und da die Leute die Unklugheit begingen, die Baumwolle auseinander zu zerren, so trieb der heftig wehende Wind die gefährlichen Flocken überall umher, die Stadt mit Zerstörung bedrohend. Die Artilleristen, durch den angestrengten Dienst bei Tag und bei Nacht todtmüde gemacht, hatten die in der Halle des Hafengebäudes für sie gelegte Streu aufgesucht und ehe sie erwachten, hatte das Feuer überhand genommen.

Ich ward sogleich aus der Stadt geholt, wo ich mit Trützschler und Mercy zu thun hatte und eilte auf den Platz der Gefahr. Die erste Ueberraschung die mir wurde, war der Anblick der nicht verschlossenen Munitionswagen dicht neben der brennenden Batterie! Ich machte kein Geschrei deshalb, sprang schnell auf das Rad des nächsten und schlug den Deckel zu; dann ließ ich die Wagen in aller Stille zurück und außer Gefahr bringen.

Am heftigsten brannte die Batterie am Lagerhaus. Ich rief sogleich alle disponible Mannschaft zusammen, ließ die bereit gehaltenen Spritzen herbeiführen und durch Spritzen und Austreten mit den Füßen bewältigte man hier die Flammen; allein desto heller loderten sie auf meinem linken Flügel an der Rheinlust und an der Brücke. Es fand sich ein großer Braubottich und ein großes Seil. Der Bottig wurde gefüllt und hundert Leute spannten sich vor denselben und zogen ihn an den Ort der Gefahr. In einer halben Stunde war der Brand gelöscht.

Ich hatte mich in der Nacht darüber gewundert, daß die Preußen unsere Löschanstalten gar nicht durch ihr Feuer

beunruhigten. Der Morgen brachte die Lösung dieses Räthsels in der ungeheuren weiß und blauen Fahne, die auf dem Dache eines der höchsten Häuser wehte und neben der ich durch mein Fernrohr einige blonde Rattenfängergesichter erkannte. Die gescheuten Preußen hatten den warmen Platz den Baiern eingeräumt, denen die Vertheidigung zukam und denen man von Herzen gern eine doppelte Dosis der schwarzen Pillen gönnte, welche wir so freigiebig vertheilten. Man erzählte mir, die Preußen hätten bedeutende Verluste erlitten, und die preußischen Hauptleute, auf solchen Widerstand gar nicht gefaßt, hätten ganz erschrecklich die Köpfe hängen lassen. Eine zwölfpfündige Kugel, erzählte man, sei in das Wolf'sche Kaffeehaus gefahren und sie und der ihr folgende Shreppnell soll zwanzig Mann getödtet haben. Gewisses konnte ich darüber nicht erfahren. Die Preußen hatten, gleich den Russen, immer nur einen officiellen Todten und die Demokraten tödteten sie — mit dem Munde — schockweise.

Die Baiern, welche die Zeugnisse von der Wirksamkeit meiner Artillerie vor Augen hatten, fühlten sich nicht berufen, das Gefecht aufs Neue zu beginnen. Mir war das vollkommen recht und ich verbot auf das Allerstrengste jeden Schuß. Mir kam es nur darauf an, Mannheim zu halten, und nicht Ludwigshafen zu zerstören. Um den Baiern ganz deutlich meine neutralen Gesinnungen zu zeigen, ritt ich den Rheindamm entlang und sie widerstanden der Versuchung, meine Epaulets durch eine Kugel zu begrüßen.

Ich habe schon an einem frühern Ort meine Ansicht über das Tragen von Uniformen ausgesprochen. Ich bestellte mir sogleich eine solche und hielt dies für doppelt nöthig, da ich reguläre Artillerie unter mir hatte. Obersten-Epaulets waren in Mannheim nicht zu haben (sie unterschieden sich damals in Baden von denen anderer Stabsoffiziere durch

dicke Raupen) und überdies kam mir auf den Rang wenig an; ich begnügte mich also mit einem Paar Majors-Epaulets, denen ich zwei Sterne aufsetzen ließ, wodurch damals der Oberstlieutnantsrang angezeigt wurde. Da der Schneider gar kein anderes farbiges Tuch bekommen konnte, als scharlachrothes, so nahm er dies zum Kragen und ich erschien demnach in der Uniform des ersten Regiments und unterschied mich von demselben nur durch ein goldenes Wehrgehänge, welches ich noch von Paris her hatte.

Wegen der noch in dem Brückenschiff sitzenden Leute wurden Unterhandlungen mit den Baiern angeknüpft, welche damit endeten, daß sie aus ihrer schauderhaften Lage erlöst und gefangen genommen wurden.

Die Baiern stellten in Ludwigshafen eine Batterie gegen Mannheim auf, begannen aber keine Feindseligkeiten. Das konnte indessen eine Maske sein, um uns sicher zu machen, und ich beschloß auf meiner Hut zu sein und das um so mehr, als den Feinden unsere Schwäche wahrscheinlich ebenso gut bekannt war, als mir. Ich hatte eine Anzahl von Geschützen abgeben müssen, um die an der Kettenbrücke über den Neckar errichtete Schanze zu armiren, und außerdem war sämmtliches Militair mit Ausnahme meiner Volkswehrrekruten von Mannheim abmarschirt. Da waren allerdings noch zwei Compagnien Freiwilliger, Mannheimer Bürger, die sich zum Dienste in der Stadt unter mein Commando stellten und denen ich ganz neue, gute Gewehre lieferte; allein ich ward von ihnen fast nichts gewahr und wußte nicht, ob sie zuverlässiger waren wie die reguläre Mannheimer Bürgerwehr.

Die Gefahr rückte uns in Mannheim auch von der Neckarseite immer näher; denn preußische Husaren löschten bereits auf den Bierkellern ihren Durst, und wenn Preußen

und Baiern vereint die Stadt abermals von zwei Seiten angriffen, dann wußte ich nicht, ob man ihnen blos mit den wenigen Geschützen von der Neckarseite würde widerstehen können. Ich erwartete daher mit Ungeduld die von Carlsruhe verschriebene Munition nebst den Mörsern und drang bei Mercy darauf, daß er von Mieroslawski wenigstens ein Bataillon für Mannheim verlangen solle, dessen Entblößung eine große Thorheit sei.

Als ich Nachmittags an den Bahnhof ritt, wo die Munition angekommen sein sollte, ward mein Pferd unruhig und gerieth mit den Vorderfüßen auf die Stufen der Halle, wo sich daß Billetfenster befindet. Hier standen Menschen und wahrscheinlich berührte Jemand, der das Pferd von sich abwehren wollte, die Nase desselben mit einer brennenden Cigarre; denn ehe ich noch durch das geringste Anzeichen gewarnt wurde, warf sich das Pferd hinten über und wir beide wälzten uns im Staube. Betäubt stand ich auf und befühlte mich; zu meiner Verwunderung war kein Knochen gebrochen. Mit dem rechten Epaulet, welches meine Schulter beschützte, hatte ich den Boden berührt, wie auch mit der rechten Knieseite, welche ganz und gar geschunden war. Wäre mir der Säbel in die Quere gekommen, oder wäre ich mit dem Sporn hängen geblieben, so würde ich sicher schwer beschädigt worden sein. Da dies nicht der Fall war, so vergab ich auch dem Pferde, welchem ich als einen unverbesserlichen Ueberschläger eine Kugel durch den Kopf schießen wollte.

Ich band mein Taschentuch um mein Knie und ritt langsam durch die Stadt nach dem Rheine zu. Als ich bei den offenen Fenstern des Casinos oder Museums vorüber kam und einen Blick auf die dort sitzenden Herren warf, wurden dieselben sämmtlich verlegen und wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: diese Herren brüten Verrath

gegen uns. Wäre ich Commandant von Mannheim gewesen, ich würde dieser Eingebung unbedenklich gefolgt sein und hätte diese Herren festnehmen und verhören lassen.

In der Stadt waren übrigens Gerüchte verbreitet, die uns Alle mit großer Freude erfüllten. Es hieß, Mieroslawski habe ein Truppencorps von 2000 Preußen mit 16 Geschützen gefangen genommen; ferner habe er absichtlich 10,000 Preußen bei Philippsburg über den Rhein gelassen, um sie von der Seite anzugreifen und zu vernichten. Dies betrachtete man als eine ganz ausgemachte Sache.

Wir hatten allerdings rheinaufwärts Kanonendonner gehört und auch von kleinen Gefechten Nachricht erhalten, allein ich kümmerte mich wenig darum, nur mit Erfüllung meiner gegenwärtigen Aufgabe beschäftigt. Es ist ein anderer militairischer Grundsatz bei mir, mich grad nur um das zu bekümmern, was mich speziell angeht, das auszuführen, was mir aufgetragen ist. Nur wenn das Jeder thut, kann die Wirksamkeit der militairischen Maschine eine befriedigende sein. Ich hatte jetzt dafür zu sorgen, daß die Baiern nicht über den Rhein kamen; alles Uebrige existirte für mich vorläufig nicht. Nichts ist mir mehr zuwider, als das Bekritteln der Handlungen der Generale durch Subalternoffiziere, welche von ihrem Standpunkte aus gar nicht im Stande sind, dieselben zu beurtheilen, und doch ist keine Untugend häufiger als diese.

Gegen Abend kam Mercy zu mir. Er war stiller als gewöhnlich und sprach nur in abgerissenen Sätzen durch einen Mundwinkel, als fürchte er belauscht zu werden. Bald nachdem er mich verlassen hatte erhielt ich ein Zettelchen von ihm, in welchem er mich aufforderte, mit ihm die Vertheidigungsanstalten am Neckar zu inspiciren und nicht im Rheinthal, sondern in meiner Wohnung im Schlosse zu schlafen.

Die Vertheidigungsanstalten schienen mir ziemlich ungenügend. Ein Theil der Kettenbrücke war nachgelassen worden, so daß man sie bis ins Wasser hinabsenken konnte, wodurch die Verbindung unterbrochen wurde. Man arbeitete daran noch sehr eifrig bei Fackellicht. Die steinernen Brückenpfeiler waren mit Höhlungen versehen worden, in welche eine Mine zum Sprengen angelegt war, wenn sich eine dringende Nothwendigkeit dazu zeigen sollte. Die Communication mit dem andern Ufer wurde einstweilen noch durch die Floßbrücke erhalten, die augenblicklich abgefahren werden konnten. Ich schlief die Nacht im Schlosse, ohne Mercy über den Grund seines Wunsches zu befragen.

Es war in der Nacht nichts vorgefallen. Ich ließ nun die durch das Feuer fast zerstörten Batterien am Rhein besser aufbauen, postirte einen aus Rastatt gekommenen zwölfzölligen Mörser hinter den Rheindamm und einen achtzölligen auf der Mühlau. So gerüstet konnten die Baiern angreifen, wenn sie Lust hatten.

Am Nachmittage fuhr ein großes Schleppschiff von Ludwigshafen den Rhein hinab. Der Commandant der Mühlau befahl dem Schiff sich am andern Ufer zu halten und beizulegen; mir ward Meldung gemacht. Das Schiff war mir unbequem; es konnte in seinem geräumigen Bauch Truppen enthalten und bei unserer Schwäche würde eine nächtliche Landung von einer entschlossenen Compagnie ein Unglück gewesen sein.

Ich schickte daher einen Officier als Parlamentair zu den Baiern, welcher ihrem Befehlshaber sagen sollte, das Schiff möge passiren, wenn es zuvor von dem Officier untersucht worden sei. Wolle man diese Durchsuchung nicht gestatten, so müsse es an seiner Stelle liegen bleiben; bei der ersten verdächtigen Bewegung würde ich es in den

Grund schießen. Der Parlamentair wurde mit verbundenen Augen nach Ludwigshafen zu dem zweiten Officier geführt, da der General abwesend war. Dieser Herr sagte: „Wenn es auf ihn ankäme, würde er den Parlamentär gar nicht wieder zurücklassen; da aber der General einmal diese Parlamentärverhandlungen geduldet habe, so möge es hingehen ꝛc.“ Unser „Ansinnen“ der Durchsuchung wurde abgeschlagen, man versicherte aber auf Ehrenwort, daß das Schiff nur so weit hinabgefahren sei, um aus der Schußlinie zu kommen. Ich ließ meine Geschütze auf das Schiff richten, und gab Befehl zu feuern, wenn es seine Stellung verändern würde.

Am andern Morgen sagte mir Mercy, daß Mieroslawski bei Waaghäusel eine Schlacht verloren habe; wir müßten „machen daß wir fortkämen.“ Wir sollten am Nachmittag mit allen Geschützen und der Mannschaft in aller Stille abziehen und nach Heidelberg marschiren. Ich möge die Sache geheim halten und nur den betreffenden Officieren die Befehle geben.

Graf Kawiecki, Major und Adjutant Mieroslawski's, hatte die Nachricht von dem Verlust der Schlacht nach Mannheim gebracht. Ich kannte ihn seit vielen Jahren von Hanau her, wo ich einige Zeit wohnte und wo er ansässig war. Er hatte an der polnischen Revolution Theil genommen und trug einen Orden; er war, glaub' ich, bei Dembinski Adjutant gewesen. Er schob den Verlust der Schlacht auf die Feigheit der Dragoner; ohne diese wäre ein glänzender Sieg erfochten worden.

Es war so geschehen, wie ich es einst an der Table d'Hote in Carlsruhe vorhergesagt hatte. Die Vernachlässigung der Pfalz trug für Baden ihre bittern Früchte; General v. Hirschfeld war bei Germersheim über den Rhein

gegangen und ſein Erſcheinen verwandelte durchaus die günſtige Stellung unſerer Angelegenheiten.

Die Nothwendigkeit der Räumung von Mannheim war augenſcheinlich, nur ſah ich nicht recht ein, wie wir nach dem Oberland kommen wollten, da die Preußen uns im Rücken manövrirten und von Reichstruppen die Rede war, welche uns nach dem Oſten hin zu überflügeln trachteten. Sehr ärgerlich gab ich meine Befehle. Acht Tage hatten wir uns brav geſchlagen, hatten das arme Ludwigshafen verbrannt oder durchlöchert und das Alles für gar nichts, weil Sigel meinte, „daß wir dem Feinde auch in der Flanke ſein würden, wenn er uns in der Flanke wäre!“ Hätte man bei Zeiten ſich des Brückenkopfes bei Germersheim verſichert und die Pfalz beſſer beachtet, dann würde die Revolution einen andern Verlauf genommen haben.

Als ich meine Befehle für den Abzug der Truppen, die am Rhein unter mir ſtanden, gegeben hatte, ließ mir Mercy ſagen, ich möchte um vier Uhr am Bahnhofe ſein, um mit einem Extrazuge in das Hauptquartier Heidelberg zu fahren, und dort einem Kriegsrathe beizuwohnen. Während meine Leute mit meinen Sachen den Weg durch die Stadt nahmen, ritt ich um dieſelbe herum nach dem Bahnhofe. Auf meinem Wege kam ich bei der Dragonerkaſerne vorbei und ritt mitten durch die Reiter, welche eben geſattelt hatten und aufſaßen. Es waren dieſelben, die bei Waaghäuſel ſich ſo ſchmählich benommen hatten. Ich fragte nach ihrem Commandeur, Major Thome, dem ich am Abend vorher einen Brief an Mieroslawski gegeben und der mir über deſſen Beſorgung nichts geſagt hatte. Ich bekam den Major jedoch nicht zu ſehen.

Am Bahnhofe traf ich Mercy, Oberſt Freund, einen Polen, Major Kawietzki und zwei andere Officiere,

wie auch Dr. Eiſenhardt von Mannheim. Mercy bat mich, mein Pferd in den Stall der Großherzogin zurückzuſenden und verſprach mir dafür in Heidelberg ein anderes. Ich erfüllte ſeinen Wunſch und ſandte eine Ordonnanz mit dem Pferde hinweg, nur meine Piſtolenholftern bei mir behaltend. Der Zug ſtand bereit und Mercy trieb zur Abfahrt. Wir ſtiegen in ein Coupé erſter Klaſſe; ich ſaß in der Ecke zunächſt der Thür. Als man mit der Abfahrt zögerte, fragte Mercy ungeduldig, woran es liege, und erhielt zur Antwort, daß man telegraphire, um ſicher zu ſein, daß kein Hinderniß auf dem Wege. Ich ſah jedoch einen Herrn — wahrſcheinlich den Bahninſpector — mit dem Lokomotivführer reden und dann mit einer Miene in das Gebäude gehen, die meinen Verdacht erregte. Eben wollte ich demſelben Worte geben, als eine Anzahl Mannheimer Bürgerwehr von der Eiſenbahnwache mit gefälltem Bajonnet vor dem Schlage des Wagens erſchien, uns ausſteigen hieß und als Gefangene erklärte.

Auf dem Tiſchchen vor mir lagen meine Piſtolen. Eine derſelben ergreifen und ſpannen war natürlich das Nächſte was mir unter dieſen Umſtänden einfiel, allein Dr. Eiſenhardt und Mercy faßten ſogleich meinen Arm und ſchrieen: „Corvin, machen Sie kein Unglück!“ Hätte man mir meinen Willen gelaſſen, wir würden nicht arretirt worden ſein; die Bürger würden meinen Piſtolen und unſern Säbeln nicht Stand gehalten haben; ich würde mit der Piſtole in der Hand den Locomotivführer zum Abfahren gezwungen haben und — er hätte ſich gern zwingen laſſen.

Wir ſtiegen alſo aus und man nahm uns unſere Säbel ab. Wir mußten es geſchehen laſſen, denn von den beſtellten Truppen — Artillerie und etwas Volkswehr — war Niemand auf dem Bahnhof. Man brachte uns in das Tele-

graphenzimmer, welches zwei Glasthüren hatte, die mit Bürgerwehr besetzt wurden. Wie es hieß, wollte man nur die Kreiskasse haben, welche man bei uns oder bei dem nicht anwesenden Trützschler vermuthete. Zu diesem Ende durchsuchte man das Gepäck und nahm aus Mercy's Koffer 600 Gulden.

Ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, kamen Dragoner angesprengt und besetzten den Bahnhof. Sie postirten sich mit gespannten Pistolen vor den Fenstern und Thüren und ein Officier, der durch das Zimmer ging, ohne daß wir ihn eines Wortes würdigten, stellte sie auf. Wir waren alle wüthend, allein das half jetzt wenig. Einige wohlmeinende Bürger drangen herein und bestürmten Diejenigen, die uns arretirt hatten, mit bittern Vorwürfen; aber diese entschuldigten sich mit den Befehlen, die sie von ihrem Obersten erhalten haben wollten.

Als ich die Sachlage anfing zu übersehen, regte sich die Hoffnung auf Befreiung; und die größeste Besorgniß, die mich quälte war, daß die verrätherischen Dragoner die am andern Ufer stehenden Preußen und Baiern in die Stadt lassen möchten, aus deren Händen keine Rettung war. Ich wußte, daß in der Stadt noch unsere Artillerie und beinahe zwei Compagnien Volkswehr waren und auf deren Erscheinen baute ich meine Hoffnungen. Als daher einige meiner Leute an der offenen Thür erschienen und mit großen Augen ihren Obersten als Gefangenen erblickten, winkte ich ihnen bedeutsam zu und sie verschwanden.

Unser kleiner, unglückseliger Haufen bot einen seltsamen Anblick dar, der für den Charaktermaler sehr interessant war. Mercy hatte sich auf ein Sopha geworfen und nahm alle möglichen Positionen an, welche würdige Haltung ausdrücken sollten. Dabei beklagte er den Verlust seiner 600 Gulden

und hatte die allergrößte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, welche ſeine Augen bis zum Rande füllten. Kawiecki ſchwadronirte und geſtikulirte fortwährend in die blaue Luft hinein: „Ich habe keine Kaſſe; ich weiß gar nichts von Geld; ich bin nur hierher gekommen, weil man fremde Officiere aufgefordert hat; ich bin ganz unſchuldig an der ganzen Geſchichte; ich habe kein Geld genommen; ich weiß nichts von Geld; ich verachte Geld; ich habe nie Geld ꝛc.“ Die Andern ſagten gar nichts und hingen die Mäuler. Ich hatte mich an einen Tiſch gelehnt, auf den der Bürger, welcher uns entwaffnete, meine Piſtolenholſter gelegt hatte, vielleicht aus Gutmüthigkeit, vielleicht weil er ſolch ein Möbel und ſeinen Inhalt nicht kannte und für irgend ein Gepäckſtück hielt. Die Nähe ſo zuverläſſiger Freunde war mir ſehr tröſtlich und mit dem Intereſſe, welches die ganze Geſchichte ſehr begreiflicherweiſe bei mir erregte, verband ſich außerdem der Genuß des köſtlichſten Humors der Scene.

Was waren die feigen Dragoner nun tapfer gegen uns fünf unbewaffnete Männer! — Das Zimmer füllte ſich mit mehr bewaffneten Bürgern, die noch gar nicht recht klar waren über das was ſie eigentlich gethan hatten und auf deren Geſichtern ſich alle möglichen Bewegungen ſpiegelten, die meine gute Laune herausforderten. Ich ſtellte ihnen die Nichtswürdigkeit ihrer Handlungsweiſe vor und wie ſie dadurch ihre Stadt vor ganz Deutſchland mit Schande brandmarkten, indem ſie uns unſern erbitterſten Feinden auslieferten, die jeden Augenblick in die Stadt rücken könnten. Ich rief ihnen ihren Undank ins Gedächtniß, den ſie gegen mich begingen, der ich Tag und Nacht gewacht hätte für ihre Sicherheit; ohne mich würden ihre Häuſer durch die preußiſchen glühenden Kugeln und Granaten in Aſchenhaufen verwandelt worden ſein. Ich ſprach in bittern, eindringlichen Worten;

die Bürger wurden ſehr unruhig, ja einigen liefen die Thränen die Backen herunter. Mercy rief mir auf Franzöſiſch zu: „Um Gotteswillen, Corvin, ſchweigen Sie doch, Sie machen die Leute nur immer böſer.“ Die Schlaffheit, die Mercy in ſolchen entſcheidenden Augenblicken bewies, brachte mich gegen ihn auf und ich kehrte mich wenig an ſeine Reden. Ich fing nun an zu drohen und ſagte den Bürgern: ob ſie denn glaubten, daß meine Artilleriſten und Volkswehren, die in ihrem Rücken wären, mich ſo ruhig gefangen nehmen laſſen oder ſich nicht an ihnen rächen würden? „Gebt Acht,“ rief ich, „in einer Viertelſtunde werden Euch Kartätſchen im Rücken kitzeln.“ Die Herren wurden ſehr unruhig und die Dragoner machten allerlei verdächtige Bewegungen mit ihren Piſtolen, ſo daß ich Mercy zu mir an eine Stelle zog, wo wir von ihren verrätheriſchen Kugeln wenigſtens nicht ſogleich erreicht werden konnten.

Meine ſehr ins Ungewiſſe hinein gemachten Prophezeihungen ſollten ſchneller in Erfüllung gehen, als ich hoffen konnte. Es entſtand vor der Thür eine Bewegung und durch dieſelbe, die Bürgerwehrphiliſter rechts und links ſchiebend, erſchien mit blankem Säbel in der Hand mein braver Lieutenant Hauf und rief, mitten in der Stube ſtehen bleibend: „Was geht hier vor? — Ich bin hier mit zweihundert Mann Volkswehr, befehlen Sie — ſich an mich wendend — was ſoll ich thun?“ —

Die Scene war zum Malen! Hauf, ein hübſcher junger Mann, in Uniform, mit kohlſchwarzem Haar und Bart und faſt kaſtanienbraun gebranntem Geſicht, den Säbel in der Hand in der Mitte des Zimmers; die lachenden Geſichter einiger Zuſchauer, die verlegenen der Bürgerwehrmänner und Dragoner! — es war ein Bild, welches ich nie vergeſſen werde.

„Ach," ſagte ich lachend, „unſere Aktien ſcheinen wieder zu ſteigen!" Ich nahm ſogleich meine Piſtolen in die Hand und ein ſehr dienſtwilliger Bürgerwehrmann ſchnallte mir ſelbſt den Säbel um. Ich ging ſogleich vor die Thür, wo ich auf dem Wege vor dem Bahnhof eine Schwadron höchſt verlegen ausſehender Dragoner aufmarſchirt fand. Ich ließ den Eingang zum Bahnhof ſchließen und meine Volkswehren ſo aufſtellen, daß ſie jeden Augenblick die blauen Sünder von den Pferden ſchießen konnten.

Meine Ordonnanz, Herrmann, ein Badenſer aus Villingen, war auf meinen Wink ſogleich in die Stadt zurück und auf das Rathhaus geeilt, wo er in den Sitzungsſaal drang und den Vätern der Stadt mit Entrüſtung mittheilte, daß ich arretirt ſei. Er erfuhr mit Erſtaunen, daß es mit Wiſſen und Willen des Rathes geſchehen ſei und einer der Herrn ſagte zu Herrmann: „Ah ha, da iſt ja auch eine der uns abgenommenen Büchſen, Sie können ſie uns gleich hier laſſen." Herrmann ſpannte jedoch dieſelbe und zog ſich unbeläſtigt auf die Straße zurück, wo er Lieutenant Hauf antraf, der ſogleich meine Volkswehrrekruten ſammelte und mit ihnen ſo rechtzeitig zur Hülfe herbeieilte.

Ich hatte große Luſt, die Dragoner abſitzen zu laſſen und als Gefangene mitzunehmen; allein der unentſchloſſene Mercy, der doch eigentlich Commandant war und von mir als ſolcher immer noch reſpectirt wurde, trieb zur Abreiſe. Ich wollte jedoch nicht ohne Trützſchler fort, über deſſen Schickſal ich beſorgt war, allein Mercy ſagte mir mit aller Beſtimmtheit, daß er bereits ſeit einer Stunde in einem Wagen fortgefahren ſei und wahrſcheinlich die Kreiskaſſe bei ſich habe. „Nun vorwärts denn," rief ich, „woran liegt es?" — Ich begegnete nur verlegenen Geſichtern und

endlich ſtammelte Mercy, daß eine Abtheilung Dragoner die Locomotive feſthalte!

Da Mercy nicht zum Handeln geſchickt und Gefahr im Verzuge war, denn die Preußen konnten jeden Augenblick eintreffen, ſo beſchloß ich zu handeln. Meine geſpannten Piſtolen in der Hand, hinter mir Herrmann und der junge Lenz von Wiesbaden mit geſpannten Büchſen, ſchritt ich auf die zwanzig Dragoner zu, welche die Locomotive bewachten. „Dort ſtehen zweihundert Mann Volkswehr,“ rief ich ihnen zu, „wenn Ihr nicht augenblicklich macht, daß Ihr fortkommt, ſo laſſe ich Euch ſämmtlich von den Pferden ſchießen. Ihr ſollt freien Abzug haben, reitet dort zu Euren Kameraden.“ Der Unteroffizier war der erſte, der verlegen ſein Pferd ſeitwärts lenkte und die andern Dragoner folgten ihm mit ſehr niedergeſchlagener, ängſtlicher Miene.

Als wir wieder einſtiegen, ſchrieen die Volkswehrmänner: „Wir wollen mit!“ — „Verſteht ſich von ſelbſt,“ rief ich und ſie ſtiegen jubelnd in die Waggons. Fort ging es!

Was die zurückbleibenden Dragoner und Bürgerwehr noch mehr perplex machte war, daß ich die telegraphiſche Meldung von aufſtändiſchen Truppen in der Nähe der Eiſenbahn geſchickt zur Verbreitung des Gerüchts benutzte, daß der General Mieroslawski mit der ganzen Armee kaum eine Stunde entfernt ſei und gleich in Mannheim einrücken werde.

In der Nähe der erſten Station traf ich auf Leute meines erſten Bataillons, die nach Mannheim zurückkehrten und auch ihren Commandeur Janſen zu Pferde. Ich rief ihm zu, ſogleich Kehrt zu machen und uns mit ſeinen Leuten nach Heidelberg nachzukommen.

Mercy hatte mich, ich hoffe unwiſſentlich, in Bezug auf Trützſchlers Abreiſe getäuſcht. Er wurde in Mann-

heim gefangen genommen. Daſſelbe Schickſal hatte mein Adjutant Lindemann und Hauptmann Stöck, dem man im Gedränge ganz gemüthlich ſeinen Säbel abgeſchnitten hatte. Der Artillerie-Hauptmann, dem ich den Befehl zum Abmarſch gegeben, hatte dieſen Stöck, deſſen ich ſelbſt nicht habhaft werden konnte, da er am Neckar beſchäftigt war, gar nichts mitgetheilt, und derſelbe wußte nicht eher was er von all der Bewegung unter den Bürgern denken ſollte, bis dieſe ihn gefangen nahmen und die Geſchütze abſpannten. Dieſe ganze ſogenannte Contrerevolution war keine Heldenthat, denn meine Artilleriſten konnten es den Bürgern, mit denen ſie ſo lange in Freundſchaft gelebt, nicht an den Geſichtern anſehen, daß ſie ſich plötzlich in Feinde verwandelt hatten. Die Soldaten arretirte man jedoch nicht und die meiſten derſelben ſtießen ſpäter wieder zu uns. Noch an demſelben Abend wurde Mannheim den Preußen übergeben.

Als wir in Heidelberg anlangten, fanden wir es gänzlich von Truppen entblößt; das Hauptquartier, hieß es, ſei nach Neckargemünd verlegt und dort ſollten wir uns Alle ſammeln. Heidelberg wurde alſo ohne einen Schuß zu thun aufgegeben.

Weder Hauf noch ich hatten ein Pferd und Mercy konnte ſein Verſprechen nicht halten. Nun war guter Rath theuer; ohne Pferde konnten wir nicht fort. Ich hatte jedoch noch eine Vollmacht in der Taſche, nach welcher ich ermächtigt war, ſiebenzig Pferde zu requiriren und mit Anweiſungen auf die Kriegskaſſe zu bezahlen Dieſe Vollmacht beſchloß ich zu benutzen.

Hauf war in ſeinen Bemühungen glücklicher als ich. Er hatte den in Heidelberg liegenden, bei Waaghäuſel verwundeten Mögling beſucht und dieſer ihm ſein Pferd, einen ſchönen und tüchtigen Rappen, abgetreten.

Endlich — es war ſchon zehn Uhr vorbei — brachte mich Jemand auf den Gedanken, zum Univerſitätsſtallmeiſter zu gehen, dem ich einen alten Rappen mit ſchäbigem Kopf und beſtändig wackelnder Unterlippe für vierundzwanzig Louisd'or und das Verſprechen abkaufte, das Pferd möglicherweiſe zurückzuſchicken, wenn meine Anweiſung an die Kriegskaſſe nicht mehr bezahlt werden ſollte. Mitten in der Nacht ſtiegen Hauf und ich zu Pferde und ritten den Truppen nach, nach Neckargemünd.

Neuntes Capitel.

Neckargemünd. — Aufbruch. — Der Mieroslawskiſche Flankenmarſch. — Sinsheim. — Fataler Verluſt. — Marſch nach Eppingen. — Waldangelloch. — Der Spion. — Butterſeelen. — Bretten. — Endlich im Hauptquartier. — Mieroslawski. — Die Hanauer Turner. — Durlach. — Die Pfälzer Truppen nach dem Gefecht bei Ubſtadt. — Snayda. — Anneke und Frau. — Oberſt Becker. — Carlsruhe. — Oberſt Blenker. — Mercy und die erhaltenen Befehle. — Diktator Gögg. — Ettlingen. — Willich. — Der neue Chriſtus mit Johannes. — Nach Raſtatt. — Einquartirt. — Ausflug nach Gernsbach. — Die Murglinie. — Blenker — Pferdehandel. — Rückkehr nach Raſtatt. — Der gelynchte Spion. — Unfreiwillige Muße. — Der Peter- und Paulstag. — Gefecht im Hirſchgrund und an der Murglinie. — Siegesfreude. — Bitteres Deſſert. — Gernsbach verloren. — Ein Abenteuer um Mitternacht. — Sigel. — Rundſchau. — Der Kriegsminiſter. — Nach Tiſche. — Lieutenant Hauf. — Niederbühl. — Die preußiſche Armee. — Scharmützel. — Der Paſſirſchein. — Am Thore. — Belagert.

Möglings Schlachtroß war kein Pferd für meinen guten, wenig ſattelfeſten Hauf; wir tauſchten alſo auf offener Chauſſee und er beſtieg den ehrwürdigen heidelberger Schulrappen mit wackelnder Unterlippe. In Neckargemünd war es finſter wie in einem Mönchskopfe und in dieſer Dunkelheit krabbelten Wagen, Infanterie und Cavallerie durcheinander. Das Hauptquartier war nicht mehr im Ort, ſondern, wie es hieß, nach Sinsheim verlegt worden. Im Pfälzer Hof, den Oberſt Becker mit ſeinem Stab und was daran herumbummelte, eingenommen hatte, fand ich für Geld und gute Worte ein Zimmer und Bett, indem ich,

meiner Gewohnheit gemäß, einige Stunden ruhen wollte, während auch die Pferde ſich erholten.

Aus dem tiefſten Schlaf wurde ich durch den Schein eines Lichtes geweckt und ſah mit Erſtaunen zwei oder drei hübſche Mädchen vor mir ſtehen, die mir ſagten, daß ſchon Alles fort und mein Pferd auch bereits geſattelt ſei. Ich hatte keine Luſt, mich von den Preußen im Bette überraſchen zu laſſen und fort gings nach Sinsheim. Hauf war mir ſchon vor Neckargemünd abhanden gekommen; mangelhafte Reitkunſt wird in ſolchen Verhältniſſen eine wahre Calamität.

Der Weg nach Sinsheim war mit Nachzüglern unſerer Armee bedeckt; die Ordnung in derſelben ſchien mir bereits unwiederherſtellbar gelockert. In Sinsheim angekommen, erfuhr ich, daß hier am frühen Morgen ein kleines Gefecht ſtattgefunden hatte; man brachte einen heſſiſchen, blutjungen Chevauxleger als Gefangenen ein, der heulte „daß ihn der Bock ſtieß“, denn er meinte, die Demokraten würden ihn viertheilen. Eine Stunde darauf ſah ich ihn lachend zwiſchen maroden Freiſchärlern auf einem Wagen ſitzen und mit ihnen rauchen und trinken.

In Sinsheim machte ich eine ſehr unangenehme Entdeckung; ich hatte meine Taſche vergeſſen, welche nebſt etwas Wäſche und andern Kleinigkeiten meine Brieftaſche und auch eine Rolle mit Guldenſtücken enthielt. Der Verluſt war mir ſehr fatal, auch des Geldes wegen, da ich nur wenige Thaler in der Börſe gehabt, und dieſe noch mit einem Oberſten, einem Polen, getheilt hatte, der nicht einmal Geld genug zu einem Schnaps beſaß und daher höchſt unglücklich war. Ich ſchickte ſogleich einen ſicheren Boten nach Neckargemünd zurück; allein als ich demſelben nach einigen Stunden entgegengehen wollte, traf ich ihn mit trübſeliger Miene in ſeinem

Einspänner, der von Marodeurs angefüllt war; die Leute hatten ihn zum Umkehren gezwungen und gesagt, Neckargemünd sei bereits von den Preußen besetzt. Die Tasche nebst Inhalt wurde indessen meiner Frau später überschickt und ich sage dem Uebersender meinen besten Dank.

Das Hauptquartier, welches der Armee voran flog wie die Wolke den wandernden Israeliten, war übrigens nicht mehr in Sinsheim, sondern sollte sich nun in Eppingen befinden, und dahin ging also unsere Reise, oder vielmehr Retirade, die als Mieroslawskischer „Flankenmarsch“ einen gewissen Ruf bekommen hat.

Eine Menge höherer Offiziere trafen in Sinsheim zusammen: Becker, Böning, Mercy, Kawiecki, Freund, u. s. w., nebst mehr zahlreichem als brauchbarem Generalstab und einem Ueberfluß nicht sattelfester Adjutanten.

Es war schon ziemlich spät am Morgen, als die Truppen sich in Bewegung setzten; Mercy, Kawiecki und ich blieben bei der Avantgarde, die mit großer Vorsicht durch den Wald nach Waldangelloch marschirte, da man jeden Augenblick auf den Feind treffen konnte. Kawiecki und ich thaten gemeinen Reiterdienst; wir ritten mit gespanntem Pistol hundert Schritt vor der Spitze zum Entsetzen eines polnischen Hauptmanns, der solches Handeln für verdammliche Tollkühnheit erklärte und hinter jedem Busch einen Pickelhäubrich witterte.

Die Hitze in dem Tannenwald, den wir durchritten, war drückend und Roß und Reiter fühlten sich matt. Kanonendonner, der von rechts herüber schallte, brachte uns Kunde von einem Gefecht, welches in der Nähe von Bruchsal statt haben mußte; es wurde von dem Anführer der pfälzischen Truppen, General Sznaida, bei Ubstadt gegen die Preußen geschlagen. Dieser ferne Kanonendonner gab uns wenigstens

ziemliche Gewißheit, daß unſerem Marſch ſich keine Hinderniſſe in den Weg ſetzen würden, und wir Stabsofficiere ritten den Truppen nach Waldangelloch voraus, um dort Menſchen und Pferden eine kleine Raſt zu gönnen.

Als ich vor dem Gaſthofe ankam, fand ich eine belebte, eigenthümliche Kriegsſcene. Mercy und Kawiecki, die vor mir angekommen waren, hielten inmitten eines Kreiſes von Dorfbewohnern, welche mit Spannung den Verhandlungen lauſchten, die zwiſchen den beiden Offizieren und einem bleichen, pfiffig ausſehenden Manne ſtattfanden, den man als „Spion“ vor die Füße ihrer Pferde geſchleppt hatte. Der Kerl, der ſchwerlich ein gutes Gewiſſen hatte, wurde des Verſtändniſſes mit den Preußen beſchuldigt und Kawiecki ſetzte ihn und die Zuhörer in nicht geringe Angſt dadurch, daß er ein Piſtol zog und Miene machte, den Spion todt zu ſchießen, womit es ihm jedoch keineswegs Ernſt war.

Als wir uns unter die kühle Einfahrt ſetzten, fiel Kawiecki, der den Anſtrengungen nicht gewachſen war, in Ohnmacht; die guten Wirthsleute brachten ihn ſogleich ins Bett und allerlei Cordiale herbei, wie ſie reiſende Apotheker auf dem Lande zu verkaufen pflegen. Kawiecki wollte nothwendig ſterben und Mercy, der eine Butterſeele hatte, glaubte es und war ausnehmend gerührt. Als ich mir in das Zimmer des Kranken ein Frühſtück mit Eiern und Schinken beſtellte, entſetzte er ſich und noch mehr, als ich ihm lachend erwiderte: „Der ſpricht nie ein wahres Wort und darum ſtirbt er auch nicht“. Kawiecki, dem ich den Puls fühlte, lächelte wehmüthig, ergriff meine Hand und ſagte mir: „ich möchte ſeine Frau und ſeine Kinder grüßen“, die ich kannte, was ich verſprach und mein Frühſtück fortſetzte.

Die Ohnmacht war bei Kawiecki's zartem Körper durch die Anſtrengungen der vorhergehenden Tage und die Hitze des

Mittags sehr erklärlich, denn selbst mein Körper von Gummi elasticum fühlte sich angegriffen, so daß ich heimlich fast ein halbes Fläschchen irgend einer stärkenden Tinktur der Wirthin leerte, was auch seine Wirkung nicht verfehlte.

Es wurde beschlossen, daß Kawiecki und Mercy in einem Wagen den unterdessen vorausmarschirten Truppen nach Eppingen folgen sollten. Ein Dorfdoctor setzte sich zu ihnen und ich mit einem Adjutanten und dem preußensehenden polnischen Hauptmann folgten. Wir waren etwas weit zurückgeblieben, als der letztere meinem Pferde in den Zügel fiel und auf einen Punkt vor uns auf der sich hinabsenkenden und windenden Straße zeigte, wo er preußische Cavalleristen bemerkt haben wollte. „Das werden wir gleich erfahren!“ rief ich, zog mein Pistol und sprengte im Galop die Straße entlang, zum Entsetzen des Capitäns, der zurückblieb und telegraphische Angstzeichen machte. Es war dies der einzige Hasenfuß, den ich unter den Polen getroffen hatte und ich konnte ihn schon nicht leiden, weil er dem Grafen Kawiecki die Hände küßte. Der Mann mußte in seiner Heimath Bediente gewesen sein. Die „preußischen Cavalleristen“ waren nichts als Mercy's und Kawiecki's Pferde, welche die Burschen einen näheren, auf die Hauptstraße führenden Weg geritten hatten.

In Eppingen trafen wir das Hauptquartier abermals nicht; dies schien Flügel zu haben; jetzt sollte es sich wieder in Bretten befinden. Um mein einzig Pferd zu schonen, welches ich schon ein wenig wund gedrückt erhalten hatte, stieg ich neben Mercy und Kawiecki in den Wagen und wir fuhren mit Extrapostpferden nach Bretten. Es war bereits Abend als wir dort ankamen. Da am Thor ein großer Zusammenfluß von Fuhrwerken aller Art war, so bog der Postillion seitwärts in einen Hohlweg, der zu einem an-

deren Thore führte; allein wir kamen aus der Bratpfanne ins Feuer. Dieser Hohlweg war mit Geschütz, Munitionswagen, Fouragewagen und wer weiß was Alles dermaßen verstopft, daß man weder vorwärts noch rückwärts konnte. Einige Bauern, des langen Wartens müde, hatten ausgespannt und ihre Wagen mitten im Wege stehen lassen. Nachdem ich unter Wagen und Pferden hindurch einen Weg tracirt hatte, nöthigte ich meine beiden Invaliden zum Aussteigen und leitete sie in die Stadt. Auf dem Weg zur Post, wo das Hauptquartier endlich wirklich sein sollte, begegneten wir dem Befehlshaber des 4ten Regiments, Oberst Thomé, der die Posten revidiren wollte, unter denen, wegen ausgegebener doppelter Parole und Feldgeschrei große Verwirrung herrschte. Hätten die Preußen in der Nacht Bretten angegriffen, das Durcheinander wäre unbeschreiblich gewesen!

In der Post war das Hauptquartier wirklich und die Confusion natürlich größer als irgend wo. Wir — acht der höchsten Offiziere der Insurgentenarmee — fanden endlich noch eine Streu und ich schlief vortrefflich, meinen Sattel als Kopfkissen benutzend. Um Mieroslawski hatte ich mich nicht bekümmert; allein man hatte ihm wahrscheinlich von unserem Endabenteuer in Mannheim und meinem Antheil an der Entwickelung erzählt; denn als ich am Morgen auf die Straße trat, rief er mich aus dem Fenster zu sich herauf und schien durch besondere Freundlichkeit sein früheres barsches Benehmen gut machen zu wollen.

Während ich bei ihm war, ließ sich eine Deputation der Hanauer Turner melden. Sie trugen ihm die Bitte um Entlassung vor; sie hatten das Kriegspielen satt und wollten nach Hause. Der General ließ ihnen durch mich zureden, zu bleiben; ob sie es thaten, weiß ich nicht. Sie hatten an dem Gefecht bei Waaghänsel Theil genommen und

ſollten einen gut vertheidigten Wald nehmen; allein das ging nicht ſogleich, ſie zeigten zuerſt dem Feind den Rücken und Mieroslawski rief: „Ah, voilà les beaux tourneurs de Hanau qui tournent le dos à l'ennemi!“ Später ſollen ſie ſich brav geſchlagen haben, obwohl Augenzeugen ihren Führer der Feigheit beſchuldigen. — Gegen acht Uhr fuhr das Hauptquartier und Alles, was dazu gehörte, ab und unter vollem Regen kamen wir gegen Mittag nach Durlach.

Nachmittags trafen hier einige Tauſend Mann pfälziſcher Truppen ein, die bei Ubſtadt davon gelaufen waren, trotzdem daß ſie es eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätten, denn ſie waren gegen die Preußen im Vortheil und hatten ſich recht brav geſchlagen; allein es erhob ſich „Verrathgeſchrei“, welches einen paniſchen Schrecken hervorrief.

Bei den Pfälzer Truppen war Anneke, von ſeiner Frau begleitet, die einen wunderſchönen Braunen ritt, der eine Haut wie Atlas hatte und einem preußiſchen Uhlanenrittmeiſter abgenommen worden war. Anneke ſprach davon ſeinen Abſchied nehmen zu wollen und erzählte mir, daß man General Snayda, des Verraths beſchuldigt, gefangen genommen, mißhandelt und verwundet habe. Da mir das Nähere über dieſe Angelegenheit nicht bekannt iſt, ſo enthalte ich mich der Erzählung der mancherlei Verſionen, die in Bezug auf dieſe Verrätherei exiſtirten.

Eines Abends hatte ich den General Snayda in Mannheim getroffen; er reiſte in das Hauptquartier nach Heidelberg. Er war ein kleiner, mit großem Appetit eſſender, dicker ſchon alter Mann, der eine Art Uniform mit ſchwarz-roth-goldenen Schnüren trug. Er klagte mir ſeine Noth, die er mit der Unordnung in der Pfalz habe, und welche ihn nöthige, ſich über ſeine Kräfte anzuſtrengen. Er müſſe faſt

den ganzen Tag zu Pferde ſitzen und ſeine Beine ſeien ſo geſchwollen, daß er kaum gehen könne.

Am Morgen traf ich einen preußiſchen Deputirten, den ich früher in Carlsruhe kennen gelernt hatte, und der, glaub' ich, eine Stelle als Kriegscommiſſair bekleidete, wozu alle mögliche Menſchen für fähig gehalten wurden, die keine Idee von den Bedürfniſſen einer Armee hatten. Ich ging mit ihm zu Oberſt Becker, der Commandeur einer Diviſion war. Dieſer ſprach davon, daß aus Verſehen eine Batterie nach Carlsruhe abmarſchirt ſei, die er brauche, und der Deputirte, der dorthin wollte, erbot ſich, den Befehl zur Rückkehr derſelben mitzunehmen. Becker gab ihm nicht allein dieſen, ſondern noch einen andern ſchriftlichen Befehl an den Oberſt Bleuker*), den er in Carlsruhe finden würde und durch welchen derſelbe angewieſen wurde, mit ſeinem Corps nach Knielingen und Mühlburg zu marſchiren, um Carlsruhe von dieſer Seite ſo lange zu decken, bis das dortige Zeughaus geleert ſein würde.

Der Deputirte hatte Platz in ſeinem Wagen und nahm mich und den wiedergefundenen Hauf mit. Dieſer brachte die Geſchütze nach Durlach zurück und ich übernahm es, Becker den Befehl einzuhändigen. Ich fand den kühnen Oberſten nebſt Ottenſoſer mitten unter ſeinen Getreuen auf dem Markte und entledigte mich meines Auftrages, der keine Freude zu erregen ſchien.

Im Gaſthof zum goldenen Krug fand ich Mercy, der zum Commandanten von Carlsruhe ernannt, aber in großer Verlegenheit war, da ihm Mieroslawski allerlei ver-

*) Im Augenblick „General Bleuker" in Nordamerika. Sigel iſt dort nur Oberſt und Börnſtein, fortlaufenden Andenkens, iſt Oberſt in St. Louis.

fängliche Aufträge gegeben hatte, die er nicht unentschlosseneren Händen hätte anvertrauen können. Einer dieser Aufträge war, die Carlruher Bürgerwehr zu entwaffnen, und ein anderer, den er mir schriftlich zeigte, wenn man Carlsruhe räumen müsse, das Schloß in Brand zu stecken und jeden Löschversuch mit den Waffen abzuwehren!

Mercy hatte weder Lust das Eine noch das Andere zu thun. Gögg — der eine Art von Dictator spielte — stürzte in den Saal und rief, daß er die Entwaffnung der Bürgerwehr um keinen Preis leiden und sich lieber an die Spitze derselben stellen würde, um jeden Versuch dazu abzuwehren. Dem schlaffen Mercy gegenüber war solche Energie jedoch nicht nöthig.

Ich fuhr mit meinem Kriegscommissär nach Ettlingen, wo wir auch Mieroslawski finden sollten; allein er war bereits wieder voraus — das heißt nach rückwärts — geeilt, und wir trafen nur sein »alter ego«, Generaladjutant Sigel, der mich durch einen mit Bleistift geschriebenen Zettel beauftragte, alle debandirten Truppen, die ich auf dem Wege finden würde, zu sammeln und nach Durlach zu schicken, wo man ein Gefecht erwartete. Ich suchte diesem Auftrage zu genügen und hielt ganze Schaaren von flüchtigen Volkswehrmännern auf, welche ohne alle Ordnung, in vollständiger Auflösung, Rastatt zueilten. Ich ließ sie in Ettlingen sammeln und schickte sie nach Durlach; allein die meisten, ohne auf ihre Führer zu hören, machten nur einen Bogen um Ettlingen herum und liefen was sie konnten der schützenden Festung entgegen.

In Ettlingen traf ich auch Willich mit seinem Corps. Ich freute mich, ihn endlich wieder zu sehn, was seit unsern Kadettenjahren nicht der Fall gewesen war. Seine Persönlichkeit machte auf mich einen sehr angenehmen Ein-

druck; allein als ich ihn in einem Bierhause mitten unter seinen räubermäßig aussehenden communistischen Aposteln fand, die mit Hohnlächeln auf meine Uniform sahen, fiel es mir nicht im Traume ein, daß er sich für einen modernen Christus halte, der stets wie dieser das Brod brach und einen Johannes hatte. Es war dies ein blasser Schneidergesell, in welchem Willich besondere Offenbarung entdeckte, und den er vollends um seine zwei Loth Verstand brachte. So erzählte mir wenigstens Jansen. Der Petrus dieser Apostelbande sah aus, als sei er nicht nur bereit, alle Ohren der Welt abzuhauen, sondern auch alle Beutel abzuschneiden. Trotz ihres räubermäßigen Aeußeren waren diese Leute jedoch vortreffliche Menschen, an denen nichts Schlechtes oder Gemeines war. Willich wurde von seinen Leuten schwärmerisch verehrt, und wenn ihn auch seine Feinde — und manche seiner Freunde ebenfalls — einen Narren nannten, so kamen doch alle dahin überein, daß er ein sehr ehrenwerther sei.

Wir sprachen uns nur wenige Augenblicke und als er mich nach Blenker fragte und ich ihm von dem demselben überbrachten Befehl sagte, beschloß er, mit seinem sehr tüchtigen Corps diesem nach Knielingen zu folgen.

Der Kriegscommissär war bereits von Ettlingen abgefahren, aber so artig gewesen, mir einen anderen Wagen zuzuweisen, welchen einige Herren vom Generalstab in Heidelberg requirirt und bis Ettlingen mitgenommen hatten. Ich wollte nun über Carlsruhe nach Durlach zurückkehren, wo ich meine Effekten und mein Pferd gelassen hatte. Ehe ich jedoch die Hälfte des Weges nach Carlsruhe zurückgelegt hatte, kamen mir bereits die aus Carlsruhe ausmarschirenden Truppen entgegen, durch welche ich die Nachricht erhielt, daß die Preußen bei Gottesaue ständen und demnächst in

Carlsruhe einrücken würden. Auch Becker ſei nach einem kurzen Gefecht genöthigt worden, ſich von Durlach zurückzuziehen und befinde ſich auf dem Marſche nach Ettlingen.

Unter dieſen Umſtänden konnte ich freilich auch nichts Anderes thun, als umwenden, und ebenfalls wieder nach Ettlingen gehen, wo es nun aller Wahrſcheinlichkeit nach zu einem Treffen kommen mußte. Ich ließ alſo an einem Gaſthofe halten, um hier meine von Durlach kommenden Leute mit meinem Pferde und Gepäck und das Weitere abzuwarten.

In der Nähe des Gaſthofes ſtand ein Häuflein Freiſchärler, deren Führer nicht aus noch ein wußte; es waren Zuzügler von Heilbronn, welche über die Retirade der Armee und deren aufgelöſten Zuſtand ſehr bedenkliche Geſichter machten. Um Rath gefragt, was zu thun ſei, meinte ich, es würde das Beſte ſein, wenn ſie ohne Trommelſchlag ganz ruhig wieder nach Hauſe gingen. Ich hoffe, daß ſie dieſem vernünftigen Rathe folgten.

Meine Leute mit Pferd und Gepäck kamen; allein das „Weitere“ blieb aus. Zu meinem Erſtaunen ſah ich ein Truppencorps nach dem andern vorüberziehen und bei allen zeigte ſich ein großer Fanatismus für Raſtatt! — Zu meiner Verwunderung ſah ich auch Oberſt Blenker nebſt Gemahlin hoch zu Roß an der Spitze ihrer Schaar herankommen, die ich bei Knielingen oder Mühlberg im Kampf mit den Preußen wähnte. Herr Ottenſoſer hatte ſich aber gegen eine ſolche gefährliche Zumuthung geſtemmt und gemeint: „Wie könne man einem Befehl Folge leiſten, den „„ein Corvin““ bringe!“ Dieſe Anſicht ſtimmte mit Blenkers Neigungen überein und ſo entſchied man ſich für die ſichere Retirade nach Raſtatt.

Da es mir nicht einfallen konnte, Ettlingen allein behaupten zu wollen, so folgte ich den Truppen und hatte die Freude, weiße und gelbrothe Fahnen in der Stadt präpariren zu sehen, wodurch man sich den schwarzweißen Vaterlandsrettern empfehlen wollte.

Ich kam gegen fünf Uhr Nachmittags in Rastatt an. In diesem sichern Hafen hatte sich Alles, zwar ziemlich bunt durcheinander, aber doch gesund zusammengefunden. Der Bürgermeister war eben im Begriff aus der Haut zu fahren, als ich in sein Bureau trat, welches gedrängt voll von Leuten war, die sämmtlich einquartirt sein wollten. Drei Schreiber und der Bürgermeister schrieben unaufhörlich; allein sie waren so bedrängt, daß sie kaum die Arme dazu frei hatten. Ich erwarb mir dadurch ihren Dank, daß ich die gesammte bunte Gesellschaft zur Thüre hinaus jagte, einen Doppelposten vor dieselbe beorderte und die Leute nur einzeln einließ; allein ein gutes Quartier erwarb ich mir damit doch nicht; es war keins vorhanden; schnellfüßigere Herren hatten sie in Beschlag genommen. Endlich erhielt ich ein Billet: „Ein Oberst nebst Adjutant, zwei Ordonnanzen, zwei Bedienten, ein Kutscher und vier Pferde im Gasthof zur Blume". Wir alle zusammen — Pferde ausgenommen — erhielten dort ein Zimmer, in welchem weder ein Stuhl noch ein Tisch, noch überhaupt Etwas zu finden war. So ging es mir das erste und einzige Mal, daß ich mich während dieser Revolution einquartieren ließ.

Nachdem ich gesehen, daß meine Leute wenigstens zu essen bekamen, räumte ich das Feld und suchte für Geld ein Unterkommen in einem Gasthofe; allein ich fand Alles besetzt. Rathlos ging ich in den Straßen umher, und als ich eine freundliche ältere Dame mit ihrer Tochter an einem Fenster erblickte, fragte ich, ob sie einen sehr bescheidenen

und gedemüthigten Obersten ins Quartier nehmen wollte? — Ich ward freundlichst acceptirt und war geborgen. Meine physiognomischen Studien haben mir stets gute Früchte getragen.

Als ich am andern Morgen ausging, begegneten mir Bauern, welche einen ganzen Zug Pferde brachten, die von der Regierung angekauft waren. Unter denselben bemerkte ich einen schönen Falben, den ich sogleich fest hielt und für mich zu nehmen beschloß. Die Pferde mußten dem Artilleriemajor Heilig abgeliefert werden, der mir den Falben ohne Umstände überließ, als ich ihm meine Vollmachten zeigte.

In Rastatt traf ich Mercy und Kawiecki, die ich aber später nicht wieder sah, und den Kriegskommissär Debrunner, einen Constanzer, den ich in Muttenz kennen gelernt hatte. Er war ein näherer Freund Sigels, wunderte sich, mich so ohne eigentliche Beschäftigung zu sehen, und versprach, Sigel daran zu erinnern, damit ich ein höheres Commando erhalte. Er klagte mir seine Verlegenheit, da er bis zum anderen Tage zwanzig Pferde bedürfe, die er nirgends auftreiben könne, obwohl man sie gern bezahlen wolle und zu diesem Ende einem Herrn Comlossy aus Rastatt bereits einige Tausend Gulden gegeben habe. Ich versprach, ihm die Pferde zu verschaffen, bestellte sogleich meinen Wagen, ließ noch zwei Pferde Extrapost davor spannen und fuhr mit meinen beiden Ordonnanzen Herrmann und Lenz und einem pferdeverständigen Dragoner nach Gernsbach.

Auf dem Wege dorthin fand ich die Posten an der Murg stark besetzt. In Rothenfels, dem Centrum der von dem General beschlossenen Aufstellung befehligte Mercy das erste und zweite Regiment; den linken Flügel, der sich an Rastatt lehnte, befehligte Oberst Oborski; den Mittel-

punkt des rechten Flügels bildete das Städtchen Gernsbach; hier sollte, wie ich am Abend erfuhr, Oberst Blenker commandiren. Es hieß, diese Linie wolle Mieroslawski auf das Aeußerste vertheidigen, um hinter derselben die sehr zerfahrene Armee auf's Neue zu sammeln und dann wieder die Offensive ergreifen.

Das klang und war auch ganz vernünftig. Hier ist der schmalste Theil Badens und hier tritt das Gebirge am nächsten an den Rhein. Die zwischen diesem und den Bergen liegende Ebene wird aber durch die Festung Rastatt vertheidigt, so daß es schwierig ist hindurchzukommen. Würtemberg, an welches sich der rechte Flügel lehnte, verhielt sich neutral und es wurde als ziemlich ausgemacht angenommen, daß die schwarzweißen Reichstruppen diese Neutralität respektiren würden; überdies war das Terrain hier einer Vertheidigung sehr günstig. Von jenseits des Rheins hatte man gar nichts zu fürchten, da hier bereits Frankreich war.

Die Wichtigkeit Gernsbachs leuchtete mir sogleich ein und ich war deshalb sehr erstaunt, den Ort bei meiner Ankunft so schwach besetzt zu finden; der erste Angriff war nach meiner Meinung hier zu erwarten und ich recognoszirte sorgfältig das Terrain, um bei meiner Rückkehr nach Rastatt auf die Vernachlässigung dieses wichtigen Punktes aufmerksam zu machen. Man hatte dieselbe jedoch nicht übersehen. Als ich beim Abendessen saß, rückte mit großem Trommelspektakel Oberst Blenker mit seinen Myrmidonen ein. Er, seine Frau und Herr Ottensoser, der den Adjutanten spielte, logirten in dem Gasthof, in welchem ich abgestiegen war. Alle Drei studirten eifrig die Karte, und als ich mir einige Fragen und Bemerkungen erlaubte, wurde ich sehr kühl behandelt. Man hatte es mir übel genommen, daß meine

in Worms gemachte Prophezeihung so schnell und buchstäblich eingetroffen war.

Am andern Morgen ließ ich den Bürgermeister kommen und sämmtliche Pferde, die es in Gernsbach gab, auf den Marktplatz bringen. Es wurde eine Commission ernannt, welche die Pferde taxirte und ich kaufte auf diese Weise sechs bis acht, welche ich mit Anweisungen auf die Kriegskasse bezahlte, die ich vom Bürgermeister mit unterſiegeln ließ.

In Gernsbach war der junge Dortu Civilkommiſſair oder Commandeur der Volkswehr gewesen, aber von diesem Posten entfernt worden. Ueber den Grund konnte ich nicht klar werden, aber die Bürger waren sehr aufgebracht gegen ihn.

Lenz ging mit den gekauften Pferden nach Rastatt ab und ich fuhr weiter nach Baden-Baden. Der reizende Badeort war wie ausgestorben, obwohl es Ende Juni war. Im Gasthof zum badischen Hof, im welchem ich abstieg, befand sich ein einziger Fremder! Da mir Camlossy, der gleichfalls Pferden nachstellte, bereits zuvorgekommen war, so fuhr ich nach Haueneberstein, wo ich eine Menge brauchbarer und selbst schöner Pferde, und Bauern fand, die sehr willig waren, sie an die Regierung zu verkaufen. Ja die Leute waren ordentlich böse, daß ich, nachdem ich meine Zwanzig vollgemacht hatte, weiter keine mehr annehmen wollte. Ueber Favorite kehrte ich nach Rastatt zurück, wo ich am Nachmittag — ich glaube es war Mittwoch der 27. Juni — eintraf.

Ich fand die Stadt in großer Aufregung. Schon in den Festungswerken kam mir eine erhitzte Menge entgegen. Ich ließ halten und fragte einen sehr eifrigen Bekannten, was im Werke sei? Er erzählte mir in großer Eile, aber mit einer Art von fieberhafter Heimlichkeit, die mir erst später

auffiel, daß man einen Spion erſchießen wolle. Ich fand das ganz in der Ordnung und fuhr weiter, ohne mich ferner um die Sache zu kümmern; denn ich dachte natürlich, daß die Hinrichtung in Folge eines Kriegsgerichtsurtheils ſtattfinden ſolle. Erſt als es zu ſpät war, erfuhr ich den Zuſammenhang der Sache und war ſehr beunruhigt durch den Namen des Menſchen, den die aufgeregten Soldaten auf eigene Fauſt erſchoſſen hatten. Der Mann hieß nämlich Alexander Weil. Ich kannte drei dieſes Namens: einen Buchdrucker in Frankfurt, der einſt für mich gedruckt hatte, dann den berühmten Orientaliſten und Ueberſetzer der Tauſend und Eine Nacht und endlich den in Paris wohnenden Schriftſteller. Es war indeſſen doch ein vierter! Seltſame Liebhaberei der Familie Weil an dem Namen Alexander! Der Erſchoſſene war ein jüdiſcher Sprachlehrer aus Carlsruhe, der eine Botſchaft von der franzöſiſchen Geſandtſchaft an den Präfecten nach Straßburg bringen wollte und in Kehl arretirt und nach Raſtatt geliefert wurde. Er muß nicht ſo unſchuldig geweſen ſein, als man ihn ſpäter hinſtellte; wenigſtens behaupteten Perſonen, die in dem Kriegsgericht ſitzen ſollten, welches auf den folgenden Tag anberaumt war, daß er ein Spion geweſen ſei. Auch mit einer andern verdächtigen Perſon verfuhr man an dieſem Tage ebenſo ſummariſch. Solche Gewaltacte ſind zwar, vom rein menſchlichen Standpunkte aus betrachtet, ſehr betrübend; allein Revolutionen und Contrerevolutionen ſind es nicht minder und wer ſich damit einläßt, darf ſich von ſubjectiver Sentimentalität nicht anfechten laſſen; „wo Holz gehackt wird, fallen Spähne,“ ſagt ein altes, deutſches Sprüchwort.

Ich war unzufrieden, denn ich hatte nichts zu thun und fühlte einigen Groll gegen die Leute, von denen es abhing, mir etwas zu thun zu geben. Das war thöricht; das

Gefühl meiner Tüchtigkeit, reger als ſonſt durch die überall hervortretende Unfähigkeit der ſich breit machenden Mittelmäßigkeit, und ein wenig Eitelkeit erzeugten dieſe tadelnswerthe Empfindlichkeit. Wer gelten will, muß ſich geltend machen; Talent wird oben bleiben, Mittelmäßigkeit im Thatengewühl zu Grunde gehen. Anſtatt mich zu bemühen, wollte ich geſucht ſein; das war wie geſagt thöricht.

Die ganze Art und Weiſe wie die Revolution geführt worden war, mißfiel mir; ſie konnte nicht wohl anders ſein bei der Verſchiedenartigkeit der mitwirkenden Kräfte. Der Pole, der an der Spitze der Armee ſtand, kannte die Verhältniſſe nicht und konnte ſie auch nicht kennen lernen, da er kein Deutſch verſtand; auch fehlte ihm wohl das Herz für die Sache. Sigel hätte viel thun können; allein er war der Stellung, die ſich ihm eigentlich durch die Umſtände mehr aufgedrungen hatte, nicht gewachſen; er war zu jung, zu unerfahren, zu wenig umſichtig und zu wenig Menſchenkenner; er verſtand es nicht einmal die richtigen Werkzeuge zu wählen und hohle Schwätzer genoſſen hauptſächlich ſein Vertrauen, während er tüchtige Leute beeiferſüchtelte oder ihnen mißtraute.

Die meiſte Verwirrung brachten aber in dieſe ganze Revolution Leute wie Struve, Heinzen und deren Anhänger, Fanatiker und Schwärmer, die nie auf den Zeitpunkt Rückſicht nehmen, ſondern ſtarrköpfig zu jeder Zeit ausführen wollen, was nicht an der Zeit iſt. Manche chemiſche Operationen laſſen ſich nur bei einem beſtimmten Wärmegrad vornehmen; unter demſelben ſind ſie nach phyſikaliſchen Geſetzen unausführbar. Was im Frühjahr 1848 möglich, war es nicht mehr im Sommer 1849; wenn auch der Revolutionsthermometer in den Köpfen einzelner Schwärmer nach und nach im ſelbſtentzündeten Feuer bis über den Siedepunkt geſtiegen war, ſo war doch der der Maſſe, auf die es ankam, bedeutend ge-

fallen. Die Republikſchwärmerei im Sommer 1849 war, gelinde geſprochen, unpraktiſch; man hätte ſich damit begnügen müſſen, die deutſche Verfaſſung zu vertheidigen, wie man ja auch vorgab, wonach man aber nicht handelte; dafür würde man vielleicht noch Sympathie genug im Volke gefunden, dafür würde der Wärmegrad der Volksmaſſe vielleicht noch ausgereicht haben.

Als ich von Carlsruhe nach Mannheim zurückgekehrt war, hatte ich bereits die Hoffnung auf ein Gelingen des Revolutionszweckes aufgegeben; die augenblickliche, durch die Ausweiſung aus Berlin bewirkte Unſicherheit meiner Verhältniſſe und die Ueberredung Trützſchlers, der mir gefiel, auch Luſt an dem bewegten Kriegsleben, in dem ich mich ſelbſt zu erproben hoffte, bewogen mich deſſenungeachtet in Baden zu bleiben.

Ich faßte nun den Entſchluß, am andern Tage Raſtatt zu verlaſſen und mich nach Freiburg zu begeben, wo ich der dorthin überſiedelten proviſoriſchen Regierung meine Meinung ſagen und von der erhaltenen Antwort es abhängig machen wollte, ob ich bliebe oder meinen Abſchied forderte. Das Anerbieten einer Stellung, auf der ich meine Thätigkeit entwickeln konnte, würde mich zu bleiben bewogen haben; denn wenn ich auch an den Erfolg der Revolution nicht mehr glaubte, ſo war es mir Gewinn genug, durch Thaten meine Thatenfähigkeit zu zeigen; weniger aus Eitelkeit oder aus Ehrgeiz, als aus practiſchen in die Zukunft hinausreichenden Gründen. Selbſt eine verunglückte Revolution trägt der unterliegenden Partei nützliche Früchte; ſie macht eine Menge impotenter Phraſenmacher unmöglich und lehrt die Männer der That kennen, was ſchon ein bedeutender Gewinn iſt.

Es war ein wunderliches Gefühl für mich, mitten in dem kriegeriſchen Gewirre ſo unthätig ſein zu müſſen; dieſer Zu-

ſtand kam mir ſo fabelhaft vor, daß ich ganz conſternirt darüber war. Am Nachmittage ritt ich über den Federbach hinaus und fand hier unſere Truppen damit beſchäftigt, Hütten im Walde und ſehr leichte Verſchanzungen aufzuwerfen. Von rechts herüber hörte man Schießen; es mußte von einem Vorpoſtengefecht an der Murglinie herrühren, wo auch Willich und Mercy in der That einige Vortheile errangen und die Preußen aus dem Dorfe Freiolsheim hinausſchlugen. Eine Schilderung der dort ſtatthabenden Gefechte und Kriegsoperationen mag man in andern Werken jener Zeit nachleſen; ich könnte ihnen nur nachſchreiben, denn ich war nicht Augenzeuge, und die Berichte ſolcher, die mir damals mitgetheilt wurden, lauteten zu widerſprechend, als daß darauf zu fußen geweſen wäre.

Trotz des eigentlich entmuthigenden Zuſtandes unſerer Armee waren die noch disponibeln Truppen keineswegs niedergeſchlagen, ſondern im Gegentheil recht kampfluſtig; überhaupt benahmen ſich die Soldaten und — wenn man die Umſtände berückſichtigt — ſelbſt die ungeübten Volkswehren und Freiſchäler ſehr gut. Hätte es nicht ſo ſehr an guten Officieren gefehlt, den an Stärke ſo überlegenen Preußen würde es noch ſchwieriger geworden ſein, die Murglinie zu durchbrechen, wie es am folgenden Tage geſchah. Ich bin überzeugt, daß unſere Truppen, ſo verächtlich man auch ſpäter von ihnen redete, ſich an dieſen Tagen die Achtung der ihnen gegenüberſtehenden Feinde erwarben. Das „Demokratengeſindel“ und die Freiſchaaren ſchlugen ſich hier gegen Truppen, welche ſich die beſten der Welt glaubten, mit anerkennenswerthem Muthe. Die Erfahrung wurde wenigſtens durch die hie und da glänzenden Erfolge gemacht, daß es nur einiger Uebung bedarf und eben nicht zu großen Talentes,

um gegen die langjährige Erfahrung kriegsgeübter Generale das Feld zu behaupten.

Der Peter- und Paulstag versprach ein denkwürdiger zu werden und wurde es auch. Die Preußen griffen die Verschanzungen an der Federbach an und es entspann sich ein lebhaftes und hartnäckiges Gefecht, welches mit Unterbrechungen den ganzen Tag hindurch währte und besonders im Rastatter Niederwald und im Hirschgrund, der sich nach dem Dorfe Rauenthal hin erstreckt, hartnäckig war. Man focht indessen auf der ganzen Linie von Steinmauern, welches unsern äußersten linken Flügelpunkt bildete, bis nach Gernsbach.

Am Nachmittage waren auf den Wällen des Forts B. eine Menge von Menschen versammelt, welche mit dem regsten Interesse dem Gang des Gefechtes folgten, welches leider durch die dazwischen liegenden Waldungen dem Auge zum größten Theil verborgen wurde und sich meistens nur durch Schall und Rauch der Geschütze erkennen ließ.

Ich folgte den Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und freute mich, wie brav unsere Leute aushielten. Um so schmerzlicher überraschte es mich, als ich gegen fünf oder sechs Uhr Abends bemerkte, wie die Preußen Terrain gewannen und vordrangen. Dieser Nachtheil unserer Truppen schien mir die Schuld des Generals, der wahrscheinlich die ganze Stellung nicht so gut übersehen konnte als wir von den hohen Wällen; auch schienen mir die Truppen von dem langen Kampf ermüdet und ich hielt es für die höchste Zeit die Reserve vorrücken zu lassen, wenn man nicht die Preußen auf dem Glacis sehen wollte. Eben im Begriff, mein Pferd zu holen, um den General aufzusuchen, und ihm meine Ansicht mitzutheilen, traf ich auf dem Wall einen seiner höhern Adjutanten mit Tiedemann. Ich

machte den erſteren ſogleich auf den Stand der Dinge aufmerkſam und gab ihm die Mittel an, augenblicklich denſelben zu unſern Gunſten zu verändern dadurch, daß man einige Bataillone in die Linie nach der Federbach und ebenſo nach Rauenthal zu als Verſtärkung einrücken ließe. Der Adjutant und auch Tiedemann begriffen mich ſogleich und in die in der Feſtung zurückgebliebenen Truppen kam Bewegung, ja eine Art geiſtiger Erhebung, die ich nicht geradezu Begeiſterung nennen kann. Die Sicherheit mit der ich vom Erfolge ſprach, mochte dazu beitragen.

Die Bataillone des dritten Regiments und der Freiburger Volkswehr traten unter das Gewehr. Sigel hielt nicht weit von mir auf dem Wall, als plötzlich Camloſſy an ihn heranſprengte und rief: „Sigel, Dein Bataillon will von Dir ſelbſt gegen den Feind geführt ſein!“ Sigel folgte dem Ruf. Die Bataillone rückten in die Linie ein, wie ich es angegeben hatte; es geſchah mit Muth und Energie; die Schanzen an der Federbach wurden zweimal genommen und verloren, blieben aber, als es dunkel wurde, in den Händen des Majors von Weltzien, der ſie zuletzt durch einen Bayonnetangriff nahm. Das dritte Regiment unter Oberſt von Biedenfeld hatte ſich ſehr brav geſchlagen; allein einen neuen Verſuch, während der Nacht die Schanzen abermals zu nehmen, wollte der Oberſt nicht machen, ſo gern es auch der General geſehen hätte.

Die Volkswehr ſchlug ſich nicht weniger brav. Das 25 preußiſche Infanterie-Regiment wurde mit großem Verluſt (den heute noch ein Denkmal an der Eiſenbahn bezeichnet) zurückgeſchlagen und die Volkswehr drang wieder bis zum Dorfe Rauenthal vor, welches die Nacht über von ihr beſetzt blieb.

Man glaubte einen vollständigen Sieg erfochten zu haben und jubelte; allein Steinmauern war sehr schnell von Friedrich Doll verlassen worden, der nach Rastatt schickte und für zweitausend Mann Lebensmittel begehrte; Mercy und Oborski, die sich übrigens an diesem Tage sehr gut gehalten hatten, waren bis Kuppenheim zurückgedrängt worden.

Der mißlichste Verlust war aber der von Gernsbach, welches Blenker nur sehr schlecht vertheidigte. Den Rauch dieses in Brand geschossenen Ortes sah man von Rastatt aus, errieth jedoch nicht die wahre Ursache.

Am Abend traf ich im Gasthof den Commandeur eines Bataillons des ersten Regiments, Major Lang, einen ehemaligen Feldwebel. Er war aus dem Gefecht davongelaufen und erzählte mir in aller Eile, daß Gernsbach genommen sei. Ich bekam einen großen Schreck; denn der Verlust dieses Ortes war von der allerhöchsten Wichtigkeit; nun konnte man unsere Armee auch im Rücken angreifen und ihr Untergang schien gewiß. In aller Eile ging ich in das Hauptquartier, in der Voraussetzung, daß man die Nachricht noch nicht wisse. Ich traf einen der Adjutanten Mieroslawski's und rief ihm zu: „Wissen Sie es denn schon? Gernsbach ist genommen!" — Ich war nicht wenig erstaunt über die Antwort: „Alte Geschichte! Was ist denn daran gelegen?"

Ich wollte am andern Morgen von Rastatt abreisen und hatte meinen Leuten zu diesem Ende die nöthigen Befehle gegeben. Am Nachmittage war ich den beiden jungen Herren vom „Generalstab" begegnet, die meinen Kutscher aus Heidelberg mitgenommen, also eigentlich Prioritätsrechte an dem Wagen hatten; ich machte mir aber um so weniger ein Gewissen daraus, jede Kenntniß von dem Schicksal des Fuhr-

werkes zu verläugnen, als der Kutſcher, der ſich wohl bei mir befand, mich ſehr gebeten hatte, ihn nicht wieder den Herren auszuliefern, die ihn gewaltſam entführt hatten. Ich ſagte jedoch dieſem Kutſcher, daß er, um Weitläufigkeiten und unangenehmes Zuſammentreffen zu vermeiden, ſich mit ſeinen Pferden in einen obſcuren Gaſthof begeben und dort bis zur Zeit der Abfahrt bleiben möge.

Gegen zehn Uhr legte ich mich zu Bette. Es mochte ungefähr Mitternacht ſein, als meine brave Wirthin an meine Thür klopfte und meldete, daß ein Herr da ſei, der mich zu ſprechen wünſche. Es war der mir bis dahin noch unbekannte Kriegscaſſier Bäſel, der mir ſagte, daß ich ſogleich ins Hauptquartier zu Sigel kommen ſolle. Was man von mir wolle, konnte er mir nicht ſagen; allein ich ſtand ſogleich auf und befahl zu ſatteln. In freudiger Eile kleidete und waffnete ich mich und rief dazwiſchen: „Endlich! endlich!“ — Was konnte man von mir ſo ſpät in der Nacht wollen? — Man erinnerte ſich jetzt in der Noth meiner; ſicher ſollte ich mit einigen tauſend Mann aufbrechen und Gernsbach wieder nehmen!

Als ich durch meine Zimmerthür trat, ſagte meine Wirthin: „Ach Herr Oberſt, es iſt mir ſo angſt um Sie; das ganze Haus iſt mit Soldaten beſetzt.“ — So war es in der That und die Maßregel überraſchte mich nicht wenig. Vor der Thür fand ich einen Mann von der Raſtatter Bürgerwehr, welcher die ſtarke Infanteriepatrouille zu führen ſchien. Auf meine Frage, was dieſe ganze Prozedur bedeute, antwortete mir dieſer Menſch, daß ich das ſchon im Hauptquartier erfahren würde. Bäſel wußte nichts von dem Zuſammenhang der Sache; man hatte ihn in der Nähe meines Quartiers angehalten und ſeiner ſilbernen Epaulets wegen wahrſcheinlich für mich genommen; allein man zwang

ihn mit ins Hauptquartier zu kommen, obgleich man ſich von dem Irrthum überzeugt hatte. Man hatte ihn gepreßt mich zu wecken, da man wahrſcheinlich fürchtete ich möchte in böſer Laune erwachen.

Als wir im Gaſthof zur Poſt ankamen war ich außerordentlich neugierig zu erfahren, weßhalb man mich mitten in der Nacht mit bewaffneter Macht aus dem Bette holte, während eine einfache Beſtellung durch eine Ordonnanz genügt haben würde, mich ins Hauptquartier zu citiren.

Als ich mit dem närriſchen Bürgerwehrmann in das Zimmer trat, ſprang Sigel vom Bette auf und war ſo verſchlafen, daß er kaum ſtehen konnte; kein Wunder, er hatte den Tag über genug gethan und erlebt. An einem Tiſche ſaßen mehrere Officiere, unter denen ich auch Major Lang bemerkte.

Sigel fragte nun den Bürgerwehrmann was er wolle? und bat mich um Entſchuldigung wenn er ſich ſetze. Der abgeſchmackte Spieß fing nun eine lange Fraubaſengeſchichte an, deren Humor ich unter allen andern Umſtänden mit vollen Zügen genoſſen haben würde, von der ich in meiner ärgerlichen Stimmung aber nur die Abgeſchmacktheit gewahr wurde. Er erzählte, wie er im Lamm ſeinen Schoppen getrunken und gehört, daß ein Kutſcher hier heimlich ſeine Pferde eingeſtellt habe, der am andern Morgen fort wolle. Er habe mit dem Kutſcher geſprochen; der ſei in Verlegenheit gerathen und er habe gleich gemerkt, daß die Sache nicht richtig ſei; ſo viel habe er herausgebracht, daß der Kutſcher morgen früh mit „einem von die Großen“ auf Baden fahren ſolle. Holla, habe er gedacht, das iſt Einer der ſich durchmachen will! Er habe es nun ganz pfiffig angefangen, ſei Abends wieder ins Lamm gegangen und zurück in die Blum' und habe endlich den Namen von dem Kutſcher

ſeinem Herrn erfahren u. ſ. w. Mit einem Wort, der Mann hatte gemeint, ich wolle mit wer weiß was für einer Kaſſe durchgehen und anſtatt davon Anzeige zu machen, hatte er es vorgezogen, ſich ſogleich Mannſchaften zu holen und mich brevi manu arretiren zu laſſen.

Sigel waren zwiſchen der langen Erzählung mehrmals die Augen zugefallen; als der Spieß fertig war fuhr er in die Höhe und rief: „Was iſt? was iſt? — Ah ſo — ja lieber Mann, Sie haben ganz Recht; ich danke Ihnen, es iſt ſchon gut, Sie können gehen. — Ja Corvin, wenn Sie nicht im Dienſte ſind, ſo müſſen Sie die Pferde hergeben“ — dabei ſchlief er wieder ein.

Nun riß mir die Geduld; anſtatt über die ganze lächerliche Geſchichte zu lachen wurde ich ärgerlich, hakte meinen Säbel ab, warf ihn auf den Tiſch und rief: „Nein, bei ſolcher elenden Wirthſchaft mag der Teufel es länger aushalten, ich danke!“

Nun wachte Sigel vollſtändig auf und machte große Augen. „Was iſt? — was wollen Sie denn? — ach, ich bin auch neulich arretirt worden, was iſt da weiter dabei?“

Mit dem Arretirtwerden hatte es wirklich ſeine Richtigkeit. Einige Tage vorher, — ich weiß nicht wo — waren er und Mieroslawski wirklich vom Oberſt Thomé feſtgenommen worden. Sie wurden indeſſen wieder frei und wollten nun ihrerſeits Thomé arretiren, was aber die Soldaten nicht litten. — Höchſt ärgerlich über dieſe lüderliche Wirthſchaft ging ich nach Hauſe, beſtellte aber meine Pferde ab, da ich erſt im Laufe des folgenden Tages abreiſen wollte. —

An ſolchen Kleinigkeiten hängt oft das Schickſal eines Menſchen; dieſer Spießbürger, der es wahrſcheinlich ſehr ehrlich meinte, hat es ſich ſchwerlich jemals träumen laſſen,

daß ſein Schwabenſtreich meinem ganzen Leben eine andere Wendung geben würde — und ich dachte ebenſowenig daran.

Am andern Morgen traf ich auf dem Schloßthurm Major Tiedemann, der zum Oberſten und Gouverneur von Raſtatt ernannt worden war; bei ihm war der neue Kriegsminiſter Werner, ein Freund Heckers, den ich in Straßburg hatte kennen lernen. Durch ein Fernglas recognoscirten wir die Umgegend und orientirten uns vermittelſt eines Plans, den Tiedemann vor ſich hatte.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, den Leſer mit dem Terrain bekannt zu machen, ſo weit ſich dies durch eine Beſchreibung thun läßt, ohne zu weitläufig zu werden, was nur verwirrt, anſtatt aufzuklären.

Der Fluß Murg fließt von Oſten nach Weſten und ergießt ſich unterhalb Raſtatt in den Rhein. Die Stadt iſt in einem Knie gebaut, welches die Murg bildet, und liegt auf dem rechten Ufer des Flußes. Auf dieſer Seite iſt die Stadt geſchützt durch das Fort B., welches durch Feſtungswerke mit den Murgufern verbunden iſt, die der obere und der untere Anſchluß heißen. In letzterem liegt das Rheinthor, im erſterem das Carlsruher Thor. Auf dem linken Murgufer erſtrecken ſich, durch baſtionirte Feſtungswerke untereinander verbunden, die Forts A. (Leopoldsfeſte) und Fort C.; letzteres nach Weſten, erſteres nach Oſten zu liegend.

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe hinter Fort B. Orientiren wir uns vom Thurm deſſelben in der Umgegend und wenden das Geſicht nach Fort B., der nach Carlsruhe führenden Chauſſee zu und betrachten die Murg als Sehne eines Kreiſes, in deſſen ungefährem Mittelpunkt wir ſtehen.

Links von uns an dem äußerſten Ende der Murg, wo ſie in den Rhein fließt, liegt auf dem rechten Ufer das be-

deutende Dorf Steinmauern; weiter rechts hinter dem davor liegenden Rastatter Niederwald liegt Oetigheim. Grad vor uns führt durch den Hirschgrund genannten Wald, die Carlsruher Chaussee; links von demselben und zwischen dem Niederwald erstreckt sich ein leichtbewaldeter, fast abgeholzter Höhenrücken, welcher der Retherberg heißt. Zwischen diesem und der Murg in Kanonenschußweite von einer zu Fort B. gehörigen Lünette liegt ein Gebüsch die Ziegelhütte. Rechts von der Carlsruher Straße und vor dem Carlsruher Thor liegt der Bahnhof. Rechts vor Fort B. macht die Eisenbahn ein Knie; sie läuft beinahe parallel mit der Chaussee und durschneidet das Dorf Muggensturm. Vom Bahnhof aus landaufwärts läuft der Eisenbahndamm in ziemlich gleicher Richtung mit der Murg, welche er jedoch, sich südlich wendend, zwischen Niederbühl und Kuppenheim durchschneidet.

Das Feld vor dem Bahnhofe und auch unmittelbar vor den Festungswerken ist von Wald gesäubert; jedoch tritt derselbe überall auf Kanonenschußweite an die Festung heran, besteht der Eisenbahn gegenüber jedoch nur aus Unterholz.

Rechts von Muggensturm erhebt sich das Terrain; auf dem Höhenrücken treffen verschiedene Chausseen zusammen. Hier liegen die Dörfer Malsch und weiterhin Rauenthal, letzteres verdeckt durch einen zum Theil hochstämmigen Wald, von dem sich ein Streifen bis an den Eisenbahndamm zieht, Front gegen den Bahnhof machend.

Der Federbach, der in dem erwähnten rechts von Muggensturm liegenden Höhen entspringt, fließt durch dieses Dorf nach Oetigheim; seine Ufer sind sumpfig; sonst ist er ohne Bedeutung; die Eisenbahn geht über ihn hinweg und

unterhalb derſelben iſt er ebenfalls durch eine ſteinerne Brücke für Fuhrwerk paſſirbar.

Rechts von Rauenthal, ziemlich weit ab, am Ende des Bogens und am andern Ufer der Murg liegt Kuppenheim.

Machen wir nun Kehrt und orientiren uns auf dem linken Murgufer, wobei wir nicht vergeſſen dürfen, daß was jetzt rechts iſt in der Nachbarſchaft von dem liegt, was vorhin links war.

Das erſte Dorf links, zwiſchen der Feſtung und Kuppenheim, gleichfalls an der Murg, oder vielmehr an dem dicht neben und mit derſelben parallellaufenden Gewerbkanal, iſt Niederbühl, ſo nahe der Feſtung, daß man von der einen Lünette die erſten Häuſer mit Flintenſchüſſen erreichen kann. Zwiſchen dem Dorf und Kuppenheim überſchreitet die ſich wendende Eiſenbahn die Murg. Hinter dem Dorf erſtreckt ſich nach dem Rhein zu ein tief liegender, ziemlich feuchter Wald, der von dem Landgraben und Bächen durchſchnitten iſt. Ueber Niederbühl hinaus, mehr nach dem Rhein zu, liegt das Dörfchen Förch und dicht dabei im Walde das Luſtſchloß Favorite. Noch weiter hin an einer Chauſſee das große Dorf Haueneberſtein. Rechts davon, näher dem Rhein liegt Sandweier. Von hier bildet der Rhein den Bogen, der Steinmauern gegenüber endet. Am Ufer dieſes Fluſſes liegen die Dörfer Ottersdorf und Blittersdorf, beide durch den Raſtatter Oberwald verdeckt, der auf Schußweite an Fort C. herantritt.

Dicht an der Murg, doch ebenſo nahe an Raſtatt wie auf der entgegengeſetzten Seite Niederbühl und in demſelben Verhältniß zu Steinmauern, wie dieſes Dorf zu Kuppenheim, liegt das Dorf Rheinau, deſſen Hauptſtraße

ſenkrecht zur Murg ſteht. Durch dieſes Dorf geht der Weg nach Blittersdorf. Durch den Oberwald fließt, in gleicher Richtung mit der Murg, der Mühlbach.

Von dieſer Seite führen drei Thore in die Feſtung: das Ottersdorfer-, Kehler- und Niederbühlerthor. —

Die Feſtung war damals keineswegs vollendet, es fehlten noch die bedeutenden Außenwerke bei Ottersdorf und Rheinau, wie auch an dem Eiſenbahnhofe; von den drei Forts war nur Fort C. ganz ausgebaut, in dem Hauptgraben von Fort B. ſtanden ſogar noch die Baugerüſte. Durch die Belagerung hat man manche Uebelſtände erkannt und demgemäß Veränderungen getroffen, die ich aber nicht näher bezeichnen kann.

Als ich mit dem Kriegsminiſter vom Thurme hinabſtieg, konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren und auch Werner war in Verlegenheit. Der Advokat mochte wohl fühlen, daß er als Kriegsminiſter eine etwas komiſche Rolle ſpielte; indeſſen war es ein ſehr tüchtiger, energiſcher Mann, wenn auch als Juſtizminiſter beſſer an ſeinem Platz. Die hervorragende Stellung, welche der Soldat während der Revolutionskämpfe naturgemäß einnimmt, verführt viele thatendurſtige Leute nach Poſten zu ſtreben, welche weniger fähige, aber ſachkundige Männer weit beſſer verſehen würden; die Kriegswiſſenſchaft will in jetziger Zeit ebenſo ſtudirt ſein, wie das Jus, und von einem General oder Kriegsminiſter werden nebenbei noch ganz andere Eigenſchaften verlangt, die ſich hinter dem Actentiſche nicht erwerben laſſen.

Philipp Reuter, der zum Proviantmeiſter der Feſtung ernannt war, hatte mich zum Mittageſſen eingeladen; gleich nach Tiſche wollte ich die Feſtung verlaſſen. Um etwas Nützliches zu thun, ließ ich mir eine Vollmacht ausſtellen,

überall Proviant zu requiriren, um damit Raſtatt zu verſorgen. In der Feſtung ſollte eine genügende Beſatzung zurückbleiben, um ſie etwa acht bis vierzehn Tage lang zu vertheidigen. Innerhalb dieſer Friſt hatte Sigel verſprochen, ſie zu entſetzen und ſein Ehrenwort darauf gegeben, zu dieſem Ende alle ſeine Kräfte anzuſtrengen. Ich war mit meinen Gedanken ſchon auf der Reiſe und kümmerte mich wenig um Raſtatt, da ich nicht die geringſte Luſt hatte darin zu bleiben; ich empfand einen vollkommenen Ekel an der ganzen Geſchichte.

Bei Tiſch trank ich in meinem Unmuth einige Gläſer Wein mehr, als gewöhnlich und ward ziemlich aufgeregt. Anſtatt ſogleich abzureiſen, ſchlug ich daher Lieutenant Hauf vor, mit mir einen Spazierritt zu machen, und zu ſehen, was meine Freunde, die Feinde, trieben.

Hauf war bereit; da aber ſein Pferd gedrückt war und geſchont werden mußte, ſo bat er mich, ihm meinen kleinen Fuchs zu leihen, den ich Tags vorher acquirirt hatte. Ich ſchlug es ihm anfangs ab, da das Thier wild und noch wenig geritten war; allein er quälte mich ſo lange, daß ich, obwohl widerſtrebend, nachgab.

Es war der 30. Juni. Mieroslawski wurde es in Raſtatt nicht wohl; die Wegnahme von Germersheim ließ ihn fürchten, vom Oberland abgeſchnitten zu werden, und er verließ am Vormittag die Feſtung. Das Hauptquartier wurde nach Dos verlegt. Kuppenheim war noch von unſern Truppen beſetzt; wurde es lange genug vertheidigt, ſo konnte Mieroslawski noch auf einen einigermaßen geordneten Rückzug hoffen. Das erkannten die Preußen ſehr wohl und griffen den Ort und die Verſchanzungen an der Murgbrücke mit bedeutender Uebermacht an. Kuppenheim wurde von ihnen in Brand geſchoſſen und genommen;

die Vertheidiger ſuchten ſich ſo gut zu retten, wie ſie konnten; ein Theil verband ſich mit der Armee, ein Theil, der von den Preußen abgeſchnitten wurde, kehrte nach Raſtatt zurück.

Ich ritt mit Hauf zum Niederbühlerthor hinaus die Eiſenbahn entlang. Wir trafen hier zwei „Generalſtabsoffiziere," die mit der Karte in der Hand ſpazieren ritten; ſie ſuchten die Preußen. Ich mußte lachen, denn dieſe marſchirten groß und breit auf der vor uns liegenden Chauſſee. Die Generalſtäbler bekamen keinen geringen Schreck, als ich ihnen die feindliche Colonne zeigte, welche Halt gemacht hatte, und an deren Spitze ſich Cavallerie befand. Ich gab dem einen der Generalſtabsoffiziere den Auftrag, eine halbe Batterie herbeizuholen, die ich in Niederbühl geſehen hatte, wie auch eine Infanteriebedeckung aus den zahlreichen Verſprengten zu ſammeln; ich wollte ihn auf der Eiſenbahn erwarten.

Der Generalſtäbler kam nicht zurück und ich entſchloß mich, ſelbſt nach Niederbühl zu reiten; denn Hauf war mit ſeinem kleinen Fuchs uneinig geworden und im Niederbühler Walde verſchwunden. Ich ſammelte ſogleich gegen fünfzig Mann Volkswehr, welche ich als Bedeckung zu den Geſchützen benutzen wollte, die ich noch im Dorfe unter Befehl eines Lieutenants fand. Ich forderte dieſen auf, mir zu folgen, um die Preußen zu beſchießen und von dem Vordringen gegen Niederbühl abzuhalten; unterdeſſen könnte dies unter den Kanonen der Feſtung liegende Dorf beſſer beſetzt werden. Der Lieutenant weigerte ſich, mir zu folgen; die Bedeckung war ihm zu ſchwach; allein ſie war vollkommen hinreichend, da der Feind eine ſtärkere Reſerve im Walde vermuthen mußte; der Lieutenant hatte keinen Muth und ich keine Mittel, ihn zu zwingen, da ich ihm eigentlich gar nichts zu befehlen hatte.

Höchſt verdrießlich kehrte ich an die Eiſenbahn zurück, gefolgt von den braven Volkswehrmännern, die ich am Waldrande poſtirte und welche alsbald in ein Gefecht mit den Seitenpatrouillen der Preußen geriethen. Als ich in die Nähe des Waldes kam, ſah ich zu meinem Erſtaunen Hauf aus demſelben zu Fuß mir entgegen hinken.

„Was iſt Ihnen denn paſſirt?“ fragte ich. „„Der Fuchs hat mich abgeworfen““, war die Antwort. „Aber wo iſt denn der Fuchs?“ „„Das weiß der Himmel, er iſt fortgelaufen!““ — Ich war nicht wenig ärgerlich, und als mir Hauf die Richtung anzeigte, die das Pferd genommen, beſchloß ich, wenigſtens den Verſuch zu machen, es wieder zu erlangen. Hauf ſah ganz eigenthümlich verſtört aus und ſo blieb er die folgenden Tage; ich ſchrieb das ſeiner Verlegenheit und Scham über ſeine Ungeſchicklichkeit zu und dachte nicht weiter daran.

Mein Pferd weidete ganz gemüthlich auf einer Wieſe, allein leider den Preußen gefährlich nahe, welche durch meine Stabsofficierepaulets längſt angelockt waren. Ich wurde verfolgt und wäre beinahe gefangen worden; ein Piſtolenſchuß gebot dem Nächſten der Verfolger Halt; ich ſetzte über einen Graben (wobei ich mein anderes Piſtol wahrſcheinlich aus der Holfter verlor) und verſchwand im Walde. Mein Pferd war verloren und mit ihm Sattel und Zeug, die ich erſt Tags zuvor gekauft hatte.

Die wenigen Leute, die ich in den Wald poſtirt hatte, hielten die Preußen von weiterem Vorrücken ab, obwohl nur einzelne Schüſſe knallten. Als ich die Liſière des Waldes entlang ritt, machte ich die Entdeckung, daß mein Falber keine zweckmäßige Farbe hatte, denn ſie ſtach gegen das dunkle Grün gar zu verführeriſch ab und zog mir eine Menge Kugeln zu, die meiſtens vor und neben mir in den

Sand ſchlugen, mich aber doch bewogen, hinter den grünen Couliſſen zu verſchwinden; wenn ich allein bin, ſchäme ich mich gar nicht, indianiſche Kriegsregeln zu befolgen.

Lange konnten die Preußen über die Schwäche der Vertheidigung nicht getäuſcht werden; ich ſprengte alſo nach der Stadt zurück, um Verſtärkung zu holen. Als ich an das Thor kam, fand ich Oberſtlieutenant Frey, den Commandeur der Raſtatter Bürgerwehr und Stadtcommandanten; er ſagte mir, daß der Gouverneur, Oberſt Tiedemann, befohlen habe, die Thore zu ſchließen und Niemand ohne Paſſirſchein hinauszulaſſen; ich ſagte ihm, um was es ſich handle, und er hatte nichts gegen das Herauspaſſiren von Truppen einzuwenden.

In vollem Eifer ſprengte ich auf den Markt und fand hier eine der vielen „Legionen“; es war die deutſch-polniſche. Vor derſelben hielt ein junger Officier; ich ſagte ihm, daß ich eine Truppe brauche, um Niederbühl zu vertheidigen. Er antwortete mir, daß ich dieſe nicht bekommen könne, da Niemand mehr zum Thore hinaus gelaſſen werden ſolle.

„Aber zum Kuckuk, Herr, die Preußen nehmen Niederbühl, wenn ich ſie nicht hindere!“ — Der Officier zuckte die Achſeln. „Rufen Sie mir den Commandeur dieſer deutſch-polniſchen Schweinerei!“

„„Ich befehlige die deutſch-polniſche Legion!““ ſagte der junge Officier, mit dem ich geredet.

„Nun, Herr, ſo —“ und ich rief ihm den Gruß zu, den Götz von Berlichingen an den kaiſerlichen Hauptmann beſtellte; damit ritt ich davon, den jungen Major wüthend zurücklaſſend.

Als ich wieder nach Niederbühl kam, fand ich ſämmtliche Freiſchärler, mit Ausnahme von fünf bis ſechs braven Burſchen, in der Schenke! Es war bereits Abend und ich

hatte nicht Luſt, mich länger um Dinge zu bekümmern, die mich eigentlich nichts angingen. Ich ritt zurück in die Stadt und fand Oberſt Tiedemann auf dem Markte. Ich erſuchte ihn um einen Paſſirſchein, den er mir mit Bleiſtift ſchrieb; der Weg über Ottersdorf, ſagte er, ſei noch frei. Ich aß zu Abend, beſtellte auf zehn Uhr meine Pferde und dachte die Nacht in Baden zu bleiben.

Da wir auf unſerem Wege preußiſchen Cavalleriepatrouillen begegnen konnten, ſo richtete ich mich darauf ein. Mein Burſche, meine beiden Ordonnanzen und ein Schreiber aus dem Volkswehrbureau in Mannheim waren mit Büchſen bewaffnet und ſämmtlich beritten; ich zog es vor, zu fahren.

Als ich an das Ottersdorfer Thor kam, ſtieß ich auf eine Schwierigkeit, die ich am allerwenigſten erwartet hatte. Die Wache vom 3. Regiment umringte meinen Wagen und wollte mich nicht zum Thore hinauslaſſen. Man ſprach von Durchgehen, Geldmitſchleppen, Spioniren u. ſ. w. und der Wachtcommandant wollte meinen Paſſirſchein nicht anerkennen, weil er nur mit Bleiſtift geſchrieben und nicht unterſiegelt war. Er war in ſeinem Recht und die Soldaten hatten gleichfalls Grund, mißtrauiſch zu ſein; der frühere Gouverneur von Raſtatt, Hauptmann Greiner, hatte ſich auch bei Nacht und Nebel mit einem ſelbſtgeſchriebenen Paſſirſchein davon gemacht.

Mir blieb nichts übrig, als Herrmann zurückzuſchicken, um von Tiedemann einen ordnungsmäßigen Paſſirſchein zu verlangen, und als er nach mehr als einer Stunde damit zurückkehrte, mich auch einige Soldaten erkannten, hätte ich die Feſtung verlaſſen dürfen, wenn ich es gewagt hätte; allein man brachte mir die Nachricht, daß auch Ottersdorf bereits von den Preußen beſetzt ſei, was mehr als wahrſcheinlich, da ich ſelbſt ſie ſchon ſo weit vorgerückt ge-

ſehen hatte. Unter dieſen Umſtänden mit ſo geringer Bedeckung zu reiſen, ſchien mir Thorheit; ich beſchloß, den Tag abzuwarten und den Umſtänden gemäß zu handeln; ich kehrte alſo in die Stadt zurück.

Im Gaſthofe zum Kreuz erfuhr ich, daß am andern Morgen Elſenhans mit noch einigen andern Herren ebenfalls die Feſtung verlaſſen wollten und ich dachte, mich ihnen anzuſchließen.

Der nächſte Tag brachte uns aber die Nachricht, daß die Feſtung vollkommen cernirt und kein Ausweg mehr vorhanden ſei. Jene Herren entſchloſſen ſich demnach zum Bleiben und ich folgte ihrem Beiſpiel. Ich machte mir wenig Kummer deßhalb und im Grunde war es mir halb und halb erwünſcht, eine Belagerung mitzumachen; wer weiß, ob ich in meinem Leben wieder eine Gelegenheit dazu fand.

Zehntes Capitel.

Chef des Generalstabes. — Besetzung der Stellen. — Die Garnison. — Der Generalstab. — Lieutenant Hain. — Enno Sander. — Ernst Elfenhans. — Major Lang. — Major Mahler. — Oberst von Biedenfeld. — Major Heilig. — Der alte Böning. — Der Gouverneur, Oberst Tiedemann. — Mein Quartier im Schloß. — Der Pascha von Janina. — Aufforderungen zur Uebergabe. — Antwort. — Lumpereien. — Eine Verschwörung gegen den Gouverneur. — Tiedemann arretirt. — Ich befreie ihn. — Eine Krisis. — Meuterei. — Sieg der Rede. — Aussöhnung. — Seltsame Parlamentäre. — Der Kundschafter. — Neue Thorheit. — Abermals ein innerer Sturm. — Ich beschwöre ihn nochmals. — Das dritte Regiment zieht eigenmächtig nach Fort A. — Alarm. —

Als ich am andern Vormittag in das auf dem Schlosse gelegene Gouvernementsbüreau kam, sah ich auf einem dort so eben gefertigten Geschäftstableau, daß ich nicht allein zum Chef des Generalstabes, sondern auch zu dem der meisten Dienst-Departements ernannt war. Durch diese Anordnung, von der ich vorher gar keine Ahnung hatte, war mir eigentlich Alles aufgebürdet, was in einer belagerten Festung zu thun ist, mit Ausnahme des Kassen- und Proviantwesens.

Da ich nicht die Absicht hatte bei dem Kampfe um Rastatt ein müßiger Zuschauer zu bleiben, so war es mir angenehm, mich mit dem bedeutendsten Posten in der Festung betraut zu sehen, auf dem ich Spielraum hatte, alle meine Kräfte zu entwickeln. Freilich quälte mich die Sorge, ob meine

militäriſchen Kenntniſſe ausreichen würden; allein andererſeits beruhigte mich die Ueberzeugung, daß leider kein Officier in der Feſtung war, der mich in dieſer Hinſicht übertraf.

Obgleich ich als Befehlshaber eines Regiments Oberſt war, und Tiedemann mir auch durchaus dieſen Titel aufdringen wollte, ſo beſtand ich darauf, nur Oberſtlieutenant heißen zu wollen; es ſchien mir für das Anſehen des Gouverneurs im Intereſſe des Allgemeinen zweckmäßiger, wenn ich einen geringern Grad begleitete als dieſer, da mir ohnedies mein Amt dafür ſchon zu viel Einfluß und Anſehn gab, beſonders wenn er ſeine mehr repräſentative Stellung nicht mit der gehörigen Würde warzunehmen wußte. Damals war es mir jedoch unbekannt, daß noch andere Oberſten in der Feſtung anweſend waren.

In einem bereits Tags vorher erlaſſenen „Platz-Befehl“ waren die andern militäriſchen Poſten beſetzt worden. Platzmajor war Major Frei, Befehlshaber der Raſtatter Bürgerwehr; Platzadjutant Lieutenant Frank; Platzauditeur Bürger Grether; Platzarzt Stabsarzt Dr. Welker; Platzcaſſier Kriegskommiſſar Bäſel; ihm beigegeben Kriegscaſſier Schleicher (und ſpäter Major Fach, der in dieſem Befehl dem Commandanten der Artillerie beigegeben war); Commandant der Artillerie und ſämmtlichen Artilleriematerials Major Heilig; Platzproviantmeiſter Kriegscommiſſar Reiter. — Zum Ingenieur vom Platz ernannte Tiedemann ſpäter ganz ohne mein Wiſſen einen Mann Namens Peters, deſſen Perſon und Wirkſamkeit mir ſeltſamer Weiſe während der ganzen Belagerung ein Geheimniß geblieben iſt. Tiedemann hatte fünf Adjutanten und Ordonnanzofficiere, an deren Spitze Major Heinſius ſtand.

Zum Commandanten des Forts A. wurde der ehemalige Befehlshaber des Mannheimer Arbeiterbataillons, Major

Jacobi, auf meine beſondere Empfehlung ernannt. Er war ein ſehr tüchtiger Menſch, der nicht unbedeutendes Talent, einen richtigen militäriſchen Blick, viel Ordnungsſinn und Energie beſaß, weßhalb ich ſehr viel auf ihn hielt, obwohl Manche ihn geringſchätzten, da er, urſprünglich Tiſchlergeſell, vor der Revolution nur gemeiner Artilleriſt geweſen war.

Fort B. befehligte Major Krauth, ein Rheinbaier oder Schweizer, tüchtiger Ingenieur und beſonders bewandert im Berg- und Minenweſen; aber nicht ſonderlicher Soldat, wie ſich ſpäter zeigte.

Fort C. erhielt ein alter Schweizer Kriegsknecht, Major Ulrich, eine etwas barocke Erſcheinung. Das ſchon alte, ernſthafte Männchen, war ein eingefleiſchter Exercirmeiſter, der überall hin Karten und Papiere mit ſich ſchleppte. Alle ſeine Gedanken drehten ſich um einen Punkt: wie „der Klumpen“ (im Preußiſchen: „Knäul“) am vortheilhafteſten zu bilden ſei.

Es wimmelte in der Feſtung von Majors und Hauptleuten ohne Commando, denn jeder Befehlshaber der Volkswehrmannſchaft einer kleinen Stadt oder eines Dorfes legte ſich dieſen Titel bei; in der überall herrſchenden Verwirrung ging das ſehr gut. Ich hatte darunter viel zu leiden, denn all dieſe Leute wurden als zum Generalſtab gehörig aufgeführt. Es waren ſo viele derſelben vorhanden, daß ich ſie bei der Parole in zwei Gliedern antreten laſſen konnte.

Als revolutionäre Seltſamkeit erwähne ich einen unter ihnen befindlichen preußiſchen Windbeutel, den ich als Major U. kennen lernte. Ich hatte den jungen Mann ſchon in Mannheim geſehen und mir über die preußiſche, von ihm getragene Officiersuniform (grün mit ſchwarzem Kragen

und ſchwarzen Epaulets) den Kopf zerbrochen. Er hatte ſich durch allerlei Schwindeleien in Verdacht gebracht und war lange Zeit eingeſteckt geweſen; nichts deſtoweniger gewann er doch wieder Sigels Zutrauen, der ihn zum Major ernannte. Ich erfuhr ſpäter, daß er Lieutenant bei einer Bürgerſchützengeſellſchaft geweſen und ſeines Zeichens ein Barbier ſei. Da er nicht einmal orthographiſch ſchreiben konnte und ich ihn gern aus dem Wege haben wollte, ſo gab ich ihm die höchſte Stellung in der Feſtung; ich placirte ihn auf den Schloßthurm, von wo aus er beſtändig den Feind durch ein Fernrohr beobachten und mir — höchſt unorthographiſch — rapportiren mußte.

Mit dieſem Generalſtab ſah es traurig aus; es waren recht angenehme und gebildete Leute darunter; allein auch nicht ein einziger, der mir bei meinen ſo vielſeitigen Beſchäftigungen das Allergeringſte nützen konnte. Ich vertheilte ſie freilich in die verſchiedenen Büreaus und gab ihnen allerlei Aufträge, deren ſie aber keinen auszuführen im Stande waren, ſo daß ich Alles ſelbſt beſorgen mußte; mit dem guten Willen war es leider nicht gethan, wo poſſitive Kenntniſſe gefordert wurden. Das ganze Soldatenhandwerk iſt keine Hexerei, wenn man ſonſt das Zeug dazu hat; allein es will gelernt ſein wie jedes andere; nicht Jeder der eine Flinte laden und abſchießen kann iſt ein Soldat und nicht jeder Doctor der Philoſophie ein Generalſtabsofficier.

Einer dieſer Officiere war Lieutenant Hain, früher preußiſcher Poſtbeamter, ein exaltirter Demokrat von der ſchwadronirenden Sorte, aber nicht ohne Talent zum Revolutioniren. Da er mit den Verhältniſſen in Raſtatt und beſonders mit den Umtrieben der reaktionären Partei Bekanntſchaft verrieth, auch Luſt und Liebe zu der Sache zeigte und militäriſch Null war, ſo ernannte ich ihn zum Chef der

Polizei und übertrug ihm beſonders die Ueberwachung verdächtiger Bürger, damit dieſe an einer uns ſchädlichen Verbindung mit dem Feinde verhindert würden. Hain ſprach ſehr blutdürſtig und mag damit manchen Philiſter erſchreckt haben; gegen mich war er immer ſehr zahm. — Er ſagte mir, daß er ſeinen Abſchied genommen, weil man ihm zugemuthet habe, Briefe auf der Poſt zu erbrechen. Er wußte ſich in Geſellſchaft zu benehmen und war nicht ungebildet. Ich werde ſpäter noch auf ihn zurückkommen und auch noch andere meiner Officiere näher kennen lehren.

Werner hatte Raſtatt verlaſſen und Enno Sander als ſeinen Stellvertreter zurückgelaſſen. Dieſer war ein wohlhabender Mann aus dem Deſſauiſchen und Abgeordneter des dortigen Landtages, zugleich Doctor der Philoſophie, alſo als Kriegsminiſter-Stellvertreter ganz an ſeinem Platz! Er war ein gebildeter, liebenswürdiger, etwas eitler Mann, der ſich immer wunderte, daß Andere ihn nicht für ſo wichtig hielten als er ſich ſelbſt. Er hatte gehofft, als Stellvertreter der Regierung gewiſſermaßen die erſte Perſon in der Feſtung zu ſein und ärgerte ſich innerlich, daß Tiedemann ſich ſo gar nicht um ſein Anſehn kümmerte und ihn ſogar aus dem Kriegsrath wies, an welchem er, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, Theil nehmen wollte. Er war kein großes Licht; allein ein braver Mann mit geſundem Menſchenverſtande und kein phraſenmachender Demokrat, wovon wir ſolchen Ueberfluß hatten. Ich habe oft die geringſchätzige Art gerügt, mit der Tiedemann Sander behandelte und manche kleine Gelegenheit benutzt, die verletzte Eitelkeit des letzteren zu verſöhnen. Ich hatte ihn in Worms bei Blenker geſehen; damals trug er eine blaue Blouſe; als Kriegsminiſter-Stellvertreter hielt er dieſe nicht mehr für anſtändig. Er war bei den friedliebenderen Bürgern und Bürgerinnen

beliebt. Von Tiedemann hatte er eine ſehr kurzgefaßte Meinung; er nannte ihn einen Eſel, doch niemals ins Geſicht. *)

Ebenfalls zum Kriegsminiſterium als vortragender Rath gehörte Ernſt Elſenhans. Er war ein Würtemberger, der früher Theologie ſtudirt, dies Fach aber aufgegeben hatte, weil es ſich mit ſeiner religiöſen Ueberzeugung nicht vertrug. An der Revolution nahm er den regſten Antheil und wirkte im Jahre 1848 in Baden als Schriftſteller. In Folge eines Preßvergehens wurde er zur Feſtungsſtrafe verurtheilt, die er in Kislau verbüßte, als ihn die Revolution von 1849 befreite. Er war ein junger, gut gewachſener Mann mit breiter Bruſt und ſchönem, bleichen Geſicht, dem die hohe Stirn und das ganz kurz geſchorene blonde Haar einen bedeutenden Ausdruck gab, welcher nur durch das „Irrlichteliren“ des Blickes in Frage geſtellt wurde; in dem Auge leuchtete mehr als Begeiſterung, — Fanatismus — Wahnſinn! Er ſchien in der That in einem fortwährenden Fieber.

Gewöhnlich trug er die geſchmackvolle Uniform des Kriegsminiſteriums, jedoch ſtets offen, um ſein feines Hemd, welches noch mit Jabot und gefalteten Manſchetten verſehen war, blicken zu laſſen. Er ſchien ſich ſeiner intereſſanten Erſcheinung bewußt und gefiel gewiß den Damen.

Die Beſatzung der Feſtung beſtand aus ungefähr ſechstauſend Mann und war aus folgenden Truppentheilen zuſammengeſetzt: Etwa achtzig Mann des Leibregiments

---

*) Neulich las ich in der Zeitſchrift „Europa“, daß ein Herr Sander aus Anhalt-Deſſau Geſchützmeiſter des Königs Theodoros von Ethiopien ſei! — Sander mußte ſpäter auswandern. Sollte dieſer Geſchützmeiſter Emmo ſein?

unter Major Götze; ein Bataillon des ersten Regiments unter Major Lang; zwei Compagnieen des zweiten Regiments unter Major Mahler; das dritte Regiment unter Oberst Freiherr von Biedenfeld; die unter ihm stehenden Bataillonscommandeurs waren die Majors Weik, Biesele und Leiner.

An Freischaaren waren in der Festung: Die Flüchtlingslegion unter Oberst Böning und Major Lefebre; die deutsch-polnische Legion unter Major Szertuki; die deutsch-ungarische Legion unter Oberst Knoll; ferner die Volkswehr von Freiburg, Durlach, Bruchsal, Rothenfels u. s. w. unter Major Neuhaus.

Die Reiterei bestand aus etwa achtzig meist dienstunfähigen Dragonern unter Lieutenant Harter und einer Anzahl baierscher Cheveauxlegers, die als Ordonnanzen verwendet wurden.

Außer der zahlreichen Festungsartillerie, die eine bedeutende Rolle spielte, waren noch einige Batterien Feldgeschütz vorhanden, die von Hauptmann Backhoff und einem andern Hauptmann befehligt wurde, den ich nie mit einem andern Namen als „Retirirmichel“ kennen lernte. Außerdem waren noch einige pfälzische Geschütze in der Festung. Die gesammte Artillerie stand unter Major Heilig. Die pfälzischen und rheinhessischen Pioniere befehligte Major Krauth.

Die Umrisse der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den genannten Officieren will ich gleichfalls skizziren, damit sie nicht störend auftreten, wenn ich sie handelnd einführe.

Major Götze war ein hübscher junger Mann mit Litzen am Kragen; sonst weiß ich von ihm nichts. Major Lang war vor der Revolution Ober-Feldwebel im ersten Regiment. Wer ihn zum Major und Bataillonscommandeur gemacht hatte konnte mir Niemand sagen; die Leute seines

Bataillons behaupteten, es habe ihn Niemand gewählt, sondern er sei eines Tages mit Majorsepaulets vor der Front erschienen. Er war ein durchaus unbedeutender Mensch, dessen sonstigen Charakter ich mit einem einzigen Worte bezeichnen könnte, welches ich aber den Leser auszusprechen überlasse, wenn er diesen Biedermann näher kennen gelernt haben wird.

Major Mahler war vor der Revolution Lieutenant und stand beim Ausbruch derselben in Freiburg. Er war der erste Officier dieser Stadt, der zur Partei des Volkes übertrat, dazu gewonnen durch die schwarzen Augen der Frau von Struve. Mahler war ein junger, anständiger Officier, der recht brav und ordentlich seine Schuldigkeit that, wenn er auch das Vergnügen liebte. Ich mochte ihn wohl leiden, wenn ich auch seinem noch nicht ausgebildeten Charakter nicht unbedingt vertraut haben würde; es war wenigstens kein Falsch in ihm.

Oberst von Biedenfeld war ein mittelgroßer, eher kleiner, untersetzter Mann und bot in seiner äußern Erscheinung einen militärischen Typus, wie man ihn unter den Stabsofficieren der preußischen Armee sehr häufig fand, der aber nun anfängt selten zu werden. Seine Brust, mit mehreren Orden geschmückt, zeigte an, daß er den französischen Krieg mitgemacht hatte. Seine Erziehung, der in vielfach bewegter Zeit wohl nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte, mochte vernachlässigt sein und wissenschaftliche Bildung war bei ihm ebensowenig zu finden, wie bei den meisten Majors aus seiner Zeit. Er hatte jedoch gesunden Verstand und selbst einigen Mutterwitz, der oft etwas derb und polternd zum Vorschein kam. Er war ein braver, ehrlicher, achtungswerther Mann und guter Soldat, der ein Bataillon oder Regiment ganz gut führen konnte;

allein darüber hinaus mußte man keine Ansprüche machen. Er liebte ein gut Glas Wein, seine Pfeife und nicht zu gewählte Gesellschaft, in welcher er allgemein geachtet und geliebt wurde.

Da er sehr gradaus war, so hatte er in seinem dienstlichen Verhältniß durch freisinnige Reden manchen Anstoß gegeben, so daß er schon bald nach dem Kriege genöthigt wurde, sich vom activen Dienst als Major zurückzuziehen. Er lebte in dem nicht weit von Rastatt gelegenen Städtchen Bühl und war unter den Bürgern der Festung seit vielen Jahren bekannt und beliebt. Wider Willen in seinen besten Jahren zur Unthätigkeit verurtheilt, während seine Kameraden eine Sprosse der militärischen Leiter nach der andern erstiegen, konnte seine Neigung zu der Regierung nicht eben groß sein, was sich in manchen Aeußerungen kund geben mochte.

Beim Ausbruch der Revolution übernahm er das Commando des dritten Regiments — man sagte dazu gezwungen, was wohl nur eine beschönigende Redensart, — als Oberst, behielt aber trotzdem seine gewöhnliche Majorsuniform. Während des Feldzuges zeigte er sich überall sehr brav und die Führung seines Regiments machte der Armee und ihm Ehre.

Bei Wiesenthal bestand er am 20. Juni ein für die Preußen nachtheiliges Gefecht, in welchem der preußische Prinz Friedich Karl leicht verwundet wurde. Biedenfeld selbst erhielt von einem Rittmeister einen Hieb, der jedoch nur sein Epaulet traf, dessen Halbmond davon fast durchschnitten wurde. Der Rittmeister fiel, durchbohrt von Kugeln, deren eine durch die Klinge seines Damascenersäbels ging, welcher ein Geschenk des verwundeten preußischen Prinzen war.

Biedenfeld war es, der den General Sznaida arretirte. Bei dem Gefecht am Federbach hatte er sein Regiment sehr brav geführt und es war ein Unrecht der Commandirenden, daß sie den Obersten, der in Rastatt so bekannt und beliebt war, nicht zum Gouverneur dieser Festung machten, sondern ihm Tiedemann vorsetzten, den Biedenfeld geradezu für einen Narren hielt. Diese Zurücksetzung mochte wohl eine Ursache darin finden, daß der alte, aus vornehmer Familie stammende Militär, trotz seiner volksfreundlichen Gesinnungen demokratische Narrenspossen nicht mitmachen wollte und überall einen großen Ekel gegen die schwadronirenden jungen Leute zeigte, die sich herausnahmen, ihn zu behandeln, als stünde er mit ihnen auf ganz gleichem Fuße. Alte Gewohnheiten und Ansichten lassen sich nicht gleich ablegen und wenn man auch im Herzen ein Demokrat ist — ehrlicher als manche der Phrasenmacher, deren Väter das Glück haben Zwiebelhuber, Müller oder Schultze zu heißen — so braucht man doch nicht grad demokratische Manieren, schmutzige Wäsche und schwarze Nägel zu lieben.

Den Freiherrn von Biedenfeld verdroß es, daß man ihn allgemein Bielefeld nannte und oft sagte er: „Bielefeld heißt ein Jud' in Baden, gegen den ich gar nichts habe; aber ich heiße Biedenfeld und bin aus einer altadeligen Familie." — Ein ärgerlicher Dorn war ihm besonders ein junger, sehr vorlauter Mensch, Namens Schad, der früher Kellner in Carlsruhe gewesen war und als solcher wohl oft hinter des Obersten Stuhl gestanden hatte, nun aber Lieutenant und Adjutant des Majors Mahler war und im Phrasenmachen Erstaunliches leistete. Dieser junge Mensch behandelte Biedenfeld mit einer Vertraulichkeit, die den alten Soldaten verdroß und oft sehr derbe Zurechtweisungen zur Folge hatte.

Ich kam vortrefflich mit dem tüchtigen, braven Manne aus. Dem Alter und der Erfahrung bezeuge ich ſtets Ehrerbietung, ſelbſt wenn ich ſie in rauher Schale finde und ſo ließ ich auch ſtets in meinem Benehmen gegen Biedenfeld Achtung durchblicken, obwohl ich meiner Stellung und meinem Range nichts vergab. Dadurch gewann ich mir ſeine gute Meinung und es freute mich ſehr, als man mir wiedererzählte, wie er von mir urtheilte: „Corvin iſt ein ſehr tüchtiger Mann, der was los hat; keiner von Euern naſeweiſen Schreiern; ein anſtändiger Mann; man ſieht's gleich, aus guter Familie, er iſt mir der liebſte von Allen."

Seine drei Bataillonscommandeurs waren vor der Revolution Lieutenants in dem Regiment, welches ſie nicht verlaſſen wollten. Ihre Geſinnungen waren brav und demokratiſch, wenn ſie auch mit Biedenfeld einen Ekel an manchen demokratiſchen Aeußerlicheiten hatten, deren unangenehmes Kundgeben ſo manchen Wohlmeinenden oder Schwankenden unſerer Sache entfremdete. Es gehört ſchon ein tieferes Durchdrungenſein und eine objective Auffaſſungsweiſe dazu, ſich ohne beſondern Zorn über ſolche Aeußerlichkeiten hinwegzuſetzen, da dieſelben uns in den kleinen Eitelkeiten verletzten, welche gleichſam zu den empfindlichſten Geiſtesnerven gehören.

Lieutenant Harter von den Dragonern war Lieutenant vor der Revolution, blieb bei ſeinen Leuten, wollte aber keinen höhern Rang annehmen und verhielt ſich durchaus paſſiv.

Major Heilig, der Commandeur der Artillerie, war der größte Mann im Armeecorps. Vor der Revolution war er Oberwachtmeiſter geweſen und galt viel bei den Leuten, da er aus ihnen hervorgegangen und dabei ein ſehr tüchtiger Artilleriſt war. Obwohl er ſeine Manieren beibehielt, ſo

benahm er sich doch, auch mir gegenüber, stets anständig und folgsamer als irgend ein Anderer, wenn man zu befehlen verstand und verstand was man befahl.

Der alte Böning befehligte die Flüchtlingslegion. Ich habe von ihm schon früher geredet. Er war aus Wiesbaden, Uhrmacher und dann Kaffeewirth. Am griechischen Befreiungskriege hatte er Theil genommen. Den Heckeraufstand im Frühjahr 1848 machte er nicht mit, sondern kam, wie ich erzählte, erst in Straßburg als Flüchtling aus Wiesbaden an. An dem Struveschen Aufstand im Herbst 1848 nahm er Theil. Er war ein guter, sanfter, alter Mann, dessen mittelalterliche Heldengestalt sein Unglück war. Die Legion konnte er nicht führen; ihr eigentlicher Commandeur war Major Lefebre; ein recht tüchtiger junger Mann.

Um nicht durch diese Skizzenreihe zu ermüden, will ich die minder wichtigen Persönlichkeiten gelegentlich schildern und nun mit dem Bilde unseres Gouverneurs schließen. —

G. N. Tiedemann war der Sohn des bekannten Professors dieses Namens in Heidelberg. Er diente in der badischen Armee und war Lieutenant bei den Dragonern. Da bei einer Duellangelegenheit seine Ansichten über Ehre mit den im Officiercorps herrschenden nicht übereinstimmten und sein Benehmen vom Standpunkt dieser Officiersehre aus nicht für ehrenhaft gehalten wurde, so sah er sich genöthigt, den Abschied zu nehmen. Er trat in der Folge in griechische Dienste und wurde Lieutenant à la suite. Dort verheirathete er sich mit einer Griechin, die ihm einen Sohn, Namens Demetrius gebar. Als die Fremden aus dem griechischen Dienst ausscheiden mußten verlor auch Tiedemann seine Stelle und Existenzmittel, was unangenehme Verhältnisse mit seinen Schwiegereltern und sonstigen Anverwandten seiner Frau zur Folge hatte, da er überdies ein Hitzkopf war.

Im Jahre 1849 kehrte er nach Deutſchland zurück, ſeine Familie in der Heimath laſſend, und kam gerade in ſeinem Vaterlande an, als die Revolution in Baden ausbrach. Sein Bruder und Hecker waren Schwäger; das bot Anknüpfungspunkte mit den Leitern der Bewegung und er fand bald eine Stellung in der Inſurgentenarmee. Wir fanden ihn als Major des Generalſtabes bei der Neckararmee in Heidelberg. Er war ehrgeizig und ſtrebte nach hohen Stellen, zu deren Ausfüllung er ſich das Talent zutraute und gerieth dadurch in mancherlei Ungelegenheiten mit Mögling, Biedenfeld u. ſ. w., die ihn für einen Narren oder wenigſtens für einen närriſchen Kerl erklärten.

Er war ein hübſcher, großer und ſchlanker Mann von etwa vierzig Jahren, den man indeſſen ſeines grauen Kopfes wegen für bedeutend älter hielt, ſo daß ich ihn ſtets den alten Tiedemann nannte, obwohl ich in der That nur vier Jahre jünger war als er. Er hatte ein edel geſchnittenes Profil, einen trotzigen, aber wegen der ein klein wenig vorſtehenden Unterlippe etwas dummen Mund und ſeine ganze Haltung war die eines alten Soldaten. Begnügte ſich Tiedemann damit, bloß vor den Truppen zu erſcheinen, ſo war der Eindruck, den er machte, ein ſehr günſtiger; ſein ſchönes, militäriſches Aeußere erweckte ein günſtiges Vorurtheil; ſobald er aber anfing zu reden, war dieſer Eindruck verwiſcht. Und er redete ſo gern, da er ſich einbildete gut zu reden! Für Denjenigen, der nur oberflächlich zuhörte, klang was er ſagte ziemlich vernünftig, denn er hatte ein hübſches Organ und beſtimmte Stichworte, die er ſtets wiederholte. Den Soldaten hatte er wohl hundert Mal geſagt, daß der Hauptmann der Vater und der Feldwebel die Mutter der Compagnie ſei! — Hörte man genau hin, ſo erſtaunte man über die Leere und die Gedankenverwirrung in ſeiner

Rede. Je wichtiger die Veranlaſſung, deſto koloſſaler der Unſinn, den er zu Markte brachte. Am unausſtehlichſten und ungeſchickteſten geberdete er ſich, wenn er ſich bei den Soldaten populär machen wollte, die ihn dann erſtaunt anſahen oder geradezu ins Geſicht lachten.

In ſeinem ganzen Weſen erkannte man den Officier von altem Schrot und Korn, wie er ſo oft in den Fliegenden Blättern lächerlich gemacht worden iſt. Er kannte den Dienſt und handhabte ihn ſtrenge, aber nach ſeiner kleinlichen Weiſe, wie er ihn verſtand.

Die Menge Schnurrpfeifereien und Narrenspoſſen, welche in frühern Zeiten dem Militärweſen anhingen, und die man in allen vernünftigen Armeen längſt abgeſchafft hat, erſchienen ihm ſtets als die Hauptſache und zwar ſo ſehr, daß er darüber die wirkliche Hauptſache nicht nur als Nebenſache behandelte, ſondern gar häufig gänzlich vergaß. Machte ihn Jemand auf das Thörichte ſeines Dienſtbetriebes aufmerkſam, dann ſagte er: „Ich bin ein alter Soldat und weiß was Dienſt iſt.“

Thätig war Tiedeman leider nur zu ſehr. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend, allein er that dennoch nichts; er erſtickte förmlich im Detail und vernachläſſigte dadurch die wichtigſten Dinge. Alles wollte er ſelbſt ſehen, jede Anweiſung auf einige Groſchen oder ein paar Hoſen ſelbſt unterſchreiben; er war verſeſſen auf jedes Papier und ganze Stöße häuften ſich an, ohne Erledigung zu finden.

Mit der Abfaſſung der Platzbefehle verging faſt der ganze Vormittag. Tiedemann ſchriftſtellerte gern und bildete ſich ein gut zu ſchreiben; da er aber nach hohem Beiſpiel die Participialconſtructionen mehr als die Logik liebte, ſo konnte er nicht eine Seite verſtändlich ſchreiben. Hätten die Adjutanten ſich nicht die Freiheit genommen gar zu un-

verſtändliche Befehle etwas umzuformen, die Garniſon würde noch mehr närriſche Dinge, als ſchon der Fall war, von ihrem Gouverneur zu hören bekommen haben.

Tiedemann hielt außerordentlich darauf, ſeine Autorität zu zeigen; allein er führte dies nur in Kleinigkeiten durch und ſchadete durch ſeine Pedanterie dem Ganzen. Er verlangte, daß alle Commandeurs ihre Rapports Morgens um acht Uhr ihm perſönlich übergaben und bei der Parole ſollten ſie wieder anweſend ſein! Bei einer ſo weitläufigen Feſtung wie Raſtatt, war das ſo unpractiſch, wie nur irgend etwas ſein konnte, denn Fortcommandanten und andere Befehlshaber mußten ihre Poſten oft ſtundenlang Subalternen übergeben, was oft die ernſthafteſten Unordnungen zur Folge hatte; Tiedemann beſtand aber eigenſinnig darauf, daß der Friedensdienſt auch während einer Belagerung befolgt würde! Wurde ſeine Autorität wirklich angegriffen — wie das in Folge ſeiner Heftigkeit und oft unmotivirten Grobheit häufig geſchah — und wäre es ſeines Anſehens wegen am Platze geweſen, ſie um jeden Preis zu behaupten, dann gab er, wie man zu ſagen pflegte, klein bei, blamirte ſich und machte ſich ſelbſt verächtlich. Sein Ausweg war dann ſtets, daß er damit drohte, ſeine Stelle niederzulegen, welche Drohung er aber niemals ausführte, ſo oft man ihn auch beim Wort nahm. Er glaubte, es ſei nicht Ernſt, denn er war von ſeiner Unentbehrlichkeit überzeugt.

So ſehr er auch darauf ſah, daß Andere ſich an Dienſtformen hielten, ſo dispenſirte er ſich zum Nachtheil des Dienſtes doch ſelbſt davon, wo es ihm beliebte. In der Dienſtordnung für den Chef des Generalſtabes war vorgeſchrieben, daß alle an den Gouverneur gerichteten Rapports und Dienſtſchreiben zunächſt an jenen kommen ſollten, der darüber Bericht erſtatten müßte; allein er nahm dieſe Rap-

ports u. ſ. w. meiſtens ſelbſt in Empfang, vergrub ſie oft unter ſeinen Papieren, ohne ſie zu erledigen, oder mir etwas davon zu ſagen, was ein großer Uebelſtand war und mir mein Amt ſehr erſchwerte. Eben ſo ſollten nach der Dienſtordnung alle Erlaſſe des Gouverneurs von dem Chef des Generalſtabes contraſignirt ſein; allein Tiedemann kehrte ſich nie daran, und wenn ich die Schreiben nicht ſelbſt aufgeſetzt hatte, ſo erfuhr ich oft nicht einmal etwas davon. — Obgleich ich faſt beſtändig mit ihm zuſammen war und er mir fünf, ſechs Ordonnanzen nachſchickte, wenn ich irgendwo zu thun hatte, und wir alle Dinge mündlich abmachen konnten, ſo verlangte er doch nicht allein von mir jeden Morgen einen eigenhändigen Bericht, ſondern auch, daß ich ihn perſönlich übergab.

Bei der Parole erſchien Tiedemann in ſeinem Glanz und mit der ängſtlichſten Accurateſſe wurden dabei alle gebräuchlichen Narrenspoſſen durchgemacht. Beſonders ſtreng ſah er darauf, daß Parole und Feldgeſchrei, wenn ſie im Kreiſe der Stabsofficiere leiſe herumgeſagt wurden, ſtets mit der Hand an der Kopfbedeckung begrüßt werden mußten. Vergaß es Jemand, ſo vergaß er doch niemals die Erinnerung: „Unter Honneur, meine Herren!“ was endlich für Tiedemann ſprichwörtlich wurde. Daß aber die Bürger und Frauen der Stadt ſich dicht an den Parolekreis drängten und horchten, — das verwehrte er nicht!

Vor Allem war aber an Tiedemann zu tadeln, ſein Mangel an wirklicher Energie, denn ſcheinbare beſaß er und mochte manchen oberflächlichen Beobachter damit täuſchen; wer aber nur zwei Tage um ihn war, mußte ſeine Schwäche erkennen. Er erließ augenblicklich den allerſtrengſten Befehl, Dieſes oder Jenes zu thun, fragte aber nie danach, ob es geſchehen ſei und erhielt er die Ueberzeugung

davon, daß ſein Befehl nicht ausgeführt war, ſo war es auch gut.

Dabei war er auffahrend und grob, meiſtens ſehr am unrechten Ort, und die in der Hitze geſprochenen Worte fachten oft einen Brand an, den er nicht zu löſchen verſtand.

In militärwiſſenſchaftlicher Hinſicht war Tiedemann nicht unwiſſend; allein er verſtand ſeine Theorien nicht praktiſch anzuwenden; ja er begnügte ſich mit den Theorien, dieſe ſchienen ihm der wirkliche Endzweck. Hatte er die Sache ſchwarz auf weiß, dann war er vollkommen zufrieden.

Von Mieroslawski hielt er eben ſo wenig wie von Sigel und nannte ſie Ignoranten, Dummköpfe; er habe, ſagte er mir, die proviſoriſche Regierung auf die begangenen Fehler aufmerkſam gemacht und das Obercommando der Armee für ſich begehrt! Perſönlicher Ehrgeiz — Selbſtüberſchätzung — Mittelmäßigkeit, — die Dreieinheit der Fehler, die in unſerer Partei ſich ſo breit machte.

Er gefiel ſich darin, die alten, klaſſiſchen Helden in der Einfachheit nachzuahmen. So hatte er gar keine eigentliche Wohnung, ſondern ſchlief in Kleidern auf einer Matratze, die er in eine Ecke des Gouvernementsbureaus legen ließ. Er trug einen Commiß-Dragonermantel und eben ſolches Casquet. Obwohl er ſchöne Pferde haben konnte, begnügte er ſich doch mit einer räudigen Mähre, die in keiner Schwadron hätte ſtehen dürfen. Geld hatte er nie und wollte kaum einen kleinen Theil ſeines Gehalts annehmen. Dieſe Genügſamkeit war übrigens nur eine Art von Coquetterie und nicht Geiz; er verſchenkte, was er hatte und bot einem Kranken, der Unterſtützung von ihm wollte, ſeinen eigenen Mantel, hatte aber gern, wenn man dergleichen bemerkte und that es ſo, daß man es bemerken mußte.

Von seiner Stellung als Gouverneur von Rastatt hatte er eine sehr hohe Meinung und der Gedanke, daß einst die Geschichte seinen Namen nennen werde, schien mir auf alle seine Handlungen Einfluß zu haben, wenn er nämlich mit Ueberlegung handelte. Schriften, welche er klugerweise hätte vernichten sollen, hob er sorgfältig auf, weil er sich nicht entschließen konnte, „historische Dokumente" zu vernichten. Solche Pietät ist für die neugierige Nachwelt sehr angenehm, bereitet aber den Zeit- und Parteigenossen oft großes Ungemach, wie es auch hier der Fall war. Doch davon später.

Die Mängel, die ich an Tiedemann wahrheitsgetreu rügen muß, machten ihn für seine Stellung wenig fähig, und aus dieser Ungeeigentheit erklären sich manche Zustände und Dinge in der belagerten Festung, die sich bei einem tüchtigen Gouverneur würdiger gestaltet haben würden, wenn auch das Endresultat — das war unvermeidlich — dasselbe geblieben wäre.

Als Mensch war Tiedemann in jeder Hinsicht achtungswerth und seine Absichten und Gesinnungen waren ehrenhafte. Er konnte in Gesellschaft ganz angenehm sein, obwohl seine Art und Weise mich nicht ansprach; hatte er aber ein Glas Wein im Kopf, dann wurde er hochfahrend und zänkisch.

Was seinen Muth anbetrifft, so glaube ich, daß er zu denjenigen Menschen gehörte, denen es endlich durch feste Willenskraft gelungen ist, ihre natürliche Disposition zur Furcht zu bekämpfen, die aber ihrer Sache noch nicht ganz gewiß sind und stets innerlich fürchten, ihr Schwanken scharfblickenden, glücklicher disponirten Personen zu verrathen. Er entzog sich nie der Gefahr; im Gegentheil, er suchte stets die allergefährlichsten Punkte auf. Man sah, es lag ihm

daran, den Vorwurf zu entkräften, der ſein Ausſcheiden aus dem badiſchen Officiercorps veranlaßte. Das Bewußtſein, eine Art von Beweis führen zu müſſen, die Vorausſetzung, ſich beſonders beobachtet zu wiſſen, mochte ihn zum Niederſchlagen des Blickes zwingen, wenn man ihm bei ſolchen gefährlichen Situationen ins Auge blickte.

Da es nicht in meiner Macht ſtand, Tiedemann zu ändern, ſo beſchloß ich, den Mann zu nehmen, wie ich ihn fand und mit Allem, worüber ich verfügen konnte, beizuſtehen. Er merkte es bald, und ich erwarb mir ſein vollkommenes Zutrauen, wenn wir uns auch immer etwas fremd gegenüber ſtanden. Er ſchämte ſich oft vor mir, und fürchtete nichts ſo ſehr, als ein ſpöttiſches Zucken meines Mundes. Deshalb verbarg er mir oft Kleinigkeiten und beſonders Kleinlichkeiten; allein in ernſtlicher Noth nahm er ſtets ſeine Zuflucht zu mir, da er wußte, daß er ſich unbedingt auf mich verlaſſen konnte.

Meine erſte Sorge war es, die Truppen gehörig unterzubringen. Um die mir zur Verfügung ſtehenden Localitäten kennen zu lernen, revidirte ich mit dem Kaſerneninſpektor die verſchiedenen Kaſernen, von denen mehrere ſchon ſeit längerer Zeit leer ſtanden und nur von einer Armee verzweifelnder Flöhe bewohnt wurden. Als ich in eine der öſterreichiſchen treten wollte, machte mich der rückſichtsvolle Inſpektor auf das Tollkühne dieſes Unternehmens aufmerkſam. Ich war kaum zwei Minuten in einem der Zimmer geweſen und doch entdeckte ich, in den Hof zurückgeſchlagen, daß meine Beinkleider bis über das Knie ſo dicht mit feindlichen braunen Huſaren beſetzt waren, daß ich ſie mit den Händen abſtreichen mußte und davon ſprang, als wäre ich bei dieſen Huſaren in die Lehre gegangen.

Kriegskaſſier Bäſel und Major Fach baten mich artig um meine Zimmer im Kreuz, in welche ſie die Kaſſe aufſchlagen wollten, die bisher im Schloß geſtanden hatte. Das Lokal, welches ſie inne gehabt hatten, ſtand nun leer; es gehörte zur ehemaligen Wohnung des Gouverneurs, General von Cloßmann, und ich beſchloß in den beiden Zimmern mein Quartier zu nehmen. Sie ſahen wie ein Schweineſtall aus. Bäſel, der überall nach verborgenen Schätzen und Kaſſen forſchte, und auch wirklich in einem verſchloſſenen Kamine 10,000 Gulden fand, die ein gewiſſenhafter Beamter dort verſteckte, hatte eine vermauerte Thür aufbrechen und Ziegelſteine und Kalk im Zimmer liegen laſſen.

Dieſe Zimmer waren von einer Tochter des Generals bewohnt geweſen; ſie hatte nebſt ihrem Vater ſo eilig vor den empörten Soldaten fliehen müſſen, daß alle ihre Sachen zurückgeblieben waren. Die Kommoden und Schränke waren angefüllt mit weiblichen Kleidungsſtücken und anderen Dingen, wie ſie ein junges Mädchen hat, und die ich ſorgfältig bei Seite ſtellen ließ. In einem Haushaltungsſchranke fand ich jedoch Thee, gemahlenen Kaffee und allerlei genießbare Sachen, die ich im Namen des deutſchen Reichs, ohne alle Gewiſſensbiſſe mit Beſchlag belegte, wie ſonſtige Dinge, die ich für meine Junggeſellenwirthſchaft brauchen konnte.

Mein Joſeph, der freiwillig in meinen Dienſt getreten und ein anſtelliger Menſch war, hatte unter meiner Leitung jene zwei Zimmer bald in einen menſchlichen Aufenthalt verwandelt. Ich kann nichts Unſchönes um mich dulden, mich wenigſtens nicht behaglich fühlen, wenn ich es um mich ſehe, und beſtrebe mich, jedem Zimmer, wenn ich in demſelben auch nur einen Tag bleibe, eine Anordnung zu geben, die mit meinem Gefühl harmonirt. Vermittelſt vorgefundener Tiſchdecken, weißer Gardinen, die zur Herſtellung eines

Toilettiſches benutzt wurden, einiger einſt prachtvoller Rococco-möbeln, die der Caſtellan herbeiſchaffte, darunter ein goldener Armſeſſel mit ſehr ſchöner verblichener heraldiſcher Stickerei, die vielleicht eine Fürſtin gemacht, einer rothſeidenen Stepp-decke auf meinem Bett, die vielleicht lockere Hofgeſchichten er-zählen konnte, ſtellte ich eine ganz comfortable Wohnung her, die meinen Kameraden orientaliſch üppig ſchien, ſo daß ſie mir den Scherznamen: der Paſcha von Janina gaben.

Früher habe ich flüchtig die Lage der Feſtung beſchrieben; auf eine Detaillirung kann ich mich auch jetzt nicht einlaſſen, da ſie ohne Plan unverſtändlich wäre. Die drei Forts waren drei Feſtungen für ſich und daſſelbe kann man eigentlich von jeder der Baſtionen der Anſchlüſſe ſagen. Außer einigen Lünetten waren bis dahin noch keine Außenwerke vorhanden; die zur Grabenvertheidigung waren ſparſam, da die ganze Escarpe caſemattirt iſt. Hin und wieder waren jedoch auf der ſehr breiten Berme creuelirte Mauern und Reduits an-gebracht, welche vor den Cavalieren lagen. Die Feſtung nahm ſchon damals einen bedeutenden Flächenraum ein und die Beſatzung von 6000 Mann war durchaus unzureichend. Die noch nicht raſirten Wälder und die nahe an die Feſtung herantretenden Dörfer Niederbühl und Rheinau in Verbin-dung mit dem höchſt ſtörenden Eiſenbahndamm und dem Mangel von Außenwerken, machten mich daher ſehr beſorgt vor einem gewaltſamen Angriff, der indeſſen trotz Allem un-geheure Mittel und viel Zeit in Anſpruch genommen haben würde.

Der Geiſt der Beſatzung war, was den Muth an-betrifft, wie man ihn nur wünſchen konnte und die Ergebungs-philiſter unter den Bürgern, die es wagten, bei den Solda-ten wegen der Uebergabe zu „ſondiren“, kamen oft übel an; die Artilleriſten antworteten ihnen: „Verſuchts nur, die Stadt

zu übergeben, dann wenden wir die Geſchütze gegen Euch!“ — Beſſern Erfolg hatten ihre Sondirungen bei den Officieren des 3ten Regiments, welche mit ihnen ſeit Jahren bekannt waren; ſie verſprachen ihnen, daß die Feſtung nach acht Tagen übergeben werden ſolle, wenn Sigel ſein Verſprechen, ſie zu entſetzen, nicht halte.

Montag den 2. Juli am Vormittag brachte ein preußiſcher Officier ein „an die Beſatzung von Raſtatt“ gerichtetes Schreiben; es lautete: „Die Feſtung Raſtatt iſt von meinem Armeecorps umſchloſſen; zwei andere Armeecorps verfolgen die Freiſchaaren, welche in Flucht und Auflöſung ſind. Hoffnung auf Entſatz iſt nicht zu erwarten. Ich fordere die Beſatzung auf, die Feſtung zu übergeben, und als Zeichen der Unterwerfung die dieſſeitigen Gefangenen ſogleich in Freiheit zu ſetzen. Vier und zwanzig Stunden ſind zur Bedenkzeit gegeben.

Corpsquartier Kuppenheim, den 2. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben,
Generallieutenant und kommand. General des 2. Corps der Rheinarmee“.

Eine gleichzeitige Proklamation lautete:

„Bewohner Raſtatt's!

Eine zahlreiche Armee hält Eure Mauern feſt umſchloſſen, bereit, den Angriff zu beginnen. Die Ereigniſſe der letzten Tage müſſen Euch belehren, daß Entſatz unmöglich, Widerſtand fruchtlos iſt, und über Eure Stadt nur alle die traurigen Folgen einer Belagerung bringen würde. Noch liegt es in Eurer Hand, ſie Euch zu erſparen, wenn Ihr die Thore öffnet und die dieſſeitigen Gefangenen, welche ſich in Raſtatt befinden, ſofort in Freiheit ſetzt. Ich gebe Euch eine Bedenkzeit von vier und zwanzig Stunden. Laßt Ihr

ſie ungenützt verſtreichen, ſo beginnt der Angriff, und von Unterhandlungen kann nicht mehr die Rede ſein.

(Unterſchriften wie oben.)“

Es fiel Tiedemann natürlich gar nicht ein, dieſe Proklamation den Bürgern bekannt zu machen; allein die Ankunft eines Parlamentairs konnte nicht geheim bleiben und fanatiſche Ergebungsphiliſter drangen in das Schloß, der Bürgermeiſter Sallinger an der Spitze. Die dringenden Reden dieſer Leute, die in ihrer Angſt die Worte eben nicht abmaßen, machten den Gouverneur ſehr wild, ſo daß er wüthend gegen den Bürgermeiſter den Säbel zog und ihm über das Maul zu hauen drohte, wenn er es nicht halte.

Die Antwort, welche dem preußiſchen General geſandt wurde, lautete:

„Das Gouvernement der Reichsfeſtung Raſtatt
an
den kommandirenden General des 2. Corps der Rheinarmee, Grafen v. d. Gröben, Generallieutenant ꝛc., im K. Q. Kuppenheim.

In Erwiederung Ihres Geehrten vom heutigen Datum, die Uebergabe der Feſtung Raſtatt betreffend, habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich, den Befehlen meiner Regierung gehorſam, bedauere, Ihrem Anſinnen nicht entſprechen zu können; ich würde es für einen Akt der entwürdigendſten Feigheit halten, eine ſo wohl verſehene Feſte zu übergeben. Ich fordere Sie nur im Namen der Humanität auf, die mit weißen Fahnen verſehenen Hospitäler zu achten, ſowie die Gefangenen menſchlich zu behandeln; ich erwarte dies um ſo mehr, als die gefangenen Preußen, Ver-

wundete und Gesunde, mit derselben Sorgfalt, wie unsere Leute, behandelt werden.

Rastatt, 2. Juli 1849.

Der Oberst und Gouverneur der Festung
(gez.) G. N. Tiedemann".

Ich muß gestehen, wir Alle lachten über diese Aufforderung, in der nicht einmal Bedingungen angedeutet waren, obwohl am Ende der Proklamation an die Bewohner Rastatts wenigstens „Unterhandlungen" in Aussicht gestellt waren.

Gleich am ersten Tage hatte ich bei Tiedemann darauf gedrungen, Ausfälle nach Niederbühl und Rheinau zu machen, um in diesen Dörfern zu fouragiren, ehe uns die Preußen zuvorkämen. Er gab mir vollkommen Recht, versprach auch meinem Rath sogleich nachzukommen, zögerte aber trotzdem, weil ihn allerlei kleinliche Dinge beschäftigten, die er füglich untergeordneten Personen hätte überlassen können.

Die Tuch- und sonstigen Vorräthe waren aus Ettlingen, der Armeeschneiderresidenz, nach Rastatt geschafft worden, und es war natürlich, daß die Volkswehren und Freischaaren den Wunsch hatten, sich aus denselben wenigstens nothdürftig zu equipiren. Die armen Leute hatten meistens zerrissene Schuhe und nur eine Blouse über dem Hemd, die nur wenig wärmt und doch waren die Nächte naß und kalt. Die vollständig equipirten Soldaten hatten jedoch die närrische Ansicht, daß diese Vorräthe ihnen gehörten und betrachteten jeden Rock, jeden Mantel, den ein Volkswehrmann erhielt, als einen an ihnen begangenen Raub, in welcher Meinung sie von gierigen Officieren bestärkt wurden, die zur Besserung ihrer Finanzen gleichfalls auf diese Vorräthe spekulirten. Anstatt nun die Leute einerseits vernünftig über

dieſe irrige Anſicht zu belehren, andererſeits energiſch allen Uebergriffen entgegen zu treten, ſchwankte Tiedemann hin und her, hielt ſich damit auf, jede Anweiſung auf ein Paar Hoſen ſelbſt zu prüfen und eigenhändig zu unterſchreiben; ja war ſchwach genug, dieſe vermeinten Anſprüche der Soldaten gewiſſermaßen anzuerkennen, anſtatt ihnen gleich von vornherein entſchieden entgegen zu treten. Das ermuthigte natürlich die Soldaten und es kam vor, daß ſie den Volkswehrmännern gewaltſam die gelieferten Kleidungsſtücke vom Leibe riſſen, was zwiſchen den beiden Theilen der Beſatzung „böſes Blut“ verurſachte.

Dazu kam noch, daß Tiedemann allerlei beſondere Zwiſtigkeiten mit Oberſt von Biedenfeld und den Officieren des dritten Regiments hatte, die ſich zum Theil von dem Aerger darüber herſchrieben, daß Biedenfeld nicht Gouverneur war, andererſeits davon, daß Tiedemann den Regimentsarzt Dr. Kreuzer als einen Spion bezeichnete und ihn durchaus arretiren laſſen wollte, wogegen ihn ſeine Officiere in Schutz nahmen.

Theils um den mancherlei Unordnungen zu ſteuern, theils um die Wühlereien der Ergebungsphiliſter zu erſchweren, hatte ich Einrichtungen getroffen, die Soldaten und Freiſchaaren, welche bisher zum Theil bei den Bürgern einquartirt waren, in den Kaſernen und Kaſematten unterzubringen, wohin ſie auch gehörten. Zugleich wurden Verordnungen gegeben, den Folgen einer Beſchießung vorzubeugen. Dieſe Maßregeln brachten die Philiſter zur Verzweiflung und ſie lagen den Officieren des 3. Regiments beſtändig in den Ohren. Die mancherlei kleinen Aufreizungen machten dieſe nur zu geneigt zum Hören und es bildete ſich im Schooße des 3. Regiments eine Art von Verſchwörung gegen Tiedemann, an der manche Bürger Theil nahmen.

Da ich ganz fremd in der Stadt war und mein ſchwieriges Amt mir auf den Wällen hinlänglich zu thun gab, ſo hatte ich noch nicht Zeit gehabt, in den zwei Tagen dieſe gefährliche Stimmung kennen zu lernen, die mir indeſſen am 3. Juli Nachmittags plötzlich auf ſehr überraſchende Weiſe zur Anſchauung kommen ſollte.

Auf einer Wache hatte Tiedemann Anordnungen gefunden, welche den gegebenen widerſprachen und auf nähere Unterſuchung ergab ſich, daß dieſelben von den Officieren des 3. Regiments ausgingen. In ſeiner Hitze hatte er dieſelben „Schufte, Hundsfötter und Verräther“ genannt, was bei einer Zuſammenkunft, welche dieſelben im Muſeumsgarten hatten, mit großer Entrüſtung beſprochen wurde. Von dieſer geheimnißvollen Zuſammenkunft hatte mir Tiedemann am Morgen allerdings Etwas geſagt, und ich hatte mich mißbilligend darüber ausgeſprochen, ohne jedoch eine Ahnung von den Dingen zu haben, welche dort verhandelt wurden. Ich hatte das dritte Regiment ſo brav kämpfen ſehen, daß es mir nicht entfernt einfiel, ſeine Officiere könnten etwas Böſes, oder gar Verrätheriſches im Sinne haben.

Als ich am Nachmittag in Geſchäften in das Gouvernementsbureau kam, vor deſſen Thür ich mit einigem Erſtaunen einen Doppelpoſten bemerkte, fand ich den Gouverneur allein; er war ganz verſtört und ſagte mir: „Corvin, ich bin arretirt!“ — Ich glaubte, er ſei närriſch geworden und konnte mich nicht enthalten, laut zu lachen. Mit einiger Beſchämung erzählte er mir den Zuſammenhang. Die Majors Bieſele und Weik waren mit einigen Soldaten vom dritten Regiment zu ihm gekommen und hatten ihn mit Vorwürfen beſtürmt: Er habe die Offiziere des 3. Regiments Hundsfötter geheißen; er wolle die Kautionsgelder des Regiments an ſich reißen; es habe ihn Niemand zum Gouver-

neur gemacht; er müſſe gewählt werden, wie die anderen Officiere und ſie ſetzten ihn einſtweilen ab, bis ein Kriegsgericht über ſein Betragen geurtheilt haben würde. Er ſei arretirt und dürfe das von ihren Leuten bewachte Zimmer nicht verlaſſen, bis eine Deputation der Officiere vom 3. Regiment bei ihm geweſen ſei und Weiteres verfügt habe."

Da ich nun ſah, daß dieſer kecke Schritt durchaus nicht unterſtützt war, ſo kam er mir abgeſchmackt vor und es ſchien mir nicht ſchwierig, durch energiſches Auftreten, in Verbindung mit vernünftigen Vorſtellungen die ganze Gefahr abzuwenden. Ich hielt es zu dieſem Ende nicht einmal für nöthig, nur einen einzigen Mann in Bewegung zu ſetzen. Zunächſt forderte ich Tiedemann auf, ſeiner unanſtändigen Gefangenſchaft ein Ende zu machen und mir auf mein Zimmer zu folgen. Er entſchloß ſich. Ich ſah die verlegenen Poſten beim Austritt durch die Thür ſcharf an — und ſie präſentirten das Gewehr. Erſt als ich vorüber war — ich that das abſichtlich — wandte ich mich um und ſagte im Tone des Befehlshabers: „Wenn Jemand nach dem Gouverneur fragt, ſo ſagt, er ſolle warten, der Oberſt ſei beim Chef des Generalſtabes". Tiedemann hatte ganz und gar den Kopf verloren. Anſtatt irgend einen Entſchluß zu faſſen, ſchimpfte er auf Biedenfeld und die Officiere ſeines Regiments, und als eine Deputation derſelben angekündigt wurde, wußte er noch nicht, was er thun ſollte. Ich ſah ein, daß ich für ihn handeln mußte, und ging mit ihm hinunter.

Major Bieſele war der Sprecher. Die Herren waren mir gegenüber etwas verlegen und ſchienen ganz vernünftig, als ich ſie auf das Gefährliche und Thörichte ihrer Handlungsweiſe aufmerkſam machte. Etwas kleinlaut und beſchämt empfahlen ſie ſich. Mit ein klein wenig Menſchen-

verſtand und savoir faire hätte ſich der Gouverneur dieſe Officiere von vornherein zu Freunden machen können; denn wenn auch ihre Handlungsweiſe durchaus tadelnswerth war, ſo hatte ſie doch Tiedemann durch ſeine Taktloſigkeiten und unüberlegte Hitze hervorgerufen. Sie ſollte bald darauf ein noch gefährlicheres Feuer anſchüren, welches nahe daran war, uns Alle zu verzehren.

Obwohl für den Augenblick die Sache beigelegt und die Gefahr entfernt ſchien, ſo wußte ich doch, nachdem ich etwas mehr in die Natur der Streitigkeiten eingedrungen war, daß etwas Entſcheidendes geſchehen mußte, dieſelben ein für alle Mal zu beſeitigen und die ſo nöthige Eintracht in der bunt zuſammengewürfelten Garniſon herzuſtellen. Zu dieſem Ende hatte ich für den anderen Nachmittag eine Verſammlung ſämmtlicher Officiere, die nicht im Dienſt waren, in Vorſchlag gebracht; in ihr ſollten ſich, ſo hoffte ich, die Diſſonanzen löſen. Der Deputation der Officiere vom dritten Regiment hatte ich dieſe Abſicht mitgetheilt und ſie waren erfreut darüber.

Tiedemann war ſehr aufgebracht, als er am anderen Vormittag von einer abermaligen Zuſammenkunft hörte, welche die Officiere des 3. Regiments mit denen der Bürgerwehr im Muſeumsgarten gehabt hatten und wo allerlei Beſchlüſſe gefaßt ſein ſollten, welche ſich auf die Uebergabe und auf ſeine Abſetzung bezogen. Da ich jedoch ſehr wohl wußte, daß zwiſchen Berathen, Beſchließen und Ausführen noch viel Zwiſchenſtufen ſind, beſonders wenn es ſich um Dinge handelt, denen man nicht mit feſtem Auge ins Geſicht ſehen kann, ſo legte ich all dem Geſchwätz nicht viel Gewicht bei und vertraute auf die überzeugende Kraft meiner Rede, denn ich kannte das Publikum, mit dem ich zu thun hatte, wenigſtens ſeinem Geiſte nach.

Da zu fürchten war, daß die andere Partei Maßregeln vorbereiten würde, ihre Meinung nöthigenfalls durch Gewalt zu unterſtützen, ſo traf ich auch für alle Eventualitäten meine Einrichtungen. Zunächſt ließ ich, was von den Beſchlüſſen der Verſammlung verlautete, unter den anderen Truppentheilen in allgemeiner Weiſe verbreiten und hatte die Freude, zu ſehen, daß dieſelben Entrüſtung hervorriefen, nicht nur unter den Freiſchaaren, ſondern auch unter den anderen Linientruppen, von denen ſich die Feſtungskanonire beſonders derb ausſprachen. Für alle Fälle wurde die in der Nähe des Schloſſes, im Fort B, gelegene Flüchtlingslegion, die brav und zuverläſſig war und die mich von Straßburg her meiſt perſönlich näher kannte, in Bereitſchaft gehalten. Man konnte ſie auf einen Wink aus dem Fenſter des Saales haben; ihre Officiere ſollten jedoch an der Verſammlung Theil nehmen.

Obwohl ich ſehr bereit war, Alles in Güte auszugleichen, und um der Eintracht willen, wie man zu ſagen pflegt, fünf grade ſein zu laſſen, ſo ſchien mir doch ein zu geſchmeidiges Nachgeben äußerſt gefährlich und von den traurigſten Folgen; ich beſchloß daher, zuerſt abzuwarten, in welcher Weiſe die entgegengeſetzte Partei ihre Beſchwerden vorbringen würde, und demgemäß zu handeln; geſchah es auf vernünftige und mäßige Weiſe, ſo war mein Mittleramt ein leichtes; trat ſie aber unverſchämt auf, dann mußte ich Strenge zeigen, die auf mächtigen Rückhalt ſchließen ließ, um die Gegner einzuſchüchtern, ehe ich verſöhnende Worte ſprach.

Der große Saal des Schloſſes, in welchem Prinz Eugen und Marſchall Villars der Welt den Frieden wiedergaben, war für dieſe für uns ſehr wichtige Verſammlung beſtimmt worden. Vor einem der großen Kamine hatte man einen

Tiſch aufgeſtellt, an welchem der Präſidirende ſitzen ſollte; rechts und links davon ſtanden Seſſel für die höheren Officiere.

Um drei Uhr füllte ſich der Saal mit ſehr aufgeregten Officieren in Uniformen und in Blouſen. Ich beobachtete ſorgfältig die Stimmung und bemerkte ſehr wohl, daß die Officiere des dritten Regiments und die der Bürgerwehr ſich nahe dem Ausgange der großen Thür zuſammenſtellten.

Tiedemann kam frühzeitig; allein Biedenfeld ließ ſo lange auf ſich warten, daß beſchloſſen wurde, die Berathungen ohne ihn zu eröffnen. Theils um Enno Sander als Kriegsminiſter-Stellvertreter ein Kompliment zu machen, theils weil er parlamentariſche Formen kannte, ſchlug ich ihn zum Präſidenten vor und der Gouverneur ſtimmte bei; er wurde dazu erwählt und Elſenhans fungirte als Protokollant.

Nachdem als Zweck der Verſammlung angegeben worden war: die mancherlei ſtattgefundenen Mißverſtändniſſe zu löſen und die gegenſeitigen Klagen zu unterſuchen, erhielt Major Weik das Wort. In kecker Rede wiederholte er, was er mir am Tage vorher geſagt hatte; er griff Tiedemanns Berechtigung zu ſeinem Poſten an, verlangte ſeine Abſetzung, da er ſich ſo unehrerbietig über die Officiere des 3. Regiments ausgeſprochen hätte; machte es ihm zum Vorwurf, daß er die badiſchen Officiere gegen die Freiſchaarenführer zurückſetze und dergleichen mehr.

Seine Rede rief einen großen Tumult hervor, den Sander nicht beſchwichtigen konnte, der aber lautloſer Stille Platz machte, als ich das Wort verlangte. Mich direkt gegen den vorigen Redner und gegen die zur Meuterei geneigten Officiere wendend, rief ich: „Allerdings ſei geſtern Jemand zu verhaften geweſen; allerdings ſei eine Unter-

ſuchung einzuleiten; allein nicht gegen den Gouverneur, ſondern gegen den Sprecher und Diejenigen, welche in einer belagerten Feſtung hinter dem Rücken des Gouverneurs eine heimliche Verſammlung gehalten, darin die Verhaftung desſelben beſchloſſen und auch ausgeführt hätten". Ich trug auf die augenblickliche Verhaftung dieſer Meuterer an.

Die Wirkung meiner Rede war ſo, wie ich ſie gehofft hatte, das fühlte ich aus dem Tumult ſogleich heraus, der nach derſelben entſtand.

Ich hatte im Sinn aller Gutgeſinnten geſprochen und ſie ließen es an Acclamationen nicht fehlen, während die Gegner verlegene Blicke wechſelten und ſich von dieſer überraſchenden Wendung nicht erholen konnten. Ich ſah, ſie waren geſchlagen und hatten ihr Spiel verloren. Ich hielt es nun für angemeſſen, zu ſchweigen und die Sache ſich weiter entwickeln zu laſſen. Es war ein koſtbares Durcheinander, in dem der vielen Säbel wegen Mancher blaß wurde, und Sander ſuchte lange vergebens ſich hörbar zu machen. Endlich gelang das dadurch, daß Tiedemann ſich zum Reden anſchickte. Er hatte Weik ſehr oft unterbrochen und dafür die Demüthigung erlebt, zur Ordnung gewieſen zu werden. Ich freute mich, daß er redete, denn ich wußte im Voraus, daß eine andere Stimmung eintreten würde, er mochte ſagen was er wollte. Er ſprach denn auch ausgezeichnet langweilig, konfuſe und abgeſchmackt; es thut mir leid, daß ich es ſagen muß. Als er endlich ſchloß, erklärte er ſich wieder bereit abzudanken und legte den abgeſchnallten Säbel auf den Tiſch des Präſidenten, nahm ihn aber wieder auf einen ernſten Blick von mir.

Biedenfeld fehlte noch immer; wir brauchten ihn und Major Bieſele ward veranlaßt, ihn zu holen; er kam, als ich eben das Wort ergriffen hatte, den Verſuch zu

machen, ob es nicht der Gewalt meiner Rede gelingen möchte, der Verſammlung eine durchaus entgegengeſetzte Stimmung zu geben, welches Experiment ich hin und wieder hatte gelingen ſehen. Die Worte, die ich redete, habe ich lange vergeſſen, denn ich ſprach aus dem Stegreif, und das in ſehr undeutlichen ſtenographiſchen oder ähnlichen Zeichen geſchriebene Protokoll ſetzte ſpäter Viele in Verlegenheit, — als der arme Elſenhans nicht mehr den Schlüſſel dazu geben konnte.

Ich ſchlug alle Saiten an, von denen ich wußte, daß ſie im Innern meiner Zuhörer wiederklangen, ja ich verſchmähte ſogar nicht hin und wieder die mir als ſo wirkſam bekannten Phraſen; ich erwähnte einen Brief meiner Frau, in dem ſie mir ſchrieb, ich ſolle mich lieber erſchießen, als den Preußen ergeben und knüpfte daran flammende Worte. Ich wurde öfter durch Beifall unterbrochen; die Wangen der Zuhörer färbten ſich, die Augen blitzten und die Waffen raſſelten! Nun ſprach ich von dem hohen Ziel, das wir verfolgten, auch von Ruhm und der Ehre unſerer Partei, von der Nothwendigkeit der Eintracht, von der brüderlichen Liebe, die uns bei unſerm Werk vereinigen müſſe und von der Kleinlichkeit unſerer Streitigkeiten.

Ich ſprach aus dem Innerſten meines Herzens; allein ich verlor dabei nicht den Kopf und beobachtete die Wirkung meiner Rede, um ſogleich das Wirkſamſte folgen zu laſſen. Als ich mit dem nöthigen Knalleffekt ſchloß, entſtand ein Durcheinander noch ärger wie früher; allein im entgegengeſetzten Sinn; ich feierte den glänzendſten Triumph, wie ihn vielleicht tauſend Mal beſſere Reden nur ſelten erleben. Man drückte ſich die Hände, man umarmte ſich; in jeder Bruſt hatten die Gefühle der Liebe und Kameradſchaft die Oberhand, die Gegner ſtanden verwirrt, gerührt und waren

verſöhnt, als man ihnen die Hände zur Verſöhnung reichte. Tiedemann und Biedenfeld umarmten und küßten ſich; Erſterer bot wieder ſeinen Säbel an und rief: „Bruder, ſei Du Gouverneur:“ allein Letzterer lehnte ihn ab und ſagte, daß er ein alter Soldat ſei, der ſein Regiment führen könne, aber von Schreibereien nichts verſtehe und ſich nie damit abgegeben habe. — Es blieb Alles beim Alten; Tiedemann Gouverneur und Biedenfeld Commandeur ſeines Regiments; Anderes beanſpruchte er gar nicht, wenn man es ihm auch von manchen Seiten aufdrängen wollte; allein ſtatt kampfglühend mit geſchwungenen Säbeln auf die Straße zu ſtürzen, wie Manche hofften, Viele fürchteten, ſah man die feindlich getrennten Officiere Arm in Arm aus dem Schloſſe ſchreiten.

Um nun dieſen Geiſt der Einigkeit und Kameradſchaftlichkeit unter den Officieren zu erhalten verabredeten wir uns, an den Abenden im Lokal des Muſeums zuſammenzukommen, womit wir noch an demſelben Tage den Anfang machten. Es hatte aber damit keinen rechten Beſtand, denn das Lokal war nicht gehörig erleuchtet und nicht freundlich; auch wurde unſere Abſicht durch die Ereigniſſe der nächſten Tage vereitelt. Die Officiere kamen gruppenweiſe in den verſchiedenen Gaſthöfen zuſammen; die des dritten Regiments im „rothen Ochſen,“ nahe an Fort A., wohin Biedenfeld vom Markte hinzog.

Ich perſönlich hatte durch die ſtürmiſche Verſammlung große Vortheile gewonnen; man achtete, liebte, fürchtete mich und ſelbſt die Officiere des 3. Regiments näherten ſich mir freundſchaftlich, da ſie ſahen, daß ich ihr Benehmen ihnen nicht nachtrug. Tiedemann, der freilich mehr perſönlichen Grund zum Zorn auf ſie hatte, konnte leider nicht vergeſſen.

Was ich dem Gouverneur vorhergeſagt hatte, geſchah;

noch ſpät an dieſem Abend — es regnete in Strömen — wurde die Feſtung alarmirt, da die Preußen in das Dorf Rheinau gedrungen waren, um dort aufgehäufte Vorräthe und beſonders das Vieh hinwegzuholen. Wir kamen zu ſpät, ſie daran zu verhindern.

Am folgenden Tage, am 5. Juli, erhielten wir in der Feſtung einen eigenthümlichen Beſuch. Der preußiſche General von Schack hatte den Einfall, den Bürgermeiſter von Oetigheim und andere aus der Umgegend in Einſpännern in die Feſtung zu ſchicken, um die Raſtatter Bürger zur Vernunft und Unterwerfung zu bringen. Sie ſahen mit Bedauern, daß die Bürger über Stadt und Feſtung keine Gewalt hatten und ſo mußten die einſpännigen Parlamentaire unter großem Gelächter der Soldaten wieder abziehen.

Am andern Tage wurden zugepropfte Flaſchen aus der Murg gefiſcht; ſie kamen vom preußiſchen Lager und enthielten folgende:

„Bekanntmachung.

Die Inſurgenten ſind von Freiburg abgezogen. Die noch bei denſelben befindlich geweſenen beiden badiſchen Cavallerie-Regimenter nebſt der reitenden Batterie und einem Theil der Infanterie ſind in Freiburg zurückgeblieben und haben ihre Unterwerfung Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen nach Offenburg melden laſſen, demzufolge die Beſetzung von Freiburg angeordnet iſt und Morgen, den 6. d. M., erfolgen wird.

Kuppenheim, den 5. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben,
General-Lieutenant u. kommand. General
des 2. Corps der Rheinarmee.“

Wir glaubten natürlich kein Wort von dem Inhalt dieſes Papieres und der Feſtungsbote machte ſich darüber luſtig. Es war dies eine Zeitung, welche von Elſenhans während der Belagerung herausgegeben wurde und uns in unſern Beſtrebungen unterſtützte.

Unſere Armee war, mit Abzug der Beſatzung von Raſtatt, noch ſo zahlreich wie früher und außerdem ſtand im Seekreis noch eine neue Armee von Volkswehren, für deren Bewaffnung und Heranziehung die Führer des Heeres ſicher Sorge getragen haben würden; ſo dachten wir und erwarteten ſehr guten Muthes das Vorrücken unſerer Freunde und den Entſatz. Daß die Preußen, in Ermangelung von Belagerungsgeſchütz, uns mit Papier angriffen, konnten wir ihnen nicht verdenken; Papier iſt wohlfeiler als Pulver und Eiſen und welch' ein Triumph, wenn der Verſuch uns einzuſchüchtern gelungen wäre! Allerdings fiel es mir auf, daß wir keine Nachricht von unſerer Armee erhielten; allein die Feſtung mochte ſo enge cernirt ſein, daß ſich Niemand hindurch ſchleichen konnte. In dieſer Meinung wurde ich noch dadurch beſtärkt, daß keiner von den Leuten zurückkehrte, die ich auf Kundſchaft ausgeſandt hatte. Ich beſchloß noch einen Verſuch zu machen, als mir zu dieſem Ende ein Mann vorgeſchlagen wurde, der lange in Raſtatt geſtanden hatte, alle Schleichwege kannte und mir erzählte, daß er ſich oftmals in der Nacht aus der Feſtung geſchlichen habe, um benachbarte Orte zu beſuchen. Dieſer Mann hieß Vitus Franz und ſchien ein ſehr gewandter Burſche. Ich verſah ihn mit Geld und gab ihm einen äußerſt dünnen Papierſtreifen mit, auf welchem einige Worte an Sigel geſchrieben waren. Außerdem erhielt er von mir einen Paſſirſchein, der ihm das Thor öffnen ſollte.

Das Unglück wollte, daß Tiedemann dieſen Menſchen vor ſeinem Abgange noch ſprechen wollte. Als ich denſelben

zu ihm brachte, war er wieder in seiner närrischen Laune, denn die Officiere des 3. Regiments hatten ihn abermals geärgert. Soldaten hatten Volkswehrmännern nicht allein gelieferte Mäntel vom Leibe gerissen, sondern waren auch in die Schneiderwerkstätte gedrungen und hatten Tuch in Beschlag genommen, welches für jene verarbeitet werden sollte. Als der Gouverneur dem Obersten von Biedenfeld davon Mittheilung machte, hatte dieser wahrscheinlich ein wenig zu tief ins Glas gesehen und sagte, „daß die Kleider und das Tuch den Soldaten gehöre und nicht den Freischärlern und daß die Soldaten auf seinen Befehl gehandelt hätten.“ — Auch wollte Tiedemann dem Dr. Kreuzer wieder zu Leibe, der allerdings die Soldaten für die Uebergabe aufgewiegelt zu haben scheint, wie wenigstens zu seinen Gunsten später geltend gemacht wurde.

Tiedemann gab dem Kundschafter den Auftrag, nach Frankreich hinüber zu gehen und dort Schiffe zu bestellen; „er sei des Mißtrauens gegen die Fremden müde; er werde sich zum Opfer bringen, sich an die Spitze derselben stellen und nach dem Rhein durchschlagen, dann sei man sie los.“ Ich antwortete, daß von Durchschlagen noch nicht die Rede sein könne und die Bestellung von Schiffen daher unnütz; es sei unsere Pflicht Rastatt zu halten und das Vertrauen zu rechtfertigen, welches unsere Kameraden draußen in uns setzten; zunächst handle es sich darum, von Diesen Nachricht zu erhalten. Nun begann Tiedemann, wie er zu thun pflegte, ohne Sinn und Verstand und ohne Rücksicht auf die Gegenwart des gemeinen Soldaten, auf die Officiere des 3. Regiments zu räsonniren und sagte in seiner polternden Weise „daß sie sammt ihrem Doctor und Biedenfeld erschossen zu werden verdienten.“ Mit Mühe

beruhigte ich ihn und entließ den Kundschafter, der mit offenem Munde das Alles mit angehört hatte. —

Die Ungeduld unserer Leute, sich mit den Preußen zu schlagen, war außerordentlich groß und man fing an, allgemein darüber unzufrieden zu werden, daß kein Ausfall gemacht wurde und man in den fast auf dem Glacis gelegenen Dörfern den Feind fouragiren ließ. Der glückliche Streifzug der Preußen nach Rheinau am gestrigen Tage hatte diese Unzufriedenheit zur hellen Flamme angefacht und ohne Befehl waren am Morgen Freischaaren und selbst einzelne Soldaten in jenes Dorf gerückt, um dort eine Nachlese zu halten. Es entspann sich alsbald ein lebhaftes Tirailleurgefecht, welches einige Artilleristen veranlaßte, in die Stadt zu eilen und den Gouverneur um Erlaubniß zu bitten, den Freischaaren mit zwei Geschützen zur Hülfe kommen zu dürfen. Tiedemann hatte geantwortet: „sie könnten machen was sie wollten, er sei nicht mehr Gouverneur," und die Artilleristen brachten zwei Geschütze nach Rheinau. Das Gefecht wurde lebhafter, denn die hinter der Brücke vor Blittersdorf aufgestellten Geschütze der Preußen antworteten und Verstärkungen kamen von letzterem Orte und Oetigheim.

Ich hatte an jenem Nachmittage auf der Niederbühl zunächst gelegenen Lünette zu thun und inspicirte Fort A., als ich durch eine meiner Ordonnanzen die ernsthafte Wendung des in Rheinau ohne Befehl begonnenen Gefechtes und zugleich eine andere Nachricht erfuhr, die mich in gestreckter Carriere in das Schloß zurücktrieb.

Jener Vitus Franz hatte die Festung nicht verlassen, sondern war in derselben festgehalten worden. Als er von mir abgefertigt war, kam er ganz entsetzt auf die Straße und begegnete dem Obersten von Biedenfeld, den er verehrte und liebte. Er glaubte, daß es Tiedemann mit

dem Erschießen der Officiere des 3. Regiments Ernst sei und erzählte nun in seiner Angst was er gehört hatte. Die Nachricht, natürlich vergrößert und entstellt, verbreitete sich weiter, Böswillige hetzten und das ganze dritte Regiment war in größter Aufregung.

Tiedemann wußte bereits von der Sache, er hatte zu Biedenfeld geschickt und ihn fragen lassen, ob er ihm sein Regiment zu einem Ausfall geben wolle! Dieser hatte antworten lassen: „Nicht einen Mann; er und seine Officiere wollten sich nicht abschlachten lassen; er zöge um fünf Uhr mit seinem Regiment nach Fort A. und dann werde man ja sehen, was passire.“ — „„Was wollen Sie denn nun thun?““ fragte ich Tiedemann; allein er war völlig rathlos. Ich sagte ihm also, daß ich versuchen würde, auf irgend eine Weise, das aufs Neue drohende Unheil abzuwenden. Ich stieg zu Pferde und verließ den Schloßhof, höchst ärgerlich über den Gouverneur, der uns Alle durch seine hitzigen Worte in Gefahr brachte und weder Witz noch Energie genug hatte dieselbe abzuwenden oder ihr entgegen zu treten.

Der Gedanke an einen Kampf zwischen unsern Truppen war trostlos, er mußte uns augenblicklich dem Feinde in die Hände geben; allein wie ihn abwenden in dieser kurzen Zeit? Es war vier Uhr und um fünf wollte Biedenfeld Fort A. besetzen. Auf dem Marktplatz hielt ich; mir kam ein guter Gedanke. Mein Name war in diese Mordgerüchte gemischt worden, weil ich den Passirschein für Vitus Franz unterschrieben hatte; dies gab Veranlassung zunächst zu einer persönlichen Rechtfertigung, an welche sich Weiteres knüpfen ließ, wenn man mir gestattete, zum 3. Regiment zu reden. Ich stieg vom Pferde, gab meinen Säbel meinem verwunderten Bedienten und ging zu Biedenfeld, der noch am Markte wohnte. Ich traf ihn allein; er war überrascht,

dann erfreut über meinen Schritt. Ich erklärte ihm den Zusammenhang der Sache; er hatte gewiß nicht ernstlich an eine Mordabsicht geglaubt, allein fand für gut, sich so zu stellen und wollte sich nicht davon abbringen lassen, sein Regiment nach Fort A. zu führen, im Uebrigen war er weit ruhiger und vernünftiger als ich ihn zu finden gefürchtet hatte. Es schien mir jedoch, als halte er es für das einzige Mittel alle die gefährlichen Zänkereien zu beendigen, wenn er sich dem Drängen seiner Freunde füge und das Gouvernement übernehme. „Hat der Kerl (V. Franz) gelogen, dann muß er erschossen werden," sagte Biedenfeld, „ist aber richtig was er sagt, so muß Tiedemann daran glauben, oder ich will nicht Biedenfeld heißen." Endlich gelang es mir, ihm das Versprechen abzugewinnen, nichts Gewaltsames zu unternehmen und die Sache in meine Hand zu legen.

Als wir so weit waren, trat der Bürgermeister Sallinger in's Zimmer. Er erzählte, daß er so eben in einer Geschäftsangelegenheit bei Tiedemann gewesen sei und dieser ihm gesagt habe, er sei nicht mehr Gouverneur, er möge zu Oberst Biedenfeld gehen. Denselben Bescheid erhielt der Adjutant Schad, der eine auf die Vorfälle in Rheinau bezügliche Meldung machte.

Der Bürgermeister drang in den Obersten, nicht länger zu zögern und im Interesse des allgemeinen Besten das Gouvernement zu übernehmen; allein Biedenfeld lehnte diese Würde ab, da er solchem Posten nicht gewachsen sei und von der Vertheidigung einer Festung nicht das Geringste verstehe. Uebrigens wollte er wetten, es sei Tiedemann wieder nicht Ernst mit dem Abdanken. Die bestimmten Versicherungen des Bürgermeisters und des Adjutanten Schad ließen mich jedoch dies Mal daran glauben; jedenfalls

war ich der Meinung, man müſſe dem unwürdigen Spiel ein für alle Mal ein Ende machen und Tiedemann beim Worte nehmen, um ſo mehr, da wir in der That als Gouverneur ſehr wenig an ihm verloren. Ich verband daher meine Bitten mit denen des Bürgermeiſters; Biedenfeld weigerte ſich noch immer und wollte — zu Sallinger's Mißbehagen, mich zur Annahme des Gouvernements bewegen; allein ich bewies ihm, daß er als langjähriger Bekannter der Bürger weit beſſer an dieſem Platze ſei, und endlich ließ er ſich bewegen anzunehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich Alles anordne und verfüge; er wolle ſich um nichts als um ſein Regiment kümmern, ſich ganz auf mich verlaſſen und in Bezug auf Vertheidigung ꝛc. thun und unterſchreiben was ich für gut hielte; ich werde aber ſehen, ſchloß er, daß es Tiedemann mit ſeinem Abdanken nicht Ernſt ſei.

Während wir noch beiſammen waren ertönten vom nahe gelegenen Schloſſe her zwei Kanonenſchüſſe — die Alarmzeichen. Ich glaubte Tiedemann habe den Entſchluß gefaßt, Biedenfeld und das 3. Regiment zum Gehorſam zu zwingen, noch ehe daſſelbe nach Fort A. marſchirt ſei und bereitete mich auf einen Sturm vor, der alle meine Kräfte und Fähigkeiten in Anſpruch nehmen konnte. Ich irrte mich aber. Auf dem Marktplatze traf ich Tiedemann mit ſeinen Adjutanten und dem Stabe, ganz als Gouverneur agirend. Ich ritt zu ihm heran und äußerte mein Erſtaunen darüber, da er ſeine Abdankung erklärt habe. Er antwortete mir darauf nicht, ſondern begnügte ſich damit zu ſagen, daß er den willkürlichen Ausfall nach Rheinau unterſtützen wolle, wozu er meine Mitwirkung forderte.

Ich war wirklich in Verlegenheit, wie ich mich benehmen ſollte, denn von dem erſten Ausfall mochte ich mich aus

tausend Gründen um so weniger ausschließen, als ich fortwährend dazu gerathen hatte. Tiedemann's kindisches Betragen empörte mich, und dachte ich daran, was ich eben mit Biedenfeld besprochen, so wußte ich gar nicht, wen ich nun als Gouverneur betrachten sollte.

Ich forderte Tiedemann auf, selbst mit Biedenfeld zu sprechen, den wir an der Spitze seines Regiments auf der Straße antrafen. Tiedemann verlangte von ihm ein Bataillon zu dem beabsichtigten Ausfall. „Ich führe mein Regiment nach Fort A." antwortete Biedenfeld. — „„Also Du willst mir kein Bataillon geben?"" — „Nein!" war die kurze Antwort und damit wandte sich Biedenfeld zu mir, gab mir die Hand zum Abschied und sagte: „Sehen Sie, Corvin, hab' ich's nicht gesagt? Jetzt ist er wieder Gouverneur." — „Halten Sie nur Ihr Versprechen," antwortete ich, „morgen denke ich Alles auszugleichen."

Elftes Capitel.

Das Gefecht bei Rheinau am 6. Juli. — Das erste Bombardement. — Preußische Sonntagsfeier. — Bomben und glühende Kugeln. — Ich verlange Entlassung von meinem Posten. — Ausfall nach Rauenthal. — Ich als Zuschauer. — Scharfes Gefecht. — Tiedemann verwundet. — Beschießung von Niederbühl. — Ausfall dorthin. — Major Leiner und Hauptmann Peter. — Die Preußen zurückgeschlagen. — Gerüchte von Sigel. — Major Fach. — Todte und Verwundete. — Lieutenant Hauf's Tod und Begräbniß.

Es war ein glücklicher Gedanke von Tiedemann, den eigenmächtigen Ausfall nach Rheinau zu unterstützen; er machte sich dadurch, wiewohl auf Kosten der Mannszucht, bei den Soldaten populär und seine ganze Stellung ward nach demselben eine andere.

Außer den Freischaaren, die bereits in Rheinau waren, beorderte ich eine Compagnie des ersten und zwei Compagnien des zweiten Regiments nebst sechs Geschützen zu diesem Ausfall.

Noch ehe die Verstärkung anlangte, hatten die Freischaaren die Preußen aus Rheinau vertrieben, die mit Infanterie und zwei Geschützen tief in dieses Dorf eingedrungen waren; sie zogen sich bis hinter die verschanzte Mühlbachbrücke zurück, wo sie durch unsere Tiralleurs festgehalten wurden, die sich in eine Waldecke zwischen den Straßen nach Blittersdorf und Ottersdorf eingenistet hatten.

Mit zwei Geſchützen unter Hauptmann Backhof rückte Tiedemann bis an das Ende des Dorfes vor und es begann ein ſehr lebhaftes Artilleriegefecht in naher Entfernung, ſo daß die Kartätſchen mitſprechen konnten. Die Preußen verſchoſſen ſechszig Kugeln, dreizehn Kartätſchen und ſechs Shrepnel-Schüſſe und wir blieben ihnen nichts ſchuldig.

Tiedemann hielt in der Nähe der beiden Geſchütze und dachte gar nicht daran, eine Dispoſition zu treffen. Ich bat ihn ſich nicht unnütz der Gefahr auszuſetzen und die Anordnungen für das Gefecht zu machen; allein er rührte ſich nicht vom Fleck und bat mich, die Truppen zu placiren und das Gefecht zu leiten.

Da es einzig und allein unſer Zweck war, die Vorräthe aus Rheinau in die Feſtung zu ſchaffen und keineswegs Terrain zu gewinnen, welches wir bei der Schwäche der Beſatzung doch nicht würden haben behaupten können, ſo traf ich in dieſem Sinne meine Anordnungen. Während Tiedemann den Ausgang des Dorfes behauptete, wurde ſeine linke Flanke durch die erwähnten Freiſchaaren im Walde gedeckt, die ich verſtärkte. An der Murgbrücke ſtand die Reſerve und vor ihr zwei Geſchütze, welche verhindern ſollten, daß Verſtärkungen von Steinmauern her geſchickt würden. Meine Tirailleurs dehnten ſich von der Murg bis zum Retherberg und der am Fuße liegenden Ziegelhütte aus; ihre Aufgabe war es, ein Vordringen von Oetigheim her abzuhalten. Als ich bemerkte, daß ſich preußiſche Tirailleurs vor meinem rechten Flügel auf einer abgeholzten Waldfläche hinter aufgeſtelltem Klafterholz feſtſetzten, ließ ich die beiden Geſchütze von der Murgbrücke auf der Landſtraße vorrücken und mit Vollkugeln gegen das Klafterholz feuern, wodurch die Schützen vertrieben wurden. Das Gefecht auf dem rechten Flügel war von geringer Bedeutung; das auf dem linken

hätte durch Wegnahme der Schanze an der Brücke intereſſanter werden können, wenn der Hauptmann, welcher die Batterie von vier Zwölfpfündern befehligte, ſeine Schuldigkeit gethan und ſich ſeitwärts auf das Feld geſtellt hätte, von wo aus er die Schanze flankiren konnte. Wie dieſer Hauptmann hieß weiß ich nicht; man nannte ihn von da an nur „den Retirirmichel;“ er hatte die triftigſten Gründe von der Welt die gewünſchte Stellung nicht einzunehmen; der Boden war für ſeine ſchweren Geſchütze zu locker und er fürchtete ſtecken zu bleiben. Wo er hin ſollte, war es auch gar zu garſtig, und die Kartätſchen raſſelten hageldicht über und neben uns und tödteten und verſtümmelten manchen braven Kameraden, obwohl unſer Verluſt doch nur ſehr unbedeutend war.

Der Feind wurde an allen Punkten ſo in Schach gehalten, daß Rheinau ohne alle Störung — einzelne Kartätſch- und Kanonenſchüſſe abgerechnet — ausgeräumt werden konnte. Dies geſchah mit großem Eifer und vielem Humor, beſonders von Seiten der Dragoner- und Officierburſchen, die froh waren Ueberfluß an Heu zu finden, welches in der Feſtung anfing ſehr rar zu werden. Eine Menge vierſpänniger Wagen wurde mit dem, was man fand, beladen. Beſonders reich war die Beute an Wein. Während hier ein Wagen mit Verwundeten fuhr, die natürlich keine heiteren Geſichter machen konnten — unter ihnen ein Schreiber vom Proviantamt, der als Amateur mit ausfiel und dem eine Kartätſchenkugel den Arm über der Hand zerſchmetterte, — jagte dort ein anderer mit einer ſehr luſtigen, phantaſtiſch aufgeputzten Ladung. Das Centrum bildete ein großes Weinfaß, auf dem ein dicker Trompeter als Bachus ritt; rechts und links daneben ſtanden andere gleichuniformirte Götter in halbſeligem Zuſtande und ſchwangen jubelnd die großen hölzernen Kannen. Der übrige Raum des Wagens war mit

der bunteſten Geſellſchaft gefüllt. Einige Soldaten mit Bauernhüten oder Weiberhauben auf dem Kopf bliesen auf Trichtern und andern Hausgeräthſchaften, während Einer ein ſchon ziemlich großes Schwein unter dem Arm trug und an dem Schwanz wie an einer Drehorgel drehte, wobei das Thier entſetzlich ſchrie. Ein Anderer hatte eine Katze gerettet, die indeſſen gar nicht dankbar ſchien, ſondern ſich jämmerlich ſträubte und Töne der Angſt erſchallen ließ; Andere hatten lebende Gänſe oder Hühner erobert, die in den Lärm mit einſtimmten.

Während Paßkugeln und Kartätſchen in die Häuſer ſchlugen, wurden dieſe ſehr ſorgfältig ausgeräumt, wobei es auch nicht an komiſchen Scenen fehlte. Beſonders thätig beim Einpacken und hauptſächlich lüſtern nach Federvieh waren die Dragoner, welche mit Säbel und Piſtolen den unglücklichen Enten, Gänſen und Hühnern nachjagten. Die nicht beſchäftigten Artilleriſten des Retirmichels hatten dagegen in den Kellern Poſto gefaßt und ſoffen ebenſo tapfer, als ihre Kameraden am Ausgange des Dorfes ſich ſchlugen.

Die meiſten Einwohner hatten längſt ihre Wohnungen verlaſſen und ſich größtentheils nach Raſtatt geflüchtet. Einige kamen trotz aller Gefahr herbei, um ihren Hausrath zu retten, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Was aber eßbar für Menſchen oder Thiere war, ſollte an das Proviantamt abgeliefert und den Eigenthümern bezahlt werden. Manche unbezahlte Gans mag ſich indeſſen in einen Dragonermagen verflogen haben. Das Vieh war zwar ſchon am Tage vorher von den Preußen weggetrieben worden, allein einige Stücke fielen uns deſſenungeachtet in die Hände.

Als das Gefecht in ſeinem ruhigen Fortgange war, ritt ich durch das Dorf, um zu verhindern, daß zu grobe Unordnungen vorkämen, welche wegen der Menge des aufgefun-

denen Weins beſonders zu befürchten waren und auch nicht ganz ausblieben. Als das Dorf ausgeräumt war, fing es an finſter zu werden, und da eine Fortſetzung des Gefechts gar keinen Zweck hatte, ſo veranlaßte ich Tiedemann, den Rückzug in die Feſtung zu befehlen. Es war ſchwer die Leute aus den Häuſern zu entfernen; manche ſollen auch wirklich betrunken in den Kellern liegen geblieben und ſpäter von den Preußen erſtochen worden ſein. Es war Nacht, als wir mit Muſik und Trommelſchlag in die Stadt kamen.

Das hübſche und glückliche Gefecht hatte Alle angenehm angeregt und es wurde an verſchiedenen Orten noch bis ſpät in die Nacht gejubelt. Auch ich war ſehr froh, daß dieſer Tag ein ſo erfreuliches Ende genommen hatte und ſchloß mich einer Geſellſchaft im Kreuz an, wo einige Flaſchen Champagner die Heiterkeit nicht verringerten. Ich pries mein Gelüſt nach Geſellſchaft an dieſem Abend, da es mir Gelegenheit verſchaffte, vielleicht ein Verbrechen zu verhüten, einen Lynchmord. Artilleriſten und andere Soldaten verfolgten einen Mainzer — ich glaube er hieß Huth — dem man die Auflöſung einer „Legion“ zur Laſt legte und als „Verräther“ behandeln wollte, bis in den Gaſtſaal. Ich trat ihnen jedoch ernſt entgegen und ſie gehorchten, wie ſtets, wenn man zu befehlen verſteht.

Der Muth, den Tiedemann bei dem Ausfall gezeigt hatte, gewann ihm die gute Meinung vieler Soldaten, die Augenzeugen davon geweſen waren, oder ſich davon hatten erzählen laſſen, und dies, im Verein mit den nächſten Vorgängen, brachte die alten Zwiſtigkeiten zu Ende.

Nach den Anſtrengungen und Aufregungen des vorhergehenden Tages — der Champagner am Abend mochte auch dazu beitragen — ſchlief ich ſo feſt, daß das Losbrennen der beiden grad unter meinem Fenſter ſtehenden Zwölfpfünder

mich nicht einmal weckte. Herrmann, meine Ordonnanz, hatte durch Klopfen an der Thür mich nicht wach bekommen können und glaubte ich sei tod. In großer Angst stieg er durch das Fenster meines Vorzimmers auf den Balkon und von diesem in mein Fenster. Er mußte mich lange rütteln, ehe ich erwachte. „Die Preußen beschießen die Stadt!“ rief er und ich war schnell ermuntert.

Ich trat sogleich an das Fenster; die Sterne standen noch am Himmel; man fühlte den herandämmernden Morgen; es war halb drei Uhr. Als ich zu Pferde stieg, traf ich Tiedemann, der schon auf dem Schloßthurm gewesen war.

Nicht weit vom Markte brannte ein Haus; es war der Gasthof zum Waldhorn und die Artilleristen sagten mir, daß die Flammen schon vor dem ersten Schuß der Preußen herausgeschlagen wären. Mir schien die Sache verdächtig und nicht unwahrscheinlich, daß der Eigenthümer das Haus selbst angesteckt habe, worin ich noch mehr dadurch bestärkt wurde, daß man ihn als Reactionär bezeichnete, der mit dem Feinde in Verbindung stünde, weshalb ich ihn durch meinen Polizei-Lieutenant hatte beobachten lassen. Das Haus brannte und Niemand hatte Lust zum Löschen, denn es regnete Eisen. Ich traf auf dem Markte eine Anzahl Pompiers, welche mich verlegen anblinzelten, sich aber doch von mir bewegen ließen, ihre Schuldigkeit zu thun.

Ich ritt durch die Stadt, wo große Bestürzung herrschte. Die Preußen schossen mit Granaten und glühenden Kugeln vorzugsweise auf die Häuser der Bürger, welche Liebhaberei sie schon in Mannheim zeigten. Was sie außer grausamem Vergnügen noch sonst damit bezweckten, vermag ich nicht wohl einzusehen! —

Der sehr störende Eisenbahndamm erlaubte es den Preußen, ihre Geschütze unter dem Schutze der Dunkelheit nahe an die Stadt zu bringen. Sie verschossen 75 zwölfpfündige Kugeln, darunter 48 glühende, und 155 Granaten, von denen viele zu kurze Zünder hatten und hoch in der Luft zerplatzten, was sich bei dem anbrechenden Tage sehr hübsch ausnahm. Man sah in der Luft plötzlich ein lichtes, rosig schimmerndes Rauchwölkchen, als Sterbeseufzer einer unnütz verschossenen Granate zum Himmel steigen.

Nachdem ich in der Stadt die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, beritt ich die Wälle und traf mit Tiedemann in Fort B. zusammen. Unsere Kanoniere betrieben jubelnd ihr Geschäft und schossen ganz vortrefflich. Einige Haubitzen des Feindes wurden demontirt und ihre Zwölfpfünder-Batterie verlor einige Pferde und Leute und die Preußen hielten es für gerathen, gegen fünf Uhr ihr Feuer einzustellen. Wir hatten keinen Mann verloren; allein einige Bürger kamen zu Schaden. Einem Schreiner wurde der Fuß, seiner Frau der Arm durch eine Granate zerschmettert; beide starben an ihren Wunden; ein anderer Bürger ward beim Löschen des brennenden Hauses getödtet.

Diese Beschießung hatte denn auch kein weiteres Resultat, als den Muth der Besatzung mehr anzuregen. Die Ergebungsphilister, die um Uebergabe wimmerten, wurden mit Spott und Hohn in ihre Kellerlöcher zurückgejagt.

Da zu erwarten war, daß diese Beschießung nur ein Vorspiel gewesen, so ließ ich in der Stadt und auf den Wällen die nöthigen Anordnungen treffen und schlug im Kriegsrath vor, sogleich beim Beginn einen von unsern Wällen kräftig unterstützten Ausfall zu thun, wozu Tiedemann auch geneigt war.

Während der Nacht wurden Bewegungen des Feindes bemerkt, wogegen unsere wachsamen Artilleristen feuerten, den gänzlichen Mangel an Leuchtkugeln in der Festung sehr beklagend. Leider kannte Niemand den Satz derselben und so konnten auch keine angefertigt werden. Man war überhaupt bei der Verproviantirung der Festung sehr leichtsinnig zu Werke gegangen; es fehlte sogar an ganz nöthigen Dingen, zum Beispiel an Zündhütchen. Der Kriegskommissär Debrunner wollte vor der Einschließung einen Vorrath davon in Straßburg einkaufen; allein er kam nicht zurück und es war ein Glück, daß wir geschickte Leute in der Festung hatten, unter deren Leitung schnell eine kleine Fabrik errichtet wurde, welche dem Mangel abhalf.

Sonntag Morgen vor Tagesanbruch begannen die Preußen abermals ihr Feuer; allein diesmal in etwas ernstlicherer Weise, denn es kamen doch wenigstens 24pfündige Kugeln und Bomben. Hinter den sehr störenden Eisenbahndamm, wo gestern die Zwölfpfünder postirt waren, standen heute zwei badische Vierundzwanzigpfünder und zwei zwölfzöllige und ein achtzölliger Mörser. Am Rande des Waldes, auf der Straße die nach Kehl führt, standen sechs badische Zwölfpfünder. Reservegeschütze standen hinter Rheinau.

Die Rastatter Feuerwehr zeigte sich brav; es gerieth kein Haus in Brand. Mit den Artilleristen war ich sehr zufrieden. Gleich beim Beginn der Beschießung richtete sich das Feuer aus den Lünetten von Fort A. so wirksam gegen die Batterie auf der Kehlerstraße, daß ein Protzkasten in die Luft flog und anderer Schaden angerichtet wurde, der die Preußen veranlaßte, sich mit Hinterlassung der Geschütze zuzurückzuziehen.

Tiedemann und ich hatten uns in die Festung getheilt; er beaufsichtigte die Festungswerke auf dem linken Murgufer

(Fort A. und Fort C.), während ich auf dem rechten Ufer blieb und mich hauptſächlich in Fort B aufhielt.

Tiedemann wollte den geſtern vorgeſchlagenen Ausfall machen; allein Biedenfeld zeigte ſich abermals widerſpänſtig und wollte keinen Mann ſeines Regiments dazu hergeben. Von den andern Truppen konnte man nichts entbehren und ſo unterblieb der Ausfall, bei dem man die zurückgelaſſene zwölfpfündige Batterie erbeutet haben würde, die bald darauf von den Preußen in Sicherheit gebracht wurde. Sie hatte im Ganzen nur 34 Schuß gethan.

Ich hatte die Mörſer und Vierundzwanzigpfünder vor mir und konnte ihnen wegen des ſchützenden Eiſenbahndammes wenig anhaben. Ich ärgerte mich über unſere eiſernen Haubitzkanonen, mit denen unſere Artilleriſten wenig anzufangen wußten. Die Preußen ſchoſſen wieder mit glühenden Kugeln, und ich kann meine ſchon in Mannheim gemachte Bemerkung über ihre Wirkungsloſigkeit nur beſtätigen. Die beiden Vierundzwanzigpfünder ſchickten etwa hundert Kugeln in die Stadt und ihre Wirkung ſetzte mich in Erſtaunen; ſie thaten mehr Schaden wie die Bomben, doch war derſelbe im Ganzen äußerſt geringfügig. Das Feuer dauerte bis ſechs Uhr, hörte dann eine Stunde lang faſt ganz auf und wurde von ſieben bis zehn Uhr fortgeſetzt. Die Zahl der geworfenen Bomben kann ich nicht angeben, doch können es, nach einer ungefähren Berechnung, — alle fünf Minuten eine Bombe aus jedem der drei Mörſer während ſechs und einer halben Stunde — nicht viel weniger als 270 geweſen ſein. Nur ein Dragoner verlor das Leben; von Verwundeten erfuhr ich gar nichts.

Diesmal platzten die Bomben nicht in der Luft. Drei oder vier ſchlugen in's Schloß, während ich ſchon in daſſelbe zurückgekehrt war; eine mir gerade gegenüber in den Flügel,

eine hinter meiner Wohnung in die Montirungskammer und eine vor meinem Fenſter in den Hof. Eine zwölfzöllige Bombe wiegt leer 175 Pfund, gefüllt etwa 185. Ein ſolches Ding ſchlägt durch alle Räume des Hauſes bis in den Keller hinunter und macht viel Störung, wo es platzt. Eine glühende vierundzwanzigpfündige Kugel, die durch Mauer und Schrank ungeſtüm in die Stube kommt, iſt auch kein willkommener Gaſt. Ein Kaufmann, der eine ſolche Viſite erhielt, ſprang durch das Fenſter. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in ſo großem Bogen geſchoſſene Vollkugeln ſolche Gewalt haben könnten.

Wenn man den Wall entlang ritt, vernahm man ein merkwürdiges Concert. Weit intereſſanter als das Gebrüll der eigenen Geſchütze war uns Allen das Sauſen der gegen die Feſtung herankommenden Bomben und Vollkugeln, worauf wir mit verzeihlicher Neugier horchten. Die Bomben hört man ſchon ſehr weit, und ich bildete mir ein, ſie auch am Tage ſehen zu können. Die vierundzwanzigpfündigen Kugeln fuhren oft dicht über unſere Köpfe; eine ſchlug über mir gegen ein feſtes Thor, durch welches ich eben reiten wollte, und fiel meinem Pferde vor die Füße, welches einen gewaltigen Sprung machte.

Ich hatte mir früher immer eingebildet, es gehöre viel Muth dazu, bei einem ſolchen Bombardement ſich ganz unbefangen in freier Luft zu bewegen; allein man wird es ſehr bald gewohnt, und überhaupt bemerkte ich bei dieſer Gelegenheit unter uns nur wenig Haſenfüße. Als ich in Fort B. hineinritt, ſah ich den ſehr verlegenen „Retirirmichel“ an einem mit großer Umſicht gewählten ſichern Platz; auf meine Frage ſtammelte er eine Antwort, allein ich weiß noch heute nicht, was er dort ſuchte, wenn nicht Sicherheit vor den böſen in der Luft umherfliegenden eiſernen Singvögeln. Ich

bemitleide Feige mehr, als ich sie verachte; dem armen Retirirmichel war es gewiß zu Muth, als ob er seekrank sei.

Interessant war es mir, daß ich, als ich die Stücke der Bomben betrachtete, sie als die erkannte, welche ich in Mannheim hatte füllen lassen. Die Preußen hatten in der That den zwölf- und den achtzölligen Mörser, die ich dort Ludwigshafen gegenüber aufgestellt hatte, nach Rastatt heraufbringen lassen. Ich bedauerte damals immer, daß ich die Wirkung dieser Mörser nicht sehen würde; nun war mein Wunsch erfüllt. Auch die Zwölfpfünder, welche uns beschossen, waren wahrscheinlich meine alten Freunde von Ludwigshafen, wenigstens hatten die Preußen meines Wissens kein Geschütz von diesem Kaliber im Felde.

Es war übrigens gar nicht fromm von den frommen Preußen, daß sie den Sonntag auf solche Weise feierten und noch weniger, daß sie, was sie schon am gestrigen Tage gethan hatten, hauptsächlich auf die Kirchen zielten. Zwei Bomben fielen dicht vor der Kirchenthür auf das Pflaster und eine davon mitten unter die geängstigten Leute, welche in die Kirche eilten, ohne indessen Schaden anzurichten.

Die Mörser und Vierundzwanzigpfünder waren in ihrer gegen unsere Kugeln gesicherten Stellung stehen geblieben, und wir mußten erwarten, daß sie uns am andern Morgen abermals begrüßen würden; ich schlug daher Tiedemann vor, gegen zwei Uhr in der Nacht einen Ausfall zu machen, um sie wegzunehmen. Er antwortete unbestimmt, und ich verließ ihn höchst ärgerlich. Meine Geduld war wirklich am Ende; es war mit diesem querköpfigen Menschen nichts anzufangen und seine Sonderbarkeiten erschwerten mir mein schweres Amt in einer Weise, daß ich entschlossen war, den ersten besten Vorwand zu ergreifen, mein Verhältniß zu dem

Gouverneur und meine dienſtlichen Befugniſſe zu regeln. Dieſe Veranlaſſung fand ſich noch im Laufe des Tages.

Mein Gehalt als Oberſtlieutenant belief ſich auf 185 Gulden monatlich, und außerdem ſollte ich für den Tag 3 Gulden 30 Kreuzer Kriegszulage erhalten. Ich verzichtete jedoch mit ſämmtlichen Stabsofficieren auf letztere und erklärte, während der Belagerung nur vier Gulden täglich an Gehalt nehmen zu wollen. Ich hatte im Ganzen, ſeit meiner Anſtellung in Mannheim, nur 150 Gulden überhaupt erhalten, während die anderen Officiere nicht nur ihren ganzen Gehalt, ſondern auch die Feldzulage empfingen. Da ich mich vollſtändig equipirt hatte, ſo ging mein Geld auf die Neige, und ich verlangte daher von Tiedemann eine Anweiſung auf meine Rückſtände. Er ſuchte aber fortwährend Ausflüchte, und ich erhielt nichts. Major Heinſius und andere Officiere waren in derſelben Lage, und um ſo billige Forderungen als möglich zu ſtellen, wollten wir wenigſtens unſern Gehalt von Beginn der Belagerung haben und endlich nach vielen Quängeleien ſtellte Tiedemann die Anweiſung aus. Aber der Kaſſier Bäſel verweigerte die Zahlung und berief ſich auf einen Befehl des Gouverneurs, den Gehalt nur gegen Vorzeigung des Patentes von der proviſoriſchen Regierung auszuzahlen. Nun hatten in der ganzen Armee vielleicht nur acht bis zehn Officiere Anſtellungsdecrete, denn wirkliche Patente waren gar nicht ausgegeben worden, und ich hatte nicht einmal ein ſolches. Müde dieſer Schererei wegen einiger armſeliger Gulden, die ich jedoch zum Unterhalt für mich und meine Leute brauchte, beſchloß ich, denſelben ein Ende zu machen und mich überhaupt mit Tiedemann auf einen beſtimmten Fuß zu ſetzen. Ich ſchrieb alſo an dieſen: „ich hätte bisher in dem Wahn geſtanden, Officier der proviſoriſchen Regierung zu ſein. Herr Bäſel, der meine

von dem Gouverneur unterſchriebene Anweiſung zurückgewieſen, habe mich zugleich darüber belehrt, daß nach deſſen Anſichten nur Diejenigen als Officiere betrachtet werden könnten, welche Patente vorzuweiſen hätten. Da ich nun ein ſolches nicht beſäße und keinen Rang uſurpiren wolle, ſo möge er mich von nun an weder als Chef des Generalſtabes, noch überhaupt als Officier betrachten."

Es war vor vier Uhr, als ich dieſen Brief zu Tiedemann ſchickte; er ſandte ihn mir erbrochen mit der mündlichen Antwort zurück, daß er dies Schreiben kurz vor einem Ausfall nicht annehmen könne. Er hatte alſo, wie ich erſt durch dieſe Antwort erfuhr, für den Nachmittag den Ausfall beſchloſſen, den ich auf den andern Morgen feſtgeſetzt, und wozu ich noch keine Dispoſition gemacht hatte. Ich war doch ſicher in der Feſtung der erſte, der von ſeinem Vorhaben Etwas erfahren mußte und dieſe neue Beleidigung beſtärkte mich noch mehr in dem gefaßten Vorſatz, dem närriſchen Querkopf zu zeigen, daß ich, wenn es darauf ankäme, noch weit eigenſinniger ſein könne, als er.

Nach einer Weile ſchickte Tiedemann einen Adjutanten und ließ mich bitten, zu Pferde zu ſteigen, da er eben mit den Truppen ausmarſchiren wolle. Ich ließ ihm viel Vergnügen wünſchen und ſagen, er habe meinen Entſchluß bereits ſchriftlich vernommen.

Major Heinſius, Tiedemann's erſter Adjutant, war bei mir, als ich dieſe Antwort gab.

Er war früher preußiſcher Officier geweſen, dann in ruſſiſche Dienſte getreten und endlich bei der Fremdenlegion in Algier geweſen; ſo ſagte man mir wenigſtens; wie er nach Baden und nach Raſtatt gerieth, weiß ich nicht. Er war ein ſehr verſtändiger Mann, und ich ging gern mit ihm um, wenn mir ſeine affectirte Derbheit auch nicht immer

behagen wollte. Ueber demokratiſche Ueberſchwenglichkeiten ſchüttelte er den Kopf und ſagte, es käme ihm manchmal vor, als ſei er in einem Narrenhauſe; mich hielt er noch für den vernünftigſten Narren darin. Er befand ſich in Bezug auf die erwähnten Geldanſprüche und Patentloſigkeit mit mir in gleicher Lage und entſchloß ſich, denſelben Weg zu gehen.

Als der Adjutant fort war, fing Heinſius an, unruhig zu werden und fragte: „Na, was machen wir nun?“ — „Wir bleiben ruhig hier.“ — „J, das geht doch nicht.“ — „Nun gut,“ ſagte ich, „damit Tiedemann nicht am Ende denkt, ich habe dieſe Schwierigkeit erhoben, nur um von dem Ausfall wegzubleiben, ſo will ich hinausreiten, aber nicht in Uniform, ſondern als Zuſchauer in der Blouſe, ohne andere Waffe, als die Reitpeitſche.“ Heinſius fand den Vorſchlag „toll genug“ und beſchloß, meinem Beiſpiel zu folgen, nur daß er ſeinen Säbel mitnahm. — Als wir zum Carlsruher Thore hinaus nach dem Bahnhofe und über das Feld nach dem Wald zu galopirten, konnten ſich die Soldaten und Officiere meine und Heinſius' Maskerade nicht erklären. Ich hatte ein ſcharlachrothes Tuch locker um den Hals gebunden und ſah aus wie ein ächter Freiſchärler. In dieſer Zeit der Blouſenherrſchaft war indeſſen meine Tracht nicht zu auffallend, denn manche der erſten Perſonen trugen ſich ebenſo, und Trützſchler ſah man in Mannheim faſt niemals anders.

Hätte ich die Dispoſition zu dem Ausfall gemacht, ſo würde das Gefecht mit einem heftigen Kanonenfeuer aus allen Geſchützen des obern Anſchluſſes zumal gegen den Rauenthaler Wald und das Wäldchen Eichblon eröffnet worden ſein. Unter dem Schutz dieſes Feuers, dem die dort ſtehenden zweihundert Preußen ſchwerlich Stand gehalten

haben würden, wäre ich, überdies gedeckt durch den Eisenbahndamm, mit einem Bataillon so schnell als möglich vorgegangen und hätte die schmale Seite des Waldes angreifen lassen und sicher genommen. Ein zweites Bataillon konnte dann schnell bis zu den Geschützen vordringen und ein drittes als Reserve hinter dem Eisenbahndamme bleiben. Der linke Flügel war vollkommen durch Fort B gedeckt und der rechte durch die Murg, und wollte der Feind von Niederbühl Verstärkung über die Brücke schicken, so würde ihm Major Jakobi von Fort A schon gedient haben.

Tiedemann verfuhr anders. Er ging mit zwei Geschützen auf der Eisenbahn vor, eröffnete ein ziemlich unnützes Feuer gegen den Wald, den er in seiner breiten Front durch die Flüchtlingslegion und ein Bataillon des dritten Regiments — Biedenfeld hatte sich erbitten lassen — unter Major Weik angreifen ließ, während die Freiburger Volkswehr unter Major Neumark längs der Eisenbahn vorging und sich hinter deren Damm postirte. Die Reservetruppen blieben beim Bahnhof, und ein Theil von ihnen besetzte den Waldrand nach dem Hirschgrund.

Diese Stellung war verschoben und ungeschickt. Zwischen dem anzugreifenden Wald, der den Preußen treffliche Deckung bot, und dem Bahnhofe lag flaches Feld und das auf demselben stehende Getreide war mehr ein Nachtheil, als ein Vortheil, da die Felder sich an das Buschwerk anschlossen, welches sich von der Eisenbahn bis nach dem Rauenthaler Wald erstreckte, und es den von Muggensturm anrückenden Preußen möglich machte, ungesehen den vorrückenden Truppen in Rücken und Flanke zu kommen. Das Vorgehen der Artillerie auf der Eisenbahn, wo sich die Geschütze ungeschickt genug bewegen mußten, war auch mißlich, da die Pferde

und Artilleriſten hier, wie auf einem Präſentirteller, den Schüſſen der im Walde ſteckenden Schützen ausgeſetzt waren.

Die uns gegenüberſtehenden Feinde beſtanden im Augenblick des Angriffes nur aus 200 Mann, welche die zwiſchen Rauenthal und der Murg ausgeſtellten Feldwachen bildeten. Zum Glück für die Preußen hatte die Ablöſung kaum ſtattgefunden, und die abgelöſten Mannſchaften waren ganz in der Nähe; der Aufenthalt durch das unnütze Kanonenfeuer gab ihnen Zeit, heranzukommen. Drei andere Compagnieen des 31. Landwehr-Regiments ſtanden im Bivouak vor Rauenthal und die erſte preußiſche Diviſion in dem zwiſchen Rauenthal und Oetigheim aufgeſchlagenenen Lager. Ferner ſtanden in der Nähe nach Niederbühl zu das Füſilierbataillon des 20. Regiments, noch eine andere Compagnie dieſes Regiments und zwei Compagnieen des achten Landwehr-Regiments. Cavallerie war gleichfalls in der Nähe. All dieſe Truppen waren in Zeit von einer halben Stunde auf dem Platz, ſo daß uns bald eine bedeutende Uebermacht entgegenſtand, die noch überdies den Vortheil der durch den Wald gedeckten Stellung für ſich hatte. Es war eine Thorheit, am hellen Nachmittage dieſen Ausfall zu machen und noch mehr, ſo langſam dabei zu verfahren. Fand der Angriff in der Nacht ſtatt, ſo mußte der Zweck deſſelben ohne viel Blutvergießen erreicht werden.

Wir kamen auf dem Kampfplatze an, als eben die erſten Kanonenſchüſſe von unſerer Seite gefallen waren und das Bataillon des dritten Regiments ſich zum Angriff formirte. Heinſius ſagte: „Mir ſcheint's übrigens gar nicht nöthig, daß wir als bloße Zuſchauer uns todtſchießen laſſen, und ich dächte, wir ſuchten uns einen Platz, von wo wir die Sache bequem mit anſehen können.“ — „Komm nur mit mir,“ antwortete ich, „wir wollen uns irgendwo ſicher

aufſtellen.“ Damit ritt ich auf der linken Seite der Eiſenbahn im Felde vor und hielt in der eben vorgehenden Tirailleurlinie des dritten Regiments, in gleicher Höhe mit der Artillerie auf dem Eiſenbahndamme.

Das Gefecht ließ ſich ſehr gut an; die brave Flüchtlingslegion drang im Sturm vor und in den Wald ein, während das bedächtiger vorgehende Bataillon ſich länger auf dem Felde hielt und den Wald noch nicht erreicht hatte, als in demſelben Verſtärkung anlangte. Das Feuer, welches uns entgegenkam, war wirklich entſetzlich und nahm in jedem Augenblicke an Heftigkeit zu, ohne daß es indeſſen die Tirailleurs vom dritten Regiment, die ich zunächſt beobachten konnte, in Angſt geſetzt hätte. Ich mußte über ſie lachen, wie ſie in ihren hellgrauen, ſchlafrockähnlichen Mänteln ſo bedächtig vorwärtsmarſchirten, Jeder wie ein Bauer, der an einem Sonntag Nachmittag den Stand ſeines Getreides betrachtet.

Ich ritt an dieſem Tage den großen Rappen, der Mögling bei Waaghäuſel getragen hatte, und auf dem letzterer, beim Angriff auf einen Wald, verwundet wurde. Jenes Gefecht ſchien dem Pferde im Gedächtniß geblieben zu ſein und ſeine Lage in demſelben große Aehnlichkeit mit ſeiner gegenwärtigen zu haben. Ich ritt das muthige Thier gern, weil es ſich aus dem Knallen und Blitzen gar nichts machte und neben einem feuernden Mörſer ſtehen blieb, ohne zu erſchrecken; allein jetzt fühlte ich, wie der Rappe bei jeder vorbeipfeifenden Kugel krampfhaft zuſammenzuckte. Als das Feuer aus dem Walde ein ununterbrochenes Knattern wurde, und die Kugeln hageldicht kamen, ſtreckte das Pferd ſeine Vorderfüße vor ſich, ſeine Nüſtern ſperrten ſich weit auf und die Augen, mit denen es unbeweglich nach dem Walde

ſtarrte, traten ihm förmlich aus dem Kopf heraus; dabei zitterte es am ganzen Leibe.

Heinſius gefiel ſeine Lage als Zuſchauer gar nicht; er duckte ſich ein wenig hinter den Hals ſeines Pferdes und ſagte: „Na, das nennſt Du eine ſichere Aufſtellung? Ich mache, daß ich hier fort komme.“ Ich lachte und antwortete: „Ich komme Dir bald nach.“ — Er ritt nach dem Bahnhof zurück und hatte Recht; ſicher war unſere Stelle keineswegs und es war eine Thorheit, zu Pferde hinter der Tirailleurlinie zu reiten, wenn man vor ſich einen Wald mit ein paar Compagnieen Nadelflintler hat, die acht Kugeln in der Minute ſchießen.

Mich hielt an dem Platz nur das Erſtaunen über mein Pferd, welches immer heftiger zitterte und endlich Miene machte, in die Knie zu ſinken. Ich dachte das Thier ſei verwundet, ſprang ſchnell aus dem Sattel und betrachtete es von allen Seiten. Nie habe ich an einem Thier einen ſo ſprechenden Ausdruck entſetzlicher Angſt geſehen. Dabei ſchwitzte es, daß der Schweiß in kleinen Rinnen die Hufe hinablief und auch unter dem Leib in hellen Tropfen zur Erde fiel. Als eine Kugel in dieſem Augenblick ganz nahe ſeinem Ohr vorbeiziſchte, bäumte der Rappe hoch auf, riß ſich von meiner Hand los und ſprang mit einem mächtigen Satz in den naſſen, neben der Eiſenbahn liegenden Graben, in dem er zitternd ſtehen blieb. Einer meiner Mannheimer Artilleriſten, der eben, auf dem Protzkaſten ſitzend, mit einem dritten Geſchütze auf der Eiſenbahn vorging, ſprang herab und fing das Pferd. Ich ſah, daß ich mit demſelben nichts anfangen konnte und beſchloß Heinſius zu folgen und mir meinen ruhigen Falben zu holen, der ſich an das Pfeifen der Kugeln nicht kehrte. Uebrigens war das Infanteriefeuer der Art, daß

alte Soldaten, die manche Schlacht mitgefochten, ſich nicht erinnerten, es jemals ſo heftig erlebt zu haben.

Am Bahnhof traf ich meine Ordonnanzen Hermann und Lenz mit ihren Büchſen. Letzterer hatte ſich ſeit Mannheim an mich angeſchloſſen und ich hatte ihn gern bei mir behalten, denn er war ein hübſcher, anſtändiger, blondlockiger Junge von Muth, Herz und Verſtand. Er war aus Wiesbaden und Böning recomandirte ihn mir beſonders und ſagte, daß er aus einer ſehr braven und geachteten Familie ſei. Sein eifriges Geſicht freute mich und ich rief ihm zu: „Lenz, dringe bis zu den feindlichen Geſchützen vor; wenn Du ſie vernagelſt, ſollſt Du Lieutenant werden.“ Er ſchwang freudig ſeine Büchſe und rannte dem Feind entgegen.

Als ich in die Stadt kam fragten mich Viele mit Angſt, wie es draußen ſtünde und ich ſagte ihnen der Wahrheit gemäß: ganz vortrefflich. Ich ſandte einige Dragoner mit Befehlen in die Forts ab und einen nach Fort A. an Major Jacobi mit der Mahnung: „Ein ſcharfes Auge auf Niederbühl zu haben und etwaige Störungen des Gefechts von dort her zu verhindern.“

Ich war ſehr ſchnell geritten und mochte höchſtens zwanzig Minuten vom Kampfplatz entfernt geweſen ſein. Auf dem Wege traf ich Haufs Pferd, herrenlos und von einem Streifſchuß blutend; ſein Herr war mit den Geſchützen und Tiedemann vorgegangen.

Als ich zum Carlsruher Thore wieder hinausritt fand ich zu meinem größten Erſtaunen die Scene auf ſehr bedenkliche Weiſe verändert. Unſere Truppen, die ich ſiegreich avancirend verlaſſen hatte, waren zum Theil in förmlicher Flucht und eine Anzahl Haſenfüße ſtrömten dem Thore entgegen; zwei Geſchütze jagten in vollem Galop der Feſtung zu, die Beſtürzung der Infanterie vermehrend. Ich ſprengte

den Ausreißern entgegen und rief: „Holla, ſeit wann retirirt unſere Artillerie im Galop? — Schritt! — Schämt Euch! — Kehrt! Dort ſteht der Feind!“ — Die fliehende Maſſe ſtutzte. Der ſonſt ſehr brave Artillerielieutenant, welcher die Geſchütze befehligte, kommandirte wieder zum Avanciren und ich ritt mit ihm. Wenige Augenblicke ſpäter traf ihn eine tödtliche Kugel. Bald darauf begegnete ich auch dem von einigen Leuten geführten Major Weik, deſſen Arm von einer Kugel getroffen war.

Der paniſche Schrecken, der ſich für einige Augenblicke unſerer Truppen bemächtigte, verdankte einem böſen Verſehen ſeinen Urſprung, obwohl der Rückzug durch die Uebermacht der von allen Seiten herbeieilenden Preußen gerechtfertigt war. Die Flüchtlingslegion hatte, wie oben erzählt, den Rauenthaler Wald genommen; allein das langſamer luſtwandelnde Linienbataillon wurde durch die zurückweichende Artillerie ſtutzig gemacht, welche gegründete Urſache hatte, ſich etwas ferner von den Zündnadlern aufzuſtellen. In dem Augenblick kam von Rauenthal und von Muggenſturm her den Preußen Verſtärkung; die ſo weit vorgedrungene Flüchtlingslegion ſah ihre Verbindung mit den Tirailleurs des zurückgehenden Bataillons Weik unterbrochen, empfing plötzlich Feuer von der Front und linken Flanke und mußte den eroberten Wald zögernd aufgeben, als ſie, auf das Feld heraustretend, nun auch von der rechten Flanke her beſchoſſen wurde. Die hinter der Eiſenbahn poſtirte Freiburger Volkswehr feuerte wie toll auf ſie und behauptete ſpäter, daß die Preußen ſich in Blouſen geſteckt hätten, um ſie zu täuſchen! Daß die brave Flüchtlingslegion unter dieſen Umſtänden etwas eilig nach dem Bahnhof retirirte, kann ihr wirklich kein Menſch verdenken. Die Preußen wurden dadurch ermuthigt und drangen nach; das Getreide verwehrte den Ueberblick, man

wußte nicht genau was vorging, ſah Fliehende und floh; die Artillerie ebenfalls. Eine Huſarenſchwadron jagte nun, vom Rauenthaler Wäldchen hervorbrechend, den Fliehenden nach; allein eine wohlgezielte Granate, die mitten unter den Pferden platzte, jagte die Huſaren nach allen Winden. Das zwanzigſte Regiment drang jedoch hitzig nach; allein unſere Artillerie räumte unter ihnen auf.

Das Gefecht kam nun wieder in einen geordneten Gang; es war zwar durchaus unnütz, denn der Zweck des Ausfalls konnte nicht mehr erreicht werden. Lenz, den ich antraf, ſagte mir etwas beſchämt: „Es ſei nichts mehr zu machen.“ Das Klügſte wäre geweſen, ſogleich in die Feſtung zurückzukehren; allein das durfte man nicht thun, um die Truppen nicht zu entmuthigen, die nun wieder hinter der Eiſenhahn, am Bahnhof und dem umliegenden Terrain feſten Stand faßten. Die Preußen beſchoſſen uns von zwei Seiten; es zwar ein furchtbares Kleingewehrfeuer und dazu donnerte die Feſtungsartillerie, als werde eine Schlacht bei Leipzig geſchlagen. Die Wälle waren beſtändig Rauch und Flammen und vor dem Brüllen der Geſchütze konnte man zu Zeiten ſein eigenes Wort nicht hören. Major Lang hatte ein Gefühl im Leibe, als habe er Leipziger Gohſe getrunken und war, wie ſeine Leute wenigſtens erzählten, fortwährend im Abtritt der Eiſenbahn. Einzelne Abtheilungen, bei denen ich, ſie fixirend, vorüber ritt, lächelten mich ängſtlich verlegen an und ich wußte, was in ihnen vorging; ſie ſchienen auch ſeltſame Gefühle im Leibe zu haben.

Da ich eigentlich nichts commandiren, ſondern nur zuſchauender Blouſenmann ſein wollte, ſo ritt ich hin und her zu den Soldaten und ſprach ihnen durch heitere, ſcherzende Worte Muth ein. Ihre Geſichter glühten vor Aufregung, und ihre Mäuler waren ſchwarz vom Abbeißen der Patronen-

Man halte es nicht für Renommiſterei, wenn ich ſage, ich fühlte mich in dem Gebrüll der Geſchütze, dem Pulverdampf und Kugelpfeifen ſehr ruhig und behaglich; es war ſo und ich wollte mir eine Cigarre anſtecken, hatte aber kein Feuerzeug bei mir. Der Lieutenant Schad, obwohl er Adjutant war, commandirte zu Fuß eine Abtheilung, die ſich hinter einem niedrigen Erdaufwurf poſtirt hatte und mit lobenswerthem Eifer feuerte. Er lief geſchäftig hin und her und glänzte im Geſicht wie der Erzengel Gabriel. Ich ritt ruhig im Schritt heran und bat ihn um etwas Feuer. Ich mußte über ſein verdutztes Geſicht lachen mit dem er ausrief: „Jetzt rauchen!“ Ich ragte zu Pferde über den Erdwall hinaus, was die Kugeln der Preußen anlockte. Als ich Feuer erhalten hatte und meine Cigarre anzündete: rief Schad: „Nehmen Sie ſich in Acht, daß man Ihnen Ihre Cigarre nicht aus dem Mund ſchießt; es iſt ordentlich gottesläſterlich!“ Die Soldaten lachten. Ich hatte aber das ſichere Gefühl, daß mich an dem Tage keine Kugel treffen würde, — Soldaten werden mich verſtehen — und ritt zu Tiedemann, der den Tod zu ſuchen ſchien.

Seit dem Beginn des Gefechtes war er bei den Geſchützen und beſtändig dem heftigſten Feuer ausgeſetzt. Es war ein Wunder, daß bis dahin weder ihn noch ſein Pferd eine Kugel getroffen hatte, denn wenn er auch keine Epaulettes trug, ſo konnte man ihn doch als höheren Officier erkennen. Er hatte mich gleich am Anfang bemerkt und mit Verwunderung meine Metamorphoſe betrachtet; wir hatten uns aber nicht geſprochen. Jetzt ritt ich zu ihm heran; er hielt ganz allein mitten auf der Eiſenbahn und ſtarrte mit bleichem Geſicht, faſt wie irr, dem feindlichen Feuer entgegen. Ich ſprach zu ihm und ſuchte ihn zu veranlaſſen, einen weniger ausgeſetzten Platz aufzuſuchen und nicht ſo nutzlos ſein Leben

preis zu geben. Er antwortete gar nicht, sah mich auch nicht an, sondern starrte fortwährend nach dem Rauenthaler Walde, als könne er die Kugel nicht erwarten, die ihn treffen solle. Zwei Reiter mitten auf der Eisenbahn hatten natürlich große Anziehungskraft für die preußischen Kugeln; eben wandte ich achselzuckend und ärgerlich über den Eigensinn mein Pferd, als Tiedemann fast vergnügt rief: „Corvin, ich bin verwundet!“ — „Wo?“ rief ich, ihn mit erstaunten Blicken betrachtend, denen er nicht begegnen wollte. — „An der Schulter,“ — sagte er, verwirrt und eigenthümlich schnell sprechend — „es war eine Kartätschkugel, — sie kam vom Wall — ach, heben Sie sie auf — da rollt sie an der Erde.“ Ich sah ihn befremdet an, indem ich ein ganz kleines Loch im Rock, dicht neben dem Epauletthalter bemerkte, welches nicht größer als ein Silberkreuzer war; ich sah nicht einmal Blut. „Dummes Zeug,“ rief ich, „das war ein Streifschuß von einer Spitzkugel.“ Offenbar hatte eine solche den Schulterknochen grade an der Spitze gestreift, was allerdings einen sehr lebhaften Schmerz verursachen, den Arm für den Augenblick lähmen und den Glauben an eine stärkere Verwundung erzeugen mußte.

Ich war froh, daß Tiedemann seine Thorheit nicht theurer bezahlte, und da ich klar in sein Inneres schaute und die ehrenwerthen Ursachen seines toll erscheinenden Benehmens, wie seine ganze Gemüthsstimmung erkannte, so gewann die Theilnahme daran die Oberhand über meinen übrigens gerechten Zorn und ich fühlte mich milde gestimmt. Ich führte sein Pferd aus diesem bleiernen Regen hinter den Bahnhof, wo eine Art von Feldscheer der Flüchtlingslegion die Wunde untersuchte, die eben nur das Tragen einer Binde rechtfertigte.

Schon gegen sieben Uhr hatte es Jacobi, von dem Gang des Gefechtes am Rauenthaler Wald unterrichtet, für

nöthig gehalten, den linken Flügel der Preußen zu beschäftigen, um zu verhindern, daß alle Streitkräfte gegen uns vereinigt würden. Auch bekam er Appetit nach den in Niederbühl noch vermutheten Vorräthen, die er für Fort A in Beschlag zu nehmen gedachte, wo er mir seine in großer Ordnung aufbewahrten Speisevorräthe mit einigem Stolz gezeigt hatte.

Er begann das Dorf zu beschießen, welches sehr bald in Flammen stand. Major Leiner mit einem Bataillon des dritten Regiments, dem sich Volkswehren unter Hauptmann Peter, einem Sachsen, anschlossen, machte einen Ausfall und trieb nach einem Gefecht von etwa einer halben Stunde das achte Landwehrregiment von dem Kirchhof und aus dem Dorfe in den Niederbühler Wald und endlich auch aus diesem und drang bis zur Eisenbahn auf der Straße nach Kuppenheim vor. Niederbühl war längst ausgeräumt und nicht ein Bund Stroh, nicht eine Speckseite darin zu holen; die Nacht brach ein, ein weiteres Gefecht war zwecklos und die braven Ausfallstruppen zogen sich, mit dem Erfolg ihres Gefechtes sehr zufrieden, weil es siegreich gewesen, langsam in die Festung zurück. Im Dorfe brannten zwanzig Häuser und auch die schöne Kirche ab. Major Heilig hatte selbst eine Kugel ins Zifferblatt der Uhr geschossen. Man hätte Niederbühl schon beim Bau der Festung abtragen sollen; Dörfer fast auf dem Glacis sind sehr störend. Hauptmann Peter schickte mir am andern Morgen einen genauen Bericht über den Ausfall, welchen ich Tiedemann gab, der ihn leider zu seinen „historischen Documenten“ legte und dadurch dem Schreiber desselben zehn Jahre Zuchthaus verschaffte und Major Jacobi sechs Kugeln. Ganz am Ende des Gefechts bei Niederbühl, als es schon Nacht war, erschienen preußische Geschütze auf dem Kampfplatz, während

gegen uns von Rauenthal auch nicht ein Kanonenſchuß geſchah! Wo ſteckte die preußiſche Artillerie? — Die Preußen erzählten mir ſpäter, daß die, nach der von ihnen bei der Beſchießung bewieſenen Thätigkeit ſehr vergnügt aufgeregten Artillerieofficiere, von uns niedergeſchmetterten Belagerten keinen Ausfall träumend, den ſchönen Sonntag Nachmittag zu einer Vergnügungstour nach Baden-Baden benutzt hätten. —

Da der Ehre Genüge geleiſtet und nichts weiter zu erreichen war, ſo gab ich gleich nach Tiedemanns Verwundung den Befehl zum Rückzuge, während das Gefecht in Niederbühl grad im beſten Gange war, ohne daß wir von deſſen ſo günſtigem Fortgange etwas wußten. Ja die lange Dauer deſſelben trug dazu bei, einem an dieſem Abend plötzlich auftauchenden Gerücht augenblicklichen Glauben zu verſchaffen. Es wurde mir geſagt, Sigel habe in die Stadt geſchickt und verlangt, man möge ihm eine Ausfallsbatterie nach Niederbühl entgegen ſenden, da er bei Dos ſtehe und zum Entſatz der Feſtung vordringe. Das Feuer, welches wir von jenſeits Niederbühl hörten, deuteten wir auf ein Gefecht zwiſchen Sigel und den Preußen, was nicht geringe Aufregung verurſachte.

Die Geſchütze wurden wirklich vor das Thor geſchickt; allein ich vermuthete irgend eine Liſt und wollte ſie nicht weiter beordern, ehe ich nicht den Boten Sigels geſprochen hatte, der nirgends zu finden war. Ein betrunkener Dragoner erklärte ſich am andern Tage für den Vater dieſes „Witzes“; allein ich glaube vielmehr, daß Major Fach der Urheber war. Dieſer ſpielte in der Feſtung eine ſeltſame Rolle. Er war beim Kaſſenweſen attachirt; ich ſah ihn weder bei einem Ausfall, noch bei einem Bombardement; aber außerdem machte er ſich das Vergnügen, auf einem hübſchen Schimmel mit Scharlachſchabracke, gefolgt von zwei Ordonnanzen durch

die Stadt zu reiten! Später behauptete er mir ins Geſich er ſei Commandeur ſämmtlicher Artillerie der Feſtung geweſen und ich — der Chef des Generalſtabes — wußte nicht ein Wort davon, ſah nie ein Zeichen ſeiner Thätigkeit; ich gab alle meine Befehle an Major Heilig, der ſie auch ausführte, ohne Jemand zu fragen. Es war eine Leidenſchaft von Fach, aus heiler Haut zu lügen und wie mir ſpäter von Heidelbergern erzählt wurde, war er in dieſer Stadt in dieſer Eigenſchaft allgemein bekannt. Es machte ihm Spaß, die erſte beſte Geſchichte zu erfinden und er amüſirte ſich kindiſch darüber, wenn man daran geglaubt hatte! Da er ſich äußerlich ziemlich ordentlich benahm, ſo vermuthete man in ihm gar nicht ſolche Windbeutelei; allein ich bin überzeugt, er verdankte ſein ſpäteres Todesurtheil nur ſeinen Lügen, wenn er daſſelbe in der Pfalz nicht mehr verdient hat als in Raſtatt. Das Gerücht von der Ankunft Sigels kam aber von Fach, vor dem deſſen Ordonnanz erſchienen ſein ſollte.

Mit Tiedemann ſprach ich noch ſpät am Abend. Er bat mich, auf Bäſels Geſchwätz nicht zu hören und ihn nicht im Stich zu laſſen; meine Wünſche in Bezug auf die Gehaltsregulirung verſprach er zu erfüllen und gelobte auch, ſich nicht wieder ſo unnütz auszuſetzen; er habe es aus beſonderen Gründen, die ich ſehr wohl erkannte, einige Mal für nöthig gehalten. Ich zog alſo wieder die Uniform an und die Sache war abgemacht.

Unſer Verluſt bei dieſem Ausfall war nicht unbedeutend; allein ich bin nicht im Stande ihn genau anzugeben, da die Unordnung, beſonders bei den Freicorps, ziemlich groß war und ich nicht dazu gelangen konnte, daß ordentliche Liſten geführt wurden; ich hatte gar zu viel auf mir liegen; in die Stadt wurden nur zwanzig Todte gebracht; allein leider

mußten wir eine Menge im Walde und im Getreide zurücklaſſen; beſonders viel verlor die Flüchtlingslegion. Die Preußen ſagten, daß ſie achtzig unſerer Todten beerdigt hätten; noch vier fanden ſich ſpäter bei der Ernte in den Kornfeldern. Verwundete, die in die Spitäler gebracht werden mußten, hatten wir vierzig und außerdem eine Anzahl Leichtverwundete.

Die Preußen wollen nur zwölf Todte, ſechsunddreißig ſchwer und ſechsundvierzig leicht Verwundete gehabt haben. Ihre Kameraden haben den Gefallenen und an den erhaltenen Wunden Geſtorbenen, an der Eiſenbahn, beim Durchgang der Kuppenheimer Straße, eine kleine Pyramide ſetzen laſſen, auf welcher die Namen verzeichnet ſind.

Unter den Verwundeten war mein armer Hauf, der einen Schuß ins Knie erhalten hatte. Die Wunde war an und für ſich nicht gefährlich; allein als ich ihn beſuchte, wollte mir ſein Ausſehen durchaus nicht gefallen. Seine Augen waren weit geöffnet und er ſah wie irre umher, obgleich er ganz vernünftig ſprach. Am zweiten Tag darauf wurde mir ſein Tod gemeldet; die Aerzte ſagten, daß eine Gehirnentzündung hauptſächlich denſelben herbeigeführt habe.

Unſere Todten hatten wir natürlich mit Muſik und allen militäriſchen Ehren begraben; der Pfarrer hielt die Grabrede; am Sarge des bei dem Ausfall gebliebenen Artillerielieutenants wußte er von nichts zu reden, als vom — Stolze Nebucadnezars! Daß verdroß mich ſo, daß ich Tiedemann veranlaßte, dem Geiſtlichen zu ſagen, er möge ſich an Haufs Grabe mit den gewöhnlichen Gebeten begnügen, ich wolle meinem Freunde die Grabrede halten. Als ich jedoch davon hörte, daß Elſenhans, der Haufs Landsmann war, eine ſolche aufgeſetzt habe, trat ich zurück. Auf dem Weg zum Kirchhof drang man jedoch in mich ebenfalls

zu reden, da es in der Stadt bekannt geworden ſei und ſich deshalb eine Menge Leute verſammelt hätten. Ich gab nach und nachdem der Pfarrer ſeine Gebete geſprochen hatte, hielt ich eine Rede aus dem Stegreif, in der ich von dem glücklichen Looſe Hauſs ſprach, der für die einzige Tochter der Gottheit, die wir neben dem Sohne verehrten, für die Freiheit geſtorben ſei. — Ich hatte Hauf lieb gehabt und die Rührung ſchnitt mir die Rede mitten durch, als ich wirklich kein Ende wußte.

Elſenhans redete nach mir; allein er ſchlug ſo täppiſch auf das Chriſtenthum los, daß es unter dem geſammten Volk, ſelbſt unter den Soldaten, allgemeine Entrüſtung erregte.